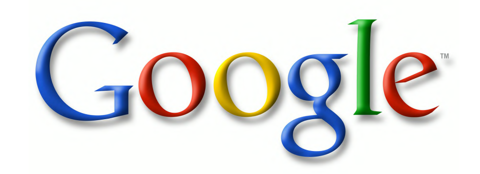


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

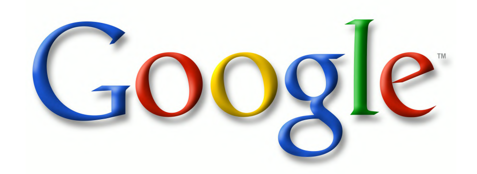
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

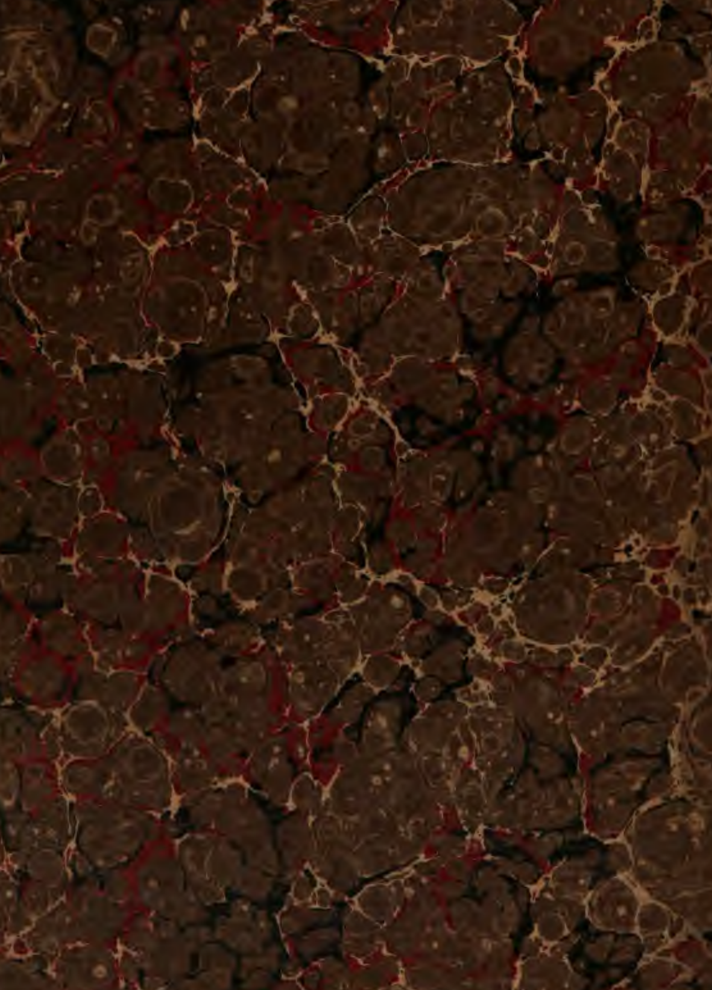
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

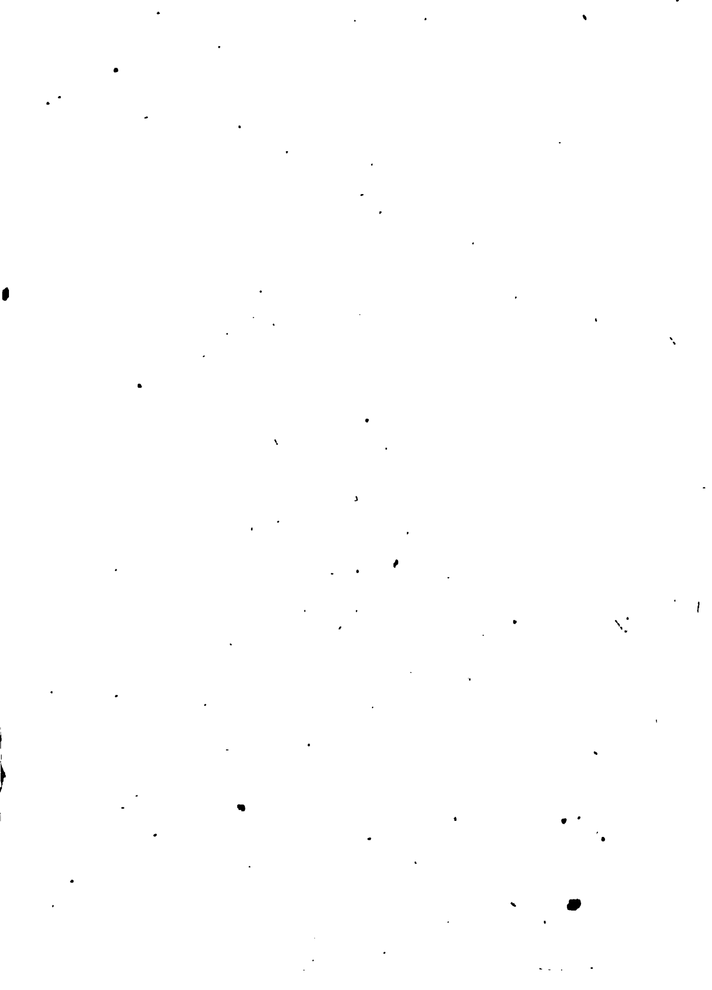
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



198/698

Vet. Ger. III A. 184







J. G. Jacobi's sämmtliche Werke.

Vierter Band.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.
1825.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
21 MAR 1963
OF OXFORD
LIBRARY

Jacobi's Werke.

Vierten Bandes erste Abtheilung.



An die Nacht.

Bist du nicht mehr dem Sänger hold?
  Was that ich, traute Nacht?
Hab' ich dich je für schnöden Sold,
  Für eitles Lob durchwacht?

Du hörtest mich: Die Laute klang
  Oft bis ans Morgenroth;
Doch Freunden nur und Mädchen sang
  Sie, was mein Herz gebot.

Vom Nachruhm blieb ich unbethört;
  Um seinen Flitterschein
Gab ich, am sorgenlosen Herd,
  Nicht einen Becher Wein.

Was sollte mir im öden Reich,
  Wo die Verwesung haust,
Sein Heroldsruf, dem Winde gleich,
  Der über Grüfte saust?

Des Marmors Inschrift, welche kaum
Ein flücht'ger Pilger liest,
Gewährt sie Todten einen Traum,
Der ihren Schlaf versüßt?

Für Andre glänz' am dunklen Ziel
Der späte Dichterlohn,
Der Lorber! meinem Saitenspiel
Entlockt er keinen Ton.

Wenn aber mir ein Freundeskreis
Zum Kranze Rosen beut,
Und die zufriedne Muse leis'
Ins Ohr mir prophezeyt:

Dein Lied — es wird nicht untergehn;
Der Enkel singt es nach:
O dann erquickt, wie Frühlingswehn,
Mich, was die Muse sprach;

Nicht, weil des Ruhms Posaunenschall
Aus weiter Ferne klingt;
Mir lohnt es, wenn der Wiederhall
Des Liedes Freude bringt.

Denn stets war ich dem Völkchen gut,
Das ich auf Erden fand;
Ging meinen Weg mit leichtem Muth,
Und knüpfte manches Band;

Sah unter Menschen Sonn' und Stern
Am blauen Himmelszelt,
Sah Laub und Blüthen, weilte gern
In dieser Gotteswelt;

Und möchte noch den Menschen nah
Im kühlen Grabe seyn,
Noch ihnen singen, was ich sah;
Noch rühmen Quell und Hain;

Mit ihnen theilen jede Lust
Am goldnen Mayentag,
Entfesseln des Beklemmten Brust
Durch hellen Lautenschlag;

Noch lehren, unterm Dach von Moos,
Der Einfalt Werth verstehn;
Erzählen, welch ein kleines Loos
Mir fiel, und doch wie schön;

Wie schön durch häuslich stilles Glück,
Durch mäßigen Genuß,
Durch meiner Gattin Wort und Blick,
Durch meines Knäbleins Kuß.

O tönt, wenn ew'ge Nacht mich deckt,
Wenn nicht der Liebe Wort,
Der Unschuld Kuß mich ferner weckt,
Ihr Saiten, tönet fort!

Und hier, wo sich mein Geist erhob
Im preisenden Gesang,
Hier sagt dem Himmel noch mein Lob,
Der Erde meinen Dank!

Die Tanne und das Vergißmeinnicht.

Die Tanne.

Du armes Blümchen dauerst mich:
An Farben bist du schön; wer aber sieht auf dich?
Uns Tannen war der Schöpfer hold;
Mein Wipfel strahlt im Abendgold
Dem Pilger auf entfernten Wegen,
Und saust in Stürmen ihm entgegen.
Als Königin des Waldes sehn
Mich alle, die vorübergehn.

Das Vergißmeinnicht.

Kein Wunder, daß sie dich in deiner Hoheit sehn!
Allein, die Wahrheit zu gestehn,
Mich würde nie der Tanne Loos beglücken.
Wie mancher schaut mit kalten Blicken
Zu dir hinauf, wenn man von deiner Größe spricht!

Das schüchterne Vergißmeinnicht
Wird selten nur bemerkt; doch wer es sucht und findet,
Der hält das Blümchen werth; er bindet
Sich einen Strauß, und trägt mit frohem Sinn,
Als Pfand der Treue, mich zu seinem Mädchen hin.

Der Namenstag*)

Freyburg, am 4. November 1798.

Dem Freund, und nicht dem lange schon
Von mir vergeßnen Reichs-Baron;
Dem guten, treuen Carl von Baden,
Am Fest des heil'gen Carolus
Mit diesem Blättchen meinen Gruß,
Um ihn geziemend einzuladen
Zu einem nächtlich frohen Punsch
Und einer wohl genährten Ente,
Mit der ich gern den besten Wunsch
Zusammenreimte, wenn ich könnte.
Allein das Dichten ist kein Spiel,
Und bloßes Reimen heißt nicht viel:

*) Auch nach Adelung ist der Name Carl mit dem Worte Kerl einerley, welches leztere bey den älteren Deutschen keinen unedeln Nebenbegriff hatte, sondern häufig gebraucht wurde, um einen tapfern Mann zu bezeichnen.

Woher, das Jahr hindurch, die Lieder
Für alle Freunde, Schwestern, Brüder
Von Freyburg, bis nach Halberstadt?
Denn, wie Homer bewiesen hat,
Wird jedem, der auf Erden weilet,
Sein eigner Name zugetheilet *).
Der deine, ganz von deutschem Schrot
Und Korn, aus jenen bessern Zeiten,
Als brüderlich beym Gastgebot
Sich Männer noch mit Männern freuten,
Der brave Kerl im Rundgesang
Den Ohren nicht verächtlich klang,
Man vom Gelag den Schleicher bannte,
Und süße Falschheit Lüge nannte;
Dein Name, Freund, ist Deiner werth!
Denn ohne Schild und Helm und Schwert,
Die mancher, der damit stolzieret,
Doch nur gemalt im Wappen führet,
Uebst du den alten Ritterbrauch,
Willst kriechend nicht den eitlen Hauch
Der Hofluft, andern gleich, erschnappen,
Gönnst ihre schön verbrämten Kappen
Der Thorheit; redest, wo es gilt;
Lobst nie, was Dein Gewissen schilt,

---

*) Odyssee VIII. 550.

Und lachst der bunten Modeschnirkel
Der feinern Welt, im Freundeszirkel.

Wohlan, so komm! mein Weibchen drückt
Schon die Citronen; schalkhaft blickt
Mein Kleiner in die weite Schale
Und spiegelt sich, und ruft zum Mahle
Den guten Karl. — Die Ente soll
Uns und dem zürnenden Apoll
Für jegliches Geschnatter büßen,
Das wir tagtäglich hören müssen;
Indessen raucht der Becher, steigt
Hoch unser Herz; tief unten zeigt
Sich Vieles kleiner dann geworden!
Wo blieben Kreuz und Stern und Orden
Am Manne voller Gravität,
Der nun als Männchen vor uns steht,
Sich immer neue Ketten schmiedet,
Und ängstlich schwitzt und keucht? — Jedoch
Mein Rausch beginnet, ehe noch
Zum Punsche nur das Wasser siedet!

Nach dem Durchblättern einer poetischen Blumenlese.

Der Meistersänger, ach, wie viel!
Mein Ohr umschwirren tausend Reime,
Gleich einem, Jahre lang gehörten, Glockenspiel.
Hier sitzt ein Musensohn im Schatten seiner Bäume,
Durch die kein Zephyr weht, und ruft dem hol-
den May:
Dann wünsch' ich gleich den Winter mir herbey;
Dort phantasirt ein zweyter Alltagsträumer;
Des dritten Liebesgluth macht warme Herzen kalt;
Des vierten Jugendlob vor Langerweil' uns alt.
Die Ruhe preisen sie; wir werden matt und müde,
Und schlafen ein bey ihrem Morgenliede.

Ein Tauben-Roman *).

An Henriette L***.

Ohne Zweifel erinnern Sie sich noch, liebe Henriette, des vorjährigen schönen Maytags in ihrem Garten, als wir unter den Bäumen an der kleinen Einsiedeley beysammen saßen, und die Vögel beobachteten, wie einige sich lockten, zu einander hin und wieder von einander weg flogen, andere voller Eintracht auf einem Zweige sich wiegten, und noch andere mit lautem Zwitschern und ausgespreiteten Flügeln einen Zweykampf begannen. Die Vögel, sagte ich, haben zuverlässig ihre Romanauftritte, wie wir; hätten sie auch Romanenschreiber, so würden wir oft über die Verwickelung und Entwickelung ihrer Liebesgeschichten uns wundern. Sie, meine Freundin,

*) Da in dieser Erzählung alles pünktlich wahr ist, so kann dieselbe ein Beytrag zur Psychologie der Thiere angesehen werden.

sahen mit einer ungläubigen Miene mich an, und lachten, als ich meinen Satz im Ernst behauptete. Jetzt kann ich ihn mit einer Thatsache belegen, für deren Richtigkeit meine Nichte, das gute Lottchen, sich verbürgt; welches viel gesagt ist, indem ihre Wahrheitsliebe so weit geht, daß es sie beleidigt, wenn ich auch nur ein Feenmährchen ein wenig anders erzähle, als es im Buche steht.

Vor einigen Wochen also, an einem kalten Märzmorgen, da ich mit Lottchen frühstückte, kam ein Tauber an mein Fenster geflogen, und ließ sich mit seinem Weibchen, das ihm augenblicklich folgte, auf der äußeren Fensterbank nieder. Beyde waren glänzend weiß, an den Flügeln nur mit ein Paar dunkelbraunen Flecken gezeichnet, hatten einen schlanken, reitzenden Wuchs, und in den Umrissen der Köpfe so etwas feines, etwas so unschuldig zärtliches in den Augen, daß sie würdig gewesen wären, auf der von Anakreon gerührten Leyer zu schlummern, oder, als Gesandtinnen des Liebesgottes, eine Botschaft von ihm seiner Psyche zu bringen, und in ihrem Schooße dann auszuruhen. Nicht lange, so entfernten sie sich; waren aber, weil meine Nichte ihnen Weizenkörner hinstreute, in wenigen Minuten wieder da. Es lohnte sich der Mühe,

die Liebkosungen beyder zu beobachten; das männliche und doch bescheidne Werben des Taubers, und wie die Taube mit der jungfräulichen Schüchternheit einer Neuvermählten ihren Hals an den seinigen schmiegte. Lottchen hätte sie deßwegen beynahe zu Platonikern gemacht. Den ganzen Tag konnte sie das zärtliche Pärchen nicht vergessen, legte sich mit dem Gedanken an dasselbe schlafen, und als am folgenden Morgen unsre Gäste wieder in aller Frühe ans Fenster pickten, sprang sie eilig aus dem Bette, fütterte sie, machte ihnen sogar hinter einem Fensterladen ein warmes Nest von Stroh, und nun schlugen die Täubchen förmlich ihre Wohnung bey uns auf. Meiner Nichte werden Sie, liebe Henriette, leicht ihre kindliche Freude verzeihen; aber sonderbar wird es Sie dünken, daß ich mich selbst davon anstecken ließ. Schade nur, daß sie von kurzer Dauer war! Einst, als wir uns zum Frühstücke hinsetzen wollten, fanden wir das Weibchen allein, traurig, mit hangendem Köpfchen auf die Waizenkörner niederblickend, von denen es noch keines angerührt hatte. Zu wiederholten Malen flog es die Straße auf und ab, kehrte zurück, saß unbeweglich auf der Fensterbank, und suchte von neuem den verlornen Gatten. Bey jedem

Fluge blieb es länger, und zuletzt gänzlich aus. Lottchens Betrübniß können Sie sich vorstellen. Jedoch trauerte sie nicht über ihren eignen Verlust, sondern über das Schicksal des Täubchens; wie denn gemeiniglich ein junges Mädchen, wenn nicht Eifersucht dazwischen kommt, in dergleichen Fällen am mitleidigsten ist. Anfänglich hoffte sie noch; aber der März lief zu Ende, und jetzt war alle Hoffnung verschwunden.

Die Tage fingen schon an, wärmer und schöner zu werden, als an einem heitern Aprilabend — wir hatten eben einige Frauenzimmer bey uns — etwas vor dem ersten Fenster vorbey an das andre hin rauschte. Lottchen erhob ein Jubelgeschrey, und siehe da, unsre weiße Taube in der Gesellschaft eines großen, wohlgebildeten Taubers, von glänzend brauner Farbe, von der Gattung derer, die man Capuziner nennt! Augenscheinlich hatte das Täubchen ihm den Weg gezeigt, und es war, als hätt' es von seiner ehemaligen Pflegerin dem neuen Geliebten erzählt; denn er ließ gleich die Bewirthung meiner Nichte sich gefallen, und war eben so einheimisch, wie sein Vorgänger. Von nun an fanden beyde sich täglich bey uns ein, um ihr Futter zu holen.

Auf diese Ueberraschung folgte, den vierten

oder fünften Tag, eine zweyte. Unser Fenster-
besuch hatte, wie gewöhnlich, nach der Mittags-
mahlzeit sich wegbegeben; da erschien der weiße
Tauber, stürzte auf unser Fenster herab, blieb
eine Weile, und flog davon, aber nur, damit
er seine jetzige Gefährtin herbeyführte; und diese
war, nach ihrer Bildung, Größe und Farbe zu
urtheilen, das zum Capuziner gehörige Weibchen.
Denken Sie sich, meine Freundin, mit welcher
Ungeduld wir das Begegnen der beyden Tauber
und ihrer Geliebten erwarteten! Die Katastrophe
war nicht fern. Gleich am nächsten Mittage, zu
der Zeit, da unser weißes Täubchen und sein
jetziger Ehegenoß ruhig die letzten Körner aufla-
sen, kam der weiße Tauber und setzte sich zwi-
schen sie. Sein braunes Weibchen ließ er auf
dem Dache des gegenüberstehenden Hauses zu-
rück. In den ersten Augenblicken war auf der
Fensterbank eine völlige Stille; die beyden Ne-
benbuhler schienen einander kaum zu bemerken.
Sobald aber der weiße, um seine älteren An-
sprüche an das Fenster, und vielleicht an die wie-
dergefundene Gattin, geltend zu machen, sich in
Bewegung setzte, warf auch der Capuziner sich
in die Brust. Muthig und stolz ging er hin und
her, gab dem Feinde, so oft er demselben näher

kam, einen Seitenstoß, und hiermit die Losung zum Streite, bey welcher das, bis dahin gebliebene, wehrlose Täubchen zu dem andern aufs Dach flüchtete und mit ihm den Kämpfern zusah. Der Sieg war nicht lange zweifelhaft. Nach einem kurzen heftigen Angriffe behielt der Braune das Feld; ließ aber den Gegner fliehen, ohne ihm nachzusetzen, und schwang sich alsdann triumphirend in die Luft. Die Weibchen folgten den Männern. Seit dem ist uns weder das eine noch das andere Paar mehr zu Gesichte gekommen.

Sagen Sie, liebe Henriette! fände man in dieser Erzählung nicht hinreichenden Stoff zu einem Roman? Sie enthält Freuden und Qualen der Liebe, Trennungen, banges Umherirren, Wiedersehn, Eifersucht und Kampf. Und doch erzählte ich nur das, was vor meinen Augen vorging. Wie erst, wenn bey meiner wahren Begebenheit mir eine Muse, wie dem Dichter bey seiner Fabel, auch das Ungesehene aufgedeckt hätte; die verborgnen Veranlassungen und Triebfedern, jede in Schatten gehüllte Scene; jedes kleinere Zwischenspiel? Vermuthlich wäre dann die Verwickelung der Geschichte von einer doppelten Gefangenschaft herzuleiten; wenigstens weiß

ich mir die Sache nicht anders zu erklären, als daß der weiße Tauber auf einem fremden Taubenschlag in die Gewalt eines fremden Herrn gerieth, und sein rechtmäßiger Herr, um gleiches mit gleichem zu vergelten, dem andern ebenfalls seinen Liebling, den Capuziner wegkaperte. Eine Zeitlang mochten die beyden Gefangnen um ihre Gattinnen, so wie die verlaßnen Täubchen um ihre Männer, trauern; nach und nach aber fühlten alle das Lästige der Einsamkeit. Jene glaubten vielleicht, der Kummer hätte ihre zärtlichen Weiber getödtet; und diese beredeten sich, ihre Gatten wären von einem Luft-Corsar überfallen und gewürgt worden. Intelligenz-Blätter und Todtenscheine giebt es unter Ihnen nicht. Was sollten unsre Wittwer thun? Sie fingen an, die Wittwen zu trösten, und wie konnte die Capuzinerin dem schönen Paris widerstehen? Wie die von ihm geschiedne hülflose Blondine dem braunen streitbaren Helden, der sich ihr zum Ritter anbot? Kurz — — Aber, fiel Lottchen, als wir gestern davon redeten, mir ins Wort: mich ärgert es immer, daß mein Ideal von Taubentreue nun verdorben ist. Alle Dichter in allen Sprachen sangen davon. Oft hat mich das Täubchen von Hagedorn gerührt, das, bereits in dem

Klauen des Falken, seinen schlafenden Freund nicht zu seiner Vertheidigung geweckt haben will; da dieser indessen von selbst erwacht, und herbeyeilt, worauf sie, Hals an Hals, mit einander starben *). Und das herrliche Gespräch von Gleim zwischen dem Wandrer und der Taube! — Welches? fragte unser junger Abbé, der gerade zugegen war. Meine Nichte mußt' es ihm hersagen, und jetzt bittet sie mich, es für Sie, liebe Henriette, abzuschreiben, auf den Fall hin, daß Sie Gleims Fabeln nicht bey der Hand hätten.

„Der Wandrer.

Was machst du da, du kleine Turteltaube?

Die Taube.

Ich seufze. Mein getreuer Mann
Ward einem Jäger hier zum Raube,
Dem er doch nichts gethan!

Der Wandrer.

So fliege weg! wie? wenn er wieder käme.
Mit dem Geschütz, das ihm das Leben nahm
Und dann auch dir das Leben nähme?

---

*) Hagedorns Fabeln und Erzählungen, zweytes Buch.

Die Taube.

Thut er es nicht, so thuts ja doch der Gram*)."

Gieb dich zufrieden! sagte ich zu Lottchen: Wenn man die Treue der Tauben rühmt, so versteht man darunter keine andern als Turteltauben, von welchen du auch nie dergleichen erleben wirst. Turteltauben sind es in deinen beyden Fabeln; imgleichen in der Romanze von Goldschmith, die du auswendig kannst.

„Und Lieb' ist gar ein leerer Schall;
Gebannt vom Spiel und Fest,
Durchirrt sie Wüsten nur, und wärmt
Der Turteltaube Nest**)."

---

*) Aus dem Französischen: *Le Passant et la Tourterelle.*

Le Passant.

Que fais-tu dans ce bois, plaintive tourterelle?

La Tourterelle.

Je gémis; j'ai perdu ma compagne fidèle.

Le Passant.

Ne crains-tu point que l'oiseleur
Ne te fasse mourir comme elle?

La Tourterelle.

Si ce n'est lui, ce sera ma douleur.

**) And love is still an emptier sound,
The modern fair one's jest,

Indessen — unterbrach mich der geistliche Herr — stimmt ein andrer französischer Dichter seinem Landsmann, von welchem die Gleimsche Fabel entlehnt ist, so wie dem Deutschen und Engländer, nicht bey.

La plus tendre tourterelle
Change d'amour en un an *).

Diese Verse sind gewiß von einem französischen Abbé, versetzte Lottchen mit einigem Unwillen. Zwar giebt es auch in Deutschland unter den Geistlichen und Nichtgeistlichen der jungen Flatterer genug, die an keine weibliche Treue glauben wollen. So wie, fuhr ich fort, der galanten Damen, denen das Beyspiel der Turteltauben mehr zur Aergerniß als zur Erbauung gereicht, und welche heimlich denken, was jene Pariserin wirklich einem Moralisten antwortete, als dieser, um sie wegen ihrer Ausschweifungen zu beschämen, sich auf die größere Enthaltsam-

---

On earth unseen, or only found
To warm the turtel's nest.
Im Landpriester von Wakefield.

*) Das getreuste Turteltäubchen
Liebt nicht länger als ein Jahr.

keit der unvernünftigen Thiere berief. Sie erwiederte ganz kalt: Aussi sont-ce des bêtes *).

Der Abbé schwieg. Lottchen kam auf ihre Tauben zurück, und wünschte ein besseres dénouement de la pièce; daß nämlich jeder Tauber sein erstes Weibchen, wie Menelaus die schöne Helena, wieder heimführen möchte. — Sie aber, meine Freundin, wünschten vielleicht, daß dieser Brief nur halb so lang wäre, als er ist. Leben Sie wohl!

*) Eben darum sind es Thiere.

Die Krone und die Nachtmütze.

Auf einem Marmortische lag,
Verkündigend den Gallatag,
Früh Morgens eine Königskrone
Und neben ihr des Königs Mütze. — Wie?
Hub jene zürnend an, mit stolzem, bittern Hohne:
Du wagst dich her, wo deines gleichen nie
Das Sonnenlicht beschien? Genug schon, daß im stillen
Verborgnen Schlafgemach dir ein Monarch erlaubt,
Incognito sein hohes Haupt,
Dieweil er schlummert, einzuhüllen!
Gedenke, was du bist! — Ich bin,
Erwiederte die Nachbarin,
Zu des Regenten Ruhm und deiner eignen Ehre
Nicht so entbehrlich als du meinst.
Um dich herum, wenn du erscheinst,
Versammeln sich gedrängte Jubelchöre;

Die Menge staunt; und ach! zu bald vergißt
Ein König, daß er Mensch, wie andre Menschen, ist.
Ich aber sag' ihm gern auf seinem Ruhekissen,
Mit ihm in stummen Finsternissen
Allein, die große Wahrheit vor;
Und hört mich sein verwöhntes Ohr,
Dann huldiget im Fürstensohne
Das treue Volk dem Manne, den es liebt:
Dann freue dich, ein neuer Glanz umgiebt
Die heiliger gewordne Krone.

Die Ruhe in Egypten.

Ein Gemälde von Hannibal Carraccio.

Holdes Kind, das in der Mutter Schooß
Eingeschlummert liegt! des Himmels Melodieen
Tönen dir im Traum, und Engel knieen
Vor dem Flüchtling, dessen Erdenloos
Müh' und Arbeit ist. — Wie niedrig, und wie groß!
Um dich her in andachtsvoller Stille
Berg und Thal! Aus grober Hülle
Ragt hervor die kleine, schwache Hand,
Die, zum Wohlthun ausgesandt,
Ueber Meer und über Land
Ruhe bringen soll und Segen.
Liebend wehn die Winde, rieselt hin der Fluß;
Denn mit leisen Herzensschlägen
Hält die Mutter ihres Säuglings Fuß,
Ach! der auf bedornten Wegen,
Guten Seelen nach, die sich verirrt,

Tief im Staube wandeln wird;
Aber künft'ger Herrlichkeit entgegen
Unter Schmach und Elend geht,
Und dereinst verklärt auf Erdbern steht.

Was umsäuselt mich in dieser Stille?
Gottes heil'ger Friede schwebt
Ueber mir; der Weisheit Fülle
Kommt herab zur Einfalt, und die Seele hebt
Auf der Liebe sanftem Flügel sich,
Hofft und glaubt — O du, in deiner armen Hülle,
Kind des Himmels, segne mich!

An die Natur.

Blätter fallen, Nebel steigen,
Und zum Winterschlafe neigen
Sich die Bäume schon auf welker Flur:
Ehe Flocken sie umhüllen,
Rede du mit mir im Stillen
Einmal noch, befreundete Natur!

Oft hast du mit mir getrauert,
Oft mich wonnevoll durchschauert;
Deine Muttertreue lächelt, spricht,
Hier in lispelnden Gebüschen,
Dort in Farben, die sich mischen,
Winkt im Sonnenstrahl, im Dämmerlicht.

Wo der Nord auf nackten Hügeln
Braust, und wo sich Blumen spiegeln,
Bist du Wiederschein und Wiederklang

Der geheimsten unsrer Triebe,
Malst und tönest Hoffnung, Liebe,
Freud' und Schmerz, und Klag- und Trostgesang.

Freude, wenn, umjauchzt von Hirten,
Sich mit Glanz die Berge gürten,
Mit des jungen Maytags erstem Glanz;
Liebe, wenn sich Reben winden,
Rosen küssen, Bäche finden,
Und die Aue lacht im Hochzeitkranz.

Wehmuth, wenn des Tags Getümmel
Nun verstummt; am grauem Himmel
Unbewegt die Abendwolke steht;
Lustgehölze sich umdüstern,
Und der Wind mit bangem Flüstern
Nur im höchsten Laub der Pappel weht.

Hoffnung blickt im Sternlein nieder,
Das nach schwarzen Stürmen wieder
Freundlich aus dem Nachtgewölke tritt;
Und in goldner Morgenröthe
Singt zur ländlich frommen Flöte
Jeder Hain; die Staude säuselt mit.

Unbefangne Mädchenherzen
Läßt ihr kindlich frohes Scherzen
Oft im Bild' ein Sommerabend sehn,
Wenn in hellen, blauen Lüften,
Wie auf lämmervollen Triften
Schön gepaarte Silberwölkchen gehn.

Aber aus entweihten Gründen
Flieht dein süßes Mitempfinden,
O Natur! die öde Quelle rauscht
Ohne Liebe; sprachlos flüstern
Zweige, die sich nie verschwistern,
Wo im Blüthenstrauche Bosheit lauscht.

Sie umringen leere Schatten,
Taube Wälder; auf den Matten
Ist der Blümchen keines ihr verwandt;
Segen krönet nicht die Garben,
Und des Regenbogens Farben
Schmücken nicht der Eintracht Festgewand.

Wie er zagt in sichrer Höhle,
Der Verräther, dessen Seele
Jedes dumpfere Getöse schreckt!

Lauter Stimmen, die dem Rächer
Rufen! denn zum Mitverbrecher
Wird der Fels, der einen Frevler deckt.

Selig, wer mit immer reinen
Händen dir in dunkeln Hainen,
Allernährerin! sein Opfer bringt;
Wer von lichtumfloßnen Hügeln
Auf des Morgenwindes Flügeln
Sich in deinen höhern Tempel schwingt:

Dreymal selig die Getreuen,
Die sich deiner Einfalt freuen,
Deine Schönheit sehn mit lauterm Sinn!
Unter Erdenmelodien,
Zwischen Rosen, die verblühen,
Führst du sie zum Unsichtbaren hin.

Die vom Lenz verjüngte Wiese
Zeigt uns künft'ge Paradiese;
Friede, wie der Thau von oben, mild,
Unvergänglich wie die Sterne,
Friede schimmert aus der Ferne,
Wenn die Sonne sich in Purpur hüllt;

Gleich dem hohen Gottesfrieden,
Den ein Traumgesicht dem müden
Pilger einst im heil'gen Lande gab:
Plötzlich ward die Nacht ihm heiter,
Mondesglanz zur Strahlenleiter,
Und der ganze Himmel stieg herab.

Der junge Biber.

Ein reges Bibervölkchen baute
Das dritte Stockwerk auf sein Haus;
Der jüngsten einer nur saß unbewegt und schaute
Mit trüber Stirn ins weite Feld hinaus.
Warum so müßig? sprach ein alter, weiser Biber:
Was kümmert dich? Frisch angefaßt!
Dann gehn die Grillen bald vorüber.
Die gute Laune weicht von dem, der Arbeit haßt.

Meinst du, ich scheue sie? versetzte
Der andre: Müßiggang ist mir die größte Pein
Und wahrlich bin ich nicht der letzte,
Wo etwas Löbliches begonnen wird; allein
Das Werkchen dünkt mich gar zu klein.
Wie könnt' es einem Freude bringen,
Wenn man, sich höher aufzuschwingen,
Den mächt'gen Trieb im Busen nährt?
O siehe dort, an jenen Felsenwänden,
An jener stolzen Burg die Kunst von Menschen-
händen!

Ein solcher Bau ist seines Kranzes werth.
Zur Wolke steigen sie empor, die kühnen Lasten!
Muß da nicht mit beschämtem Blick
Ein Biber auf sein Meisterstück
Heruntersehen? — Ja, Fantasten,
Gab ihm der Alte zum Bescheid,
Wie du, die keine Stunde rasten,
Und dennoch müßig gehn, weil, mit sich selbst
entzweyt,
Sie nur, was die Natur verbeut,
In ihrem Eigendünkel wollen;
Das aber nicht thun, was sie sollen.
An unsre Hütten hast du noch
Dich nicht gewagt, und träumest doch
Von Schlössern, hochgethürmt, die an den Him-
mel reichen.
Fang' an, mit deiner Kunst den Brüdern dich
zu weihn,
Denn, wär' es dir vergönnt, den Menschen je
zu gleichen,
So müßtest du zuvor der beste Biber seyn.

Der erste Schattenriß *).

In den ältesten Zeiten der Stadt Corinth, als sie noch Ephyra hieß, und von ihrem nachherigen Glanze weit entfernt war, lebte daselbst ein Töpfer, Namens Dibutades. Er genoß der Achtung aller seiner Mitbürger, weil von den damaligen Griechen die Töpferscheibe in besondern Ehren gehalten wurde. Man verdankte ihr, außer den zum häuslichen Gebrauche bestimmten Gefäßen, denen Genügsamkeit und Einfalt der Sitten einen größeren Werth gab, die gottesdienstlichen Gefäße, und die, jenem Zeitalter ebenfalls heiligen, Aschenkrüge. Ueberdem konnte der Künstler das Ansehen des Handwerkers nicht herabsetzen; denn Bildhauerkunst und Malerey wurden in Griechenland noch nicht ge-

*) Man s. Plinii natural. histor. L. XXXV. c. XII.

übt. Die Bildnisse der Götter bestanden in einer bloßen Säule, in einem viereckigten Stein oder einer Pyramide, auf welcher man höchstens den Namen des darin zu verehrenden Gottes las*). Auch die Erfindung des in der Folge berühmten Corinthischen Erzes, blieb einem spätern Jahrhundert aufbewahrt **).

Dibutades erwarb sich unter den übrigen seines gleichen den ersten Rang dadurch, daß er bey seiner Arbeit mit dem Mechanischen ein gewisses Kunstgefühl vereinigte. Was aus seinen Händen ging, zeichnete sich aus durch das Gefällige der Form, welcher eine von ihm erfundene röthliche Farbe noch mehr Reitz verlieh.

So wie aber selten ein Künstlertalent ohne Künstlereigensinn ist, so war auch Dibutades von letzterem nicht frey. Jedem andern Stande zog er den seinigen vor; und hätten alle Bürger der Stadt, selbst die vornehmsten, um seine einzige Tochter geworben, er hätte sie keinem, als dem geschicktesten Töpfer zuerkannt.

---

*) Winkelmanns Geschichte der Kunst. Thl. I. Kap. 1.

**) Das Mährchen von der zufälligen Entstehung desselben wird von niemanden mehr geglaubt.

Die schöne Philea, so hieß seine Tochter, wußte dieses wohl; allein sie hätte zwey Monate früher es wissen sollen. Als sie es erfuhr, hatte sie bereits dem jungen Ariston, welcher unglücklicher Weise kein Töpfer war, zu oft in sein blaues Auge gesehen, zu oft sich von ihm sagen lassen: Schöne Philea! Von ihm lassen konnte sie nicht mehr. Bald suchte sie mit der Gutmüthigkeit ihres Vaters sich zu trösten, der ihr keinen Bräutigam wider ihren Willen aufdringen würde; bald erinnerte sie sich der letzten Worte ihrer sterbenden Mutter: Mache deinem Vater frohe Tage! Dann weinte sie, bis ihr die Liebe ins Ohr flüsterte: Wie magst du den Vater so verkennen? Hängt nicht seine ganze Seele an dir? Wird es ihm schwer fallen, seiner Zärtlichkeit gegen dich eine Grille aufzuopfern? Am mehrsten beruhigte sie der Gedanke an die Glücksumstände ihres Geliebten. Er war der älteste Sohn des Agathokles, eines im Schiffbau erfahrnen Mannes, worin er, so wie Dibutades in der Töpferarbeit, es allen andern zuvorthat. Sein Ruhm hatte sich auf den beyden angrenzenden Meeren verbreitet, und seine Mühe sich reichlich belohnt. Welcher Vater würde nicht solch einen Freyer willkommen heißen?

Für den Dibutades hatte dennoch alles dieses keinen Reitz. Er war von der Liebe seiner Philea, ohne daß ihr etwas davon ahndete, längst unterrichtet; denn einem verliebten Mädchen wird es nicht leicht, sich vor einem feinen Beobachter lange zu verbergen. So verrieth auch Philea sich dann und wann durch einen tiefsinnigen Blick, durch einen Seufzer, nach welchem sie plötzlich erschrak, durch zerstreute Antworten, bey denen sie zusammenfuhr, und die ihrem Vater hinlänglich waren, in seiner Tochter eine Leidenschaft zu argwöhnen. Er wandte sich deßwegen an ihre Wärterin, und diese, weil sie das Verheimlichen für eben so unnütz als gefährlich hielt, entdeckte die Sache bis auf den kleinsten Umstand.

Dibutades kannte und schätzte den Ariston, hatte sogar, wenn Philea dabey war, ihn öfters gelobt; aber er wollte keinen Schwiegersohn, der Schiffe zimmerte, anstatt Gefäße aus Thon zu bilden. So sehr ihn auf der einen Seite das gute Mädchen jammerte, so ließ doch auf der andern ein unseliger Eigensinn, der zuweilen die besten Menschen ungerecht und hartherzig macht, ihm nicht zu, daß er in eine Verbindung dieser Art willigte. Mit Gewalt die Liebenden zu tren-

nen, daran gedacht' er nicht; allein das letzte sollte versucht, jedes Hinderniß in den Weg gelegt werden. Für jetzt war, nach seiner Meinung, das rathsamste, zu schweigen, die Tochter zu bemerken, und abzuwarten, was etwa Zeit und Gelegenheit ihm an die Hand gäbe.

An einem Abend, als Dibutades zu einem Gastgebot eingeladen war, kam Ariston zu Philea. „Ich muß", sagte er, „auf einige Tage dich verlassen. Morgen geht ein, von meinem Vater neu erfundnes Fahrzeug nach einer Insel im Jonischen Meer, und es ist nöthig, daß ich mitgehe, weil es zum ersten Male absegelt. Die Göttin der Liebe, die auch das Meer beherrscht, wird mir günstig seyn, und dann bin ich in der dritten Woche zurück."

Nicht eher, als in der dritten Woche? versetzte das Mädchen, mit Thränen im Auge. So lange dich nicht sehen? ich, der ein einziger Tag ohne deinen Anblick kein Ende zu haben schien? Ach! wie oft, wenn ich vor meinem Spiegel saß, wünschte ich, mein Bild darin befestigen zu können, um es dir zu geben! Wäre es möglich, nun das deinige hinein zu zaubern, mit welcher Geduld wollte ich deiner Wiederkunft entgegen harren!

So wünschte Philea, und konnte nicht anders wünschen; denn von der Abbildung einer Menschengestalt hatte man noch keinen Begriff.

Kaum war das letzte Wort aus ihrem Munde, als Ariston von ungefähr so neben die brennende Lampe zu stehen kam, daß an der Wand gegenüber, mit sprechender Aehnlichkeit, sein Gesicht im Schatten sich zeigte. Wie eine Begeisterte, sieht Philea nach der Wand, nach ihrem Geliebten, legt beyde Hände auf seine Schultern: Bleibe, ruft sie, bewege dich nicht! Dann fliegt sie davon, kommt mit einer dem Herd' entrissenen Kohle wieder, betet zur Venus, fängt an, nach dem Schatten zu zeichnen, und vollendet den Umriß. Nur einem Griechen ist es erlaubt, die Empfindung eines griechischen Mädchens in solch einem Augenblicke zu schildern.

Mitten in ihrer Wonne ließ Philea den scheidenden Ariston um so ruhiger aus ihrer Umarmung, da dessen Vater, gleich nach der Rückkehr seines Sohnes, sie von dem ihrigen begehren wollte.

Wie aber? Wird Dibutades die schwarzen Linien an der Wand nicht eben so gut sehen, als sie? Hieran dachte sie erst beym Schlafengehen, und ihr Herz pochte gewaltig. — „Immerhin"!

sagte sie bald darauf: „Sind es doch nur schwarze Linien! müssen sie denn nothwendig von mir seyn? wenigstens wird er den Ariston nicht darin erkennen". Als sie das gesagt hatte, pochte ihr Herz nicht mehr, und sie war im Traum bey ihrem Geliebten.

Indessen hatte Philea sich in ihrer Vermuthung geirrt. Ehe sie noch erwachte, stand ihr Vater bereits vor dem Schattenriß, erkannte in demselben den leibhaftigen Ariston, wußte kaum, ob er seinen Augen trauen sollte, zürnte aber nicht, sondern staunte, bewunderte, war voller Ungeduld, bis er von der Wärterin die Geschichte des Bildes vernahm. Seine Freude war unaussprechlich, denn die Wichtigkeit einer solchen Erfindung mußte nothwendig ihm einleuchten. Und seine Tochter die Erfinderin! Und ihr Liebhaber die Veranlassung dazu! Dieser hatte nun ein gewisses Recht auf die Hand, welche durch seinen ihr gelungenen Umriß sich berühmt machte. Dibutades konnte mit Ehren widerrufen, konnte die Wahl des Ariston zum Schwiegersohn vor seinem Eigensinn verantworten, und es that ihm wohl, daß er sich von außen gezwungen fühlte, seinem geheimen besseren Triebe zu folgen, und die Wünsche der guten Philea zu befriedigen.

Als er noch einmal nach dem Schattenriß hinblickte, gab sein Genius ihm einen Gedanken ein, von dessen Ausführung er sich mit der Zeit die Veredelung und Bereicherung seiner Kunst, oder vielmehr die Entdeckung einer neuen versprach. Unverzüglich sollte ein erster Versuch angestellt, wenn er geriethe, seine Tochter damit überrascht, und ihr alsdann ihr bevorstehendes Glück verkündigt werden. Bis dahin, soviel es auch seinem Herzen kostete, nahm er sich vor zu schweigen.

Philea, die jetzt aus ihrer Kammer trat, fand auf dem Gesichte ihres Vaters eine ungewöhnliche Heiterkeit. „Siehe", sagte er nach einer kleinen Weile, indem er sie zärtlich bey der rechten Hand faßte, „wie schön der Morgen ist! hole dir eine von deinen Gespielinnen und gehe nach der Quelle Pirene, wo du so gern im Schatten sitzest". Philea stutzte, wurde roth, und hätte sich nicht zu helfen gewußt, wäre nicht ihr Vater schnell in seine Werkstätte gegangen. Freylich war ihr unter den vielen Quellen, in und außer Corinth, Pirene die liebste; aber eben darum hatte sie derselben nie erwähnt. An dieser Quelle pflegte Ariston, wenn er nach dem Lechäischen Hafen ging, oder von da zurückkam, sie neben seiner Schwester zu finden. Je mehr das arme

Mädchen nachsann, desto räthselhafter wurden ihr die Worte des Vaters, insonderheit die frohe Laune und der zärtliche Ton, womit er sie aussprach. Lange unschlüssig, was sie thun sollte, gehorchte sie zuletzt seinem Befehle.

Sobald Dibutades allein, und die Thür verriegelt war, nahm er weichen Ton, drückte denselben in den von seiner Tochter gemachten Umriß, und formte nach diesem ein Bild, das dem Schatten vollkommen ähnlich war. Sein Entzücken mögen Künstler beschreiben, und diejenigen ahnden, die jemals über ein Werk ihrer Hände sich freuten. Er verbarg das Bild unter die zum Trocknen hingestellten Gefäße, damit es zu seiner Zeit im Brennofen vollendet würde.

Zwey Wochen gingen vorüber, die Dritte begann; da hörte Dibutades von der geschäftigen Wärterin, daß man am folgenden Tage den Arision erwartete. Ein andres Fahrzeug, das aus demselben Hafen früher als das seinige ausgelaufen war, hatte die Botschaft gebracht.

Dibutades rief seiner Tochter: „Liebe Philea! ich habe einen Freund auf dem Jonischen Meere, welcher nach unserer Küste will. Gehe mit einer deiner Vertrauten in den Hain der Nymphen, gelobe, wenn sie meinen Freund glücklich ans

Land bringen, ihrem Tempel ein Geschenk"! Sie starrte den Vater an, ohne zu antworten. „Gehe nur, gutes Mädchen"! fuhr er fort, und umarmte sie.

Gleich einer Träumenden, wankte Philea zu des Ariston Schwester, der sie alles erzählte, und sie um ihre Begleitung bat in den Hain der Nymphen.

Der nächste Morgen war dazu bestimmt, die bisherigen Räthsel aufzulösen. Man gedenke sich das Erwachen des liebenden Mädchens, als sie mit halb geöffneten Augen, ihrem Bette gegenüber, das aus Thon geformte, roth bemalte Bild des Geliebten sah. Im frohen Taumel springt sie auf, wirft die Kleider um, stürzt aus der Kammer, hängt an dem Halse ihres Vaters und weint. „Gutes Kind"! sagte dieser: „ich weiß alles; er soll der Deinige bleiben. Heute noch, ehe die Sonne untergeht, führ' ich ihn selbst in unsre Wohnung. Bereite nur ein Mahl für deinen Bräutigam."

Hierauf eilt er zum Agathokles, und mit demselben nach dem Hafen, wo sie von weitem schon die Flagge des Ariston erblicken. Ein günstiger Wind beflügelt das Schiff; man vernimmt schon das Freudengeschrey der Matrosen, und Ariston

landet. Mein Sohn! rufen Agathokles und Dibutades zugleich. Der erstaunte Jüngling steht unbeweglich stumm, kann das Wunder nicht glauben, bis er sich, die Wange mit Thränen benetzt, in den Armen des Vaters seiner Philea sieht.

Ehe die Sonne unterging, war er auch in den Armen der Tochter.

Gleich am folgenden Morgen wurde das Bild, zur Erfüllung des gethanen Gelübdes, im Tempel der Nymphen aufgehängt, und wie ein Heiligthum bewahrt, bis Mummius die Stadt Corinth einäscherte. Mit ihm hatte die Kunst, in Thon zu bilden, ihren Anfang genommen, und sie war die Mutter der Bildhauerkunst.

Unter den Griechen lebte das Andenken der Tochter des Dibutades fort. Sollte sie nicht auch unsrer Aufmerksamkeit werth seyn, da wir, nach mehr als dreytausend Jahren, von den herrlichsten Kunstwerken umgeben, das, was sie erfand, wieder hervorgesucht, und jetzt noch so mancher Schattenriß sein Daseyn der Liebe zu danken hat?

Bey Gelegenheit der Bemerkung eines Recensenten:

Daß ein Almanach kein Quodlibet wäre.

Ein Almanach kein Quodlibet!
Was sind denn Monde, Wochen, Tage,
Wo bald auf stillem Rasenbett
Am Quell ein Liebesgott die Klage
Von Nachtigallen hört, und bald
Ein mächtiger Orkan den Wald
Bewegt, der Sänger Nest ergreift,
Und durch erschrockne Thäler pfeift;
Wo sich die Ros' im Morgenglanze
Hervor aus ihrer Knospe drängt,
Der heiße Mittag sie versengt,
Und Abends über Saat und Pflanze
Verderben in der Wolke hängt,
Die Regenguß mit Hagel mengt,
Den Halm ersäuft, den Baum entblättert
Und seine Sprößlinge zerschmettert?

Ein Almanach kein Quodlibet?
Ist unser ganzes Menschenleben
Mit allem Thun und allem Streben,
Zur Blüthenzeit, wenn um die Welt'
Empor der Lerchen Lieder schweben,
Und wenn die rasche Sense mäht;
Wenn ihren Saft die Trauben geben,
Der Herbstwind saus't, die Stoppeln beben,
Und, für den nächsten Lenz besät,
Das Feld den Winter schon verräth,
Ist unser ganzes Menschenleben
Mehr, als ein bunt gemaltes Bret,
Auf welchem neben Flöten, Geigen,
Sich Nagel, Strick und Hammer zeigen,
Zum Heil'gen sich die Karte fügt,
Der Würfel bey dem Psalmbuch liegt,
Ein halb zerrißnes Zeitungsblatt
Die Larve zur Gefährtin hat,
Und wir, vereint mit Flammenherzen
Und Rosen, ausgelöschte Kerzen
Und Todtenkopf und Sanduhr sehn?
Nicht schneller kann der Winde Wehn
Des Thurms Posaunenengel drehn,
Als wir vom Wonnerausch zu Schmerzen,
Von andachtsvollem Ernst zu Scherzen,
Von Furcht zu Hoffnung übergehn.

In stetem Wechsel gleich dem trüben
Und hellen Himmel, wenn das Licht
Durch wandelbare Wolken bricht,
Ist menschliches Bewundern, Lieben
Und Hassen. Ihrer Wünsche Ziel
Verrückt ein Ungefähr; sie treiben
Umher sich unter Wollen, Sträuben,
Genuß und Arbeit, Sorg' und Spiel;
Der bangen Seufzer, wie so viel,
Und ach! wie kurz die Lustgesänge!
Sogar im festlichen Gedränge
Wetzt ihren Dolch verborgne List;
Von stolzen Siegeskränzen ist
Der öde Kerker oft nicht weiter,
Als von der Abendröthe Pracht
Die schwärzeste Gewitternacht.

Wer ruhig bleiben will und heiter
Bey diesem großen Quodlibet
Von Nebel, Sonnenschein und Regen,
Von Schneegestöber, Donnerschlägen,
Und Haß und Liebe, Fluch und Segen,
Von Lob und bitterem Gespött
Auf rauhen und beblümten Wegen,
Der hefte männlich seinen Blick
Auf Eines nur, das Zeit und Glück

Ihm nicht entführt; mit sich im Bunde,
Sey treulich er in jeder Stunde
Das, was er ist; und spornt ihn dann
Vielleicht sein Genius, wohlan!
Er schreibe, was und wie er kann,
Quartanten oder Almanache,
Worin er uns das Allerhand
Des Lebens, mit so manchem Tand
Durchflochten, minder lästig mache!
Nur acht' er nicht das tausendfache
Geschrey, das sich von Süden, West
Und Ost und Norden hören läßt!
Wenn ihn das Klatschen vieler Hände
Betäubt, er hier und dorthin irrt,
Um allen werth zu seyn, so wird
Er selbst ein Quodlibet am Ende.

Der moderne Patriot.

1801 *).

Ein Barometermacher ging,
Als Hollands Märkte schon die Freyheitskappe
zierte,
Von Delft nach Leyden, und hausirte
Mit seinem Gläserkram. Der Absatz war gering;
Die Zehrung aber doppelt theuer:
In vollem Unmuth schlug er Feuer,
Und zündete sein Pfeifchen an,
Worauf er allgemach ein Selbstgespräch begann.
Die Schmach des armen Vaterlandes,
Der Handlung Sturz, das Elend jedes Standes;
Was Groß und Klein, was Städt' und Dörfer
quält,
Wird nach der Ordnung hergezählt;

---

*) Bekanntlich wurde die Entdeckung des Spinnenbeobachters Dijonval durch die französische Revolution veranlaßt.

Dann folgen Plünderungen, Mord
Und Meineid und Verrath — Indessen (fährt er
fort),
Hätt' alles das noch wenig zu bedeuten,
Wenn nur die Spinnen nicht das Wetter pro-
phezeyhten!

Statt einer Strohkranzrede.

Am Tage nach der Hochzeit einer Freundin, im Herbste.

Wundern Sie sich nicht, theuerste Caroline, daß ich es wage, einen in dieser Gegend längst vergessenen Gebrauch wieder ins Andenken zu bringen, und Ihnen, für Ihren gestrigen, jetzt abgelegten Kranz, einen andern zu überreichen, der weniger in die Augen fällt, aber gewiß keinen geringern Werth hat! Ich darf mich nur auf das Ansehen eines Mannes berufen, den Sie kennen und lieben, dem Sie oft Ihren Beyfall zuwinkten, wenn er, in seinen patriotischen Phantasien, manches alte löbliche Herkommen in Schutz nahm, und darüber klagte, daß wir von öffentlichen sowohl als häuslichen Festen, mit den Gebräuchen der Väter, ihren gutmüthigen Frohsinn wegbannten. Eine gerechte Klage! Denn in der That haben unsere Zusammenkünfte, Gastmahle, selbst unsere Tänze bey

feyerlichen Gelegenheiten, wenig charakteristisches, und eben darum wenig anziehendes mehr; damit alles vernünftiger würde, ist alles langweiliger geworden. Unter die festlichen Gewohnheiten, die wir nicht hätten sollen in Abnahme gerathen lassen, rechne ich den einst so beliebten, in den gebildetern Provinzen Deutschlands eingeführten Strohkranz, welchen man der Neuvermählten darbot, und mit einer Trauer- und Trostrede begleitete. Zwar bin ich weit entfernt zu behaupten, daß jene Gewohnheiten der Vorfahren unverändert, ohne Rücksicht auf den Geist des Zeitalters, wieder herzustellen seyen. Mit dem jetzigen Tone der feinern Welt, mit unserm ganzen Costume würde sich der ehemalige Strohkranz nicht viel besser vertragen, als die Hymenäischen Tänze der alten Griechen. Was aber hindert uns, auch das zarteste weibliche Gefühl mit demselben zu versöhnen, indem wir ihn, durch eine leichte Verwandlung, zum Aehrenkranze machen? Heiliger als das schönste, der Flora geweihte Rosengewinde, schmückte dieser, in den ältesten Zeiten, den Tempeleingang der milden, gesetzgebenden Ceres, der Stifterin friedlicher Gesellschaften, welche dem Manne zu seinem Bogen die Sichel reichte, ihn zum ruhigern

Lebensgenusse rief, und, so wie an Feld und Hütte, fester an Weib und Kinder band.

Wo, meine Freundin, fänd' ich an dem heutigen Tag ein bedeutenderes Sinnbild für Sie? Blumen gehören dem noch freyen, unbefangenen Mädchen; ihm verzeiht man, wenn es nur um ihretwillen an der grasreichen Matte seine Lust hat, nur sie zwischen dichten Kornhalmen bewundert. Auch verzeiht man dem Mädchen, daß es über einem Veilchenstrauße, von der Hand des Geliebten gepflückt, alles übrige vergißt, mit dem Geliebten sogar unter einem Strohdache sich niederlassen und die nackten Wände mit Kränzen behängen, an den leeren Tisch Maßliebchen und Vergißmeinnicht streuen will. Ganz anders verhält es sich mit der jungen Gattin. Diese trägt, als Braut, zum letzten Mal in ihren Haaren den jungfräulichen Schmuck; nicht um von der Rose Abschied zu nehmen, welche noch ferner für sie duftet, sondern weil die Blumen ihr nicht mehr alles das seyn dürfen, was sie bisher waren. Von nun an, wenn sie eingedenk ist ihres höheren Berufes, geht sie, als Hausmutter, über die ergiebige Wiese, die mehr als bunte Farben ihr zeigt, läßt von der schwankenden Aehre sich an ihre Vorrathskammer erin-

nern, und so gewährt ihr der Anblick der lachenden Natur, da wo mit jeder Freude wirthschaftliche Sorge sich paart, einen doppelten Genuß. Meinen Sie nicht, meine Theuerste, daß wir, in solcher Hinsicht, den Aehrenkranz wählen sollten, um die zur Gattin gewordene Braut zu ihren neuen Pflichten damit einzuweihen? Er könnte sie lehren, wie nöthig es sey, von den Bedürfnissen des Lebens die bloßen Verzierungen desselben wohl zu unterscheiden, und sich mit diesen nicht eher zu beschäftigen, bis man jenen volle Genüge geleistet habe.

„Woher aber", fragen Sie, „nehmen wir Aehren, wenn unsere Scheunen leer stehen, und die Saat erst zu keimen beginnt? Welche Verlobte wird, aus Verlangen nach einem Kranze, zu ihrer Verbindung den Herbst erwarten?" Freylich wird keine das; allein sie sollten es alle; nicht wegen der Ehre, unter den Bekränzten zu seyn, sondern wegen der Jahreszeit, die zur Schließung eines so wichtigen Bündnisses die schicklichste ist. Der Frühling ist die Jahreszeit der Liebe, nicht der Ehe; der Liebe, welche Violen und Hyacinthen als Unterhändler gebraucht, die Nachtigall um ihre Fürsprache bittet, gern mit dem Zephyr sich bespricht, und

murmelnder Quellen, schattiger Lauben nicht entbehren kann. Dagegen reden die Verlobten mit einander ohne Dolmetscher, haben dem verschwiegenen Thal kein Geheimniß anzuvertrauen, noch in irgend einer dämmernden Grotte ihre Thränen oder Küsse zu verbergen. Wenn der Lenz, mit seinen Knospen, ein liebendes Paar zur Hoffnung ermuntert, so macht der mit Früchten beladene Herbst diejenigen, die, als unzertrennliche Gefährten, unter seinen Bäumen wandeln, aufmerksam auf die Wonne, welche jeder nützlichen Arbeit folgt. Mögen später die welkgewordenen Blätter abfallen und rauhe Winde mit ihnen spielen! Die Brust des Mannes soll gestählt, das Weib vorbereitet werden zu künftigen Drangsalen; beyde sollen fühlen, was es heiße: Gemeinschaftlich dulden und einander nicht verlassen bis in den Tod. Selbst die aufsteigenden Nebel alsdann gleichen den dunkeln Ahndungen, womit die kürzlich Vermählten hinaus blicken in ihr bevorstehendes Schicksal. Und der kürzere Tag gewöhnt die Gattin an Haus und Herd; und an der Seite dessen, dem sie zur Gehülfin dient, empfindet sie das Glück des Beysammenseyns um so lebhafter, je lauter in nächtlichen Finsternissen der Nord um ihre Fenster heult.

Sie, meine Freundin, waren schon im Blüthenmonde mit Ihren jetzigen Pflichten zu bekannt, als daß Sie nöthig hätten, sich vom Herbste darin unterrichten oder bestärken zu lassen. Ich theile Ihnen meine Vorschläge nur deßwegen mit, weil ich zu erfahren wünsche, ob Sie dieselben billigen. Auch diesen Aehrenkranz bring' ich Ihnen nicht als belehrendes, sondern als weissagendes Sinnbild. Ohne ihn würden Sie nicht minder jedes Tagewerk treulich vollenden, und, wenn die Feyerstunde kommt, für dasjenige sorgen, was über das häusliche Leben Gefälligkeit und Anmuth verbreitet; einer Schnitterin ähnlich, welche die letzte Garbe mit Kornblumen umschlingt.

Iris.

In der Laute Ton, zur hellen Flöte,
Zu der Leyer mächtigem Klang,
Priesen einst, und preisen mit Gesang
Ganze Chöre noch der Morgenröthe
Holden, bräutlichen Gang,
Wie, hervor aus goldnen Thoren
Schreitend, sie die Erde grüßt;
Wie, beym Tanze der freundlichen Horen,
Thau von ihrem Purpurschleyer fließt.

Und wer sänge nicht Auroren?
Jedes erwachende Thal im liederreichen May
Zeuget, daß sie werth der Hymne sey.

Aber laut vor Wonne schlagen
Auch die Sänger des Hains, wenn Iris niederschwebt,
Und, von Wetterwolken leicht getragen,
Ihren glänzenden Gürtel webt.

Um getränkte Wiesen wallen
Kühlende Lüfte, leises Weh'n
Säuselt am Fuße der Höh'n,
Deren Gipfel noch vom letzten Donner hallen;
Und die Sonne lacht
Sanft hinüber in der Wolke Nacht,
Wo befreundete Farben sich mischen,
Sich der friedliche Bogen neigt,
Und empor zu ihm aus allen Gebüschen
Dankender Jubel steigt.
Nur die Stimme der Barden schweigt;
Keine Leyer tönt im weiten Gefilde.

„Keine Leyer? und wem tönte sie?
Einem leeren Strahlenbilde?
Einem Schimmer, welcher nie,
Gleich der Morgenröthe, Segen spendet,
Labenden Thau der Erde sendet
Und das allernährende Licht?
Seinen bald erloschnen Farben
Danken die gereiften Garben
Ihre vollen Aehren nicht.
Laß den bunt gemalten Schein
Unsern Nächten Mondeshelle geben,
Oder im Lenz die Flur beleben,
Wärme der zarten Knospe verleihn!

Und der Wiederklang der Saiten
Soll das Lied der Nachtigallen begleiten."

Wende dich weg von ihnen, hülle dich ein,
Iris, Tochter des Himmels! und ihr Ungeweihten,
Rühmet nicht der kommenden Sonne Glanz!
Wen die Natur zur heiligen Morgenfeyer
Ruft, dem ist ihr kleinstes Lächeln theuer,
Eines Liedes würdig jener Kranz,
Der sich spiegelt im Krystall der Quelle,
Jenes Rosengewölk, das auf des Baches Welle
Man vorüber zittern sieht.
Hätte je mit reinerem Feuer
Euch der Muse Gesang durchglüht,
Euer Ohr geachtet auf der Leyer
Siebenfach tönende Harmonie,
Auf den Wechsel der Saiten, und wie,
Schwesterlich, eine die andre verkündet,
Jetzt im tieferen Ton der höhere schwindet,
Alles sich trennt und wieder findet,
Alles sich ordnet zu süßem Verein;
O, der siebenfarbne Schein
Würd' euch höhere Dinge lehren;
Staunen würdet ihr, und ehren
Die geheimnißvolle Hand,

Welche Strahlen und Sterne band,
Und die Wunderkraft des Schönen,
Das, in Farben und in Tönen,
Unsern Geist dem Staub entzieht,
Neue Sinne weckt, das Herz erweitert,
Und zur bessern Liebe läutert,
Bis auch dort ein Tempe blüht,
Wo für uns die lind' umwehten
Hügel keine Traube röthen,
Keine Saat den Abendregen trinkt,
Und kein Ast mit schwellenden Früchten winkt.

Iris, milde Göttin! schwiegen
Selbst die kleinen Chöre, die sich hier
Auf dem duftenden Zweige wiegen;
Dennoch könnte dir
Frommer Einfalt Dank genügen.
Siehe den Schnitter, mühsam hingebückt,
Um sein langes Tagewerk zu enden,
Wie er nun, mit still gefaltnen Händen,
In den Glanz der Friedenswolke blickt!

Glycere *).

Lamon.

Warum denn, Glycere, wunderst du dich eben heute über meinen Besuch, da er dich sonst nie befremdet?

Glycere.

Errräthst du die Ursache nicht, guter Lamon?

Lamon.

Vielleicht, weil du vermuthet hast, ich würde bey der Ausstellung der Gemälde seyn und abwarten, wem die Richter den Preis zuerkennen?

Glycere.

Allerdings! Halb Sicyon ist dort versammelt; die Kunstverständigen sahen lange schon diesem Tage mit Sehnsucht entgegen, und sogar auswärtige Künstler aus entfernten Gegenden sind gekommen, dem Wettstreite beyzuwohnen. Insonderheit aber . . . du weißt, was ich sagen will.

---

*) Plin. Natur. Histor. L. XXI. c. 2. XXXV. 11.

Lamon.

Wie sollt' ich es nicht wissen? Nehmen wir beyde doch an einem der Mitwerber um den Preis gleichen Antheil! Denn so zärtlich du auch den Sohn des Brietes liebst, so lieb' ich ihn nicht weniger. Seit dem Tode seines Vaters hielt ich ihn, wie meinen eignen Sohn, war immer bemüht, seinen Sinn auf das Schöne zu lenken, und wie oft bist du Zeuge von meiner Freude gewesen, wenn er, dir gegenüber, die Kränze, welche du wandest, mit dem Pinsel nachahmte, und mit der Natur und mit dir wetteiferte.

Glycere.

Noch dazu hätt' er, ohne deine Aufforderung, kein Preisgemälde verfertigt.

Lamon.

Eben darum blieb ich aus der Kunstschule weg, und begab mich zu dir. Ich fühlte mich nicht weise genug, der Versammlung zuerst meine Ungeduld, und dann, wenn unser Pausias von einem andern übertroffen würde, meinen Schmerz zu verbergen. Jene hätt' einem Mann in meinem Alter nicht geziemt, und durch diesen hätt' ich dem, welcher den Vorzug erhalten, wehe gethan. Neben dir wird es mir leichter, auf den Ausgang zu harren.

Glycere.

Du hast doch jemanden hingesandt, der uns unverzüglich Bericht erstattet?

Lamon.

Niemanden, weil ich auf dich rechnete. Ohne Zweifel steht deine kleine Gehülfin schon auf der Lauer.

Glycere.

Sie sollte wohl; aber ich befahl ihr, noch einige Blumen zu holen, die zur Vollendung dieses Kranzes mir fehlen; und nun bleibt das unbesonnene Mädchen mir aus.

Lamon.

Ein herrlicher Kranz, würdig, daß ihn die Liebe demjenigen aufsetzet, welchen die Muse der Kunst mit dem ihrigen krönte!

Glycere.

Möge nur den, dem sie beyde zu Theil werden, nicht der letztere gegen den ersteren gleichgültig machen!

Lamon.

Welch ein Zweifel, Glycere! Hat dir Pausias je . . . Aber da ist Pyrrha mit den Blumen!

Pyrrha.

Die nicht immer so leicht zu finden als zu flechten sind. Ich habe lange gesucht. Die mehrsten

hängen schon in der Sonne die Köpfe, und die bösen Käfer, der Mehlthau —

Glycere.

Laß es gut seyn, Pyrrha, und eile jetzt, wohin ich dir sagte! Bring' uns bald eine frohe Botschaft!

Pyrrha.

Ist es eine frohe, so weißt du, daß niemand besser laufen kann, als ich.

Lamon.

Erkläre mir nun, Glycere, deine Besorgnisse wegen des Pausias, als wäre es möglich, daß er, stolz auf ein gekröntes Gemälde, deine Kränze weniger achtete. Zählt ihn nicht Griechenland seit mehreren Jahren zu seinen berühmtesten Künstlern, und wann hat das Gefallen an Ehre das Gefühl der Liebe in ihm geschwächt?

Glycere.

Ich muß gestehen, daß ich über den Pausias nie zu klagen hatte. Noch gedenk' ich mit Rührung der Zeit, da ich, ärmer als jetzt, ohne Gehülfin, selbst umher zu gehen, genöthigt war, um meine Blumensträuße öffentlich zu verkaufen, wie er meinen tadellosen Sitten einen so hohen Werth beylegte, daß er mich nicht weniger ehrte, als liebte, und ich an seiner Seite die

Niedrigkeit meines Standes vergaß. Und wie groß war in seinen Augen mein kleines Talent, die Blumen zu ordnen! Er glaubte wirklich, die Blumenmalerey von mir gelernt zu haben, und erhob dann und wann meine Kunst über die seinige.

Lamon.

Letzteres hab' ich oft von ihm gehört. Meine Tafeln sagt' er — wie todt gegen ihre Blumengewinde, und der Genuß, den sie darbieten, wie selten; indeß Glycere mit ihrer Arbeit täglich neue Freude giebt, und man bey allen Auftritten des Lebens ihrer Hände bedarf! Bald ist es ein Jüngling, der einen Kranz an der Thür seiner Geliebten befestigen will; bald ein Brautpaar, das in demselben sich ewige Treue gelobt; hier kühlet er die Stirn des Gastes, wenn dieser dem Rebengott ein Lied anstimmt, und dort trägt ihn der weinende Sohn auf das Grab seines Vaters. Unbekränzt hoffet das Schiff keine glückliche Fahrt, und einige Lorberblätter, um das Haupt des Verdienstes geflochten, haben schon manche jugendliche Brust zu Heldenthaten beseelt. Ein ehrwürdiges Amt, das Seinige zum Ausdrucke der reinsten, heiligsten Empfindungen beyzutragen, oder auch nur die Scene da zu

schmücken, wo Menschen ihres Grams vergessen, und den Ort feyerlich zu machen, wo sie einer frommen Trauer sich dahin geben! So sagte Pausias, und es wäre mir leid, wenn er anders zu reden anfinge.

Glycere.

Anders geredet hat er noch nicht; aber seitdem er die Hand an das Preisgemälde gelegt, ist er mir räthselhaft geworden. Er kommt, will mich grüßen, wie gewöhnlich, thut es auch mit eben der Freundlichkeit; allein seine Miene verräth, daß er etwas zu verheimlichen hat. Dann sieht er aufmerksam mich an; nicht mit dem mir bekannten Blicke der Liebe, sondern wie er eine Bildsäule betrachten würde, um sie als Künstler zu beurtheilen. Plötzlich springt er auf und entfernt sich. Von seiner letzten Arbeit erfuhr ich nichts, als daß er den Frühling male, und, weil es um einen Preis zu thun sey, keinen fremden Rath annehmen, folglich die auf seiner Tafel angebrachten Blumen mir nicht zeigen dürfe. Jeder weiteren Frage wich er aus, oder beantwortete sie mit einem bloßen Lächeln.

Lamon.

Mit diesem kann auch ich nur auf alles das antworten, was du aus dem Betragen des Pau-

sias herausgeklügelt hast. Glaube mir! Die Augen eines liebenden Mädchens sehen scharf, aber doch in gewissen Fällen unrichtig. Vor Abend noch wird dein Geliebter gerechtfertiget seyn.

Glycere.

Desto besser! Nur verarge mir bis dahin meine Zweifel, oder, wenn du willst, meine Grillen nicht. Ich besorge, daß dem, in seiner Kunst immer vollkommner gewordnen Pausias das arme Mädchen, das, ohne irgend eine Regel, auf ein Gerathewohl seine Blumen zusammenbindet, nicht mehr so erscheint, wie sie der erste Zauber der Liebe ihm entgegen führte. Ach! und wenn erst die Meinung von der Geliebten zu sinken anfängt, so ist es bald um die Liebe geschehen.

Lamon.

Du hast Unrecht, Glycere! Pausias ist zu tief in die Geheimnisse des Schönen eingedrungen, um nicht zu wissen, daß einem die Regeln desselben gegenwärtig seyn können, obwohl man keine Rechenschaft davon zu geben im Stande ist. Mit deinem eben vollendeten Kranze wollt' ich in die Kunstschule gehen und durch ihn allein die zur Verfertigung jedes schönen Werkes erforderlichen Regeln deutlich machen.

Glycere.

Du scherzest, Lamon!

Lamon.

Keineswegs! Siehe! Die Blumen hier sind weislich gewählt und schicklich geordnet; mit den kleinern wechseln die größern ab, und dunkle Farben sind den helleren entgegen gesetzt; jedoch so, daß der Absprung nicht so schnell ist, sondern das Auge von jenen zu diesen allmählich hinüber gleitet. Ungeachtet ihrer Mannigfaltigkeit, befinden sie sich neben einander in der lieblichsten Eintracht. Ueberdem gabst du dem Kranze Reichthum ohne Ueppigkeit; denn nirgend möchte man ein Blümchen hinweg, und nirgend eines hinzu wünschen. Auch wird das kleinste nicht von seinem Nachbar verdrängt; vielmehr vereinigen sich alle ...

Pyrrha.

Fröhliche Botschaft! Fröhlicher, als wir sie erwarteten!

Glycere.

Also hat Pausias . . .

Pyrrha.

Höre nur! Kaum war ich dort angelangt, als von allen Seiten ein Geschrey ertönte. Glycere! riefen sie: Glycere, die Kranzwinderin! Lautes Händeklatschen folgte, und abermals rie-

fen sie: Glycere! daß der angrenzende Platz davon wiederhallte . . .

Glycere.

Götter! Was war es?

Lamon.

Sey ruhig!

Pyrrha.

Denke dir mein Erstaunen, meinen Schrecken! Die Kniee wankten mir, ich erblaßte. Der Blumenfreund Lygdamon nahm es wahr, redete mir zu, führte mich durch das Gedräng' und stellte mich vor die Tafel des Pausias hin. Was meinst du, daß ich erblickte? — Dein Bild! Die Augen sprachen, die Lippen schienen sich zu öffnen; es athmete; es lebte! — Du sitzest da, lachend wie der Frühling, mit einem Kranze in der Hand. — Ehe noch die Richter den Ausspruch thaten, schrien alle: Pausias hat gesiegt! Den Preis dem Pausias! Selbst die Mitwerber stimmten den übrigen bey, und wehe den Richtern, hätten sie anders gesprochen!

Lamon.

Fasse dich, Glycere! Bereite dich vor! Pausias wird nicht lange zögern. — Und dann bringe, für dein Mißtrauen, der besseren Venus und den Grazien ein Versöhnungsopfer!

Glycere.

Lamon, guter Lamon! Sey du nur mit mir zufrieden! Die Göttinnen zürnen nicht, ihnen ist bewußt, mit welchem Herzen ich zu diesem Kranze die erste und die letzte Blume nahm. — O wie demüthig seh' ich jetzt auf mein vergängliches Werk herab! O der göttlichen Kunst des Pausias, die nicht allein den welkenden Rosen Unsterblichkeit verleiht, sondern selbst das Andenken an unsre Liebe verewigt.

Der Storch und die Lerche *).

Auf einer alten Eiche saß
Im sichern, dornumzäunten Neste
Ein Storch; sein helles Auge maß
Die Felder weit umher, als unter ihm die Aeste
Sich plötzlich regten, Laub und Gras
Und Aehre lispelnd an zu wogen,
Der Tanne Wipfel an zu rauschen fing,
Gesenkte Wolken schneller zogen,
Und über Bergen schon ein nächtlich Dunkel hing.
Und lauter wirds im Thal; es heulen
Die Wälder, die der Sturm zerbricht;
Geschwunden ist das letzte Dämmerlicht,
Der Himmel selbst; mit Angstgeschrey erfüllet
Das Wild den bangen Forst; der Stier der Weide brüllet;
Entflohne Hirten treibt der Schrecken vor sich her;
In keinem Busche weilt das Volk der Lüfte mehr.

---

*) Plin. Epist. L. VI. E. 20.

Den Aufruhr aller Elemente
Sah unser Storch mit der gewohnten Ruh;
Auch eilten seiner Burg die klein'ren Vögel zu,
Als ob den Flüchtling da kein Unfall treffen
könnte.
Ihr Hoffen trog sie nicht; dem hundertjähr'gen
Haupt
Der Eiche ward kein Blatt geraubt,
Und freundlich überstrahlt, so bald die Winde
schweigen,
Das unversehrte Nest ein stilles Abendroth.
Wie hüpfen nun die Sänger auf den Zweigen
Des Baums, der ihnen Rettung bot!
Ein jeder preiset sein Geschick,
Und kehrt mit lautem Sang in seinen Wald zurück.

Nur eine Lerche blieb, und fragte:
Was konnte, Vater Storch! indessen alles zagte,
So mächtig deinen Muth erhöhn?
Den kühnen Reiger selbst, ihn hat man zittern
sehn.
Auch ich, erwiedert unser Held:
Ich war nicht immer der Beherzte,
Dem sich umsonst die Wetterwolke schwärzte;
Heut aber schien die weite Welt
Zu ihrem Ende sich zu neigen;

Und ist es nicht, sogar dem Feigen,
Ein Trost, wenn er am Ziele steht,
Daß mit ihm Erd' und Himmel untergeht?

Dieß wäre Trost? versetzt die Lerche:
Vielleicht für hocherfahrne Störche;
Für kleine Liedersänger nicht.
Mir lindert einst den Tod die süße Zuversicht,
Daß hier, wo Haine mich und Fluren überleben,
Nach mir die Lerchen noch sich liebend Antwort
geben,
Noch manche sich dem Waizenfeld' entschwingt,
Dem späten Wandersmann Vergessenheit der
Sorgen
Und Pflügern oft am frühen Morgen
Aus heitern Lüften Freude singt.

Der Sperling.

Eine Romanze *).

Was flattert da? Was eilet,
Zur Zeit der Ruh,
Von Winden laut umheulet,
Dem Fenster zu?
Ist's meine Lerche? Hat vielleicht
Das Nachtgewitter sie gescheucht?

Verletze nicht die Flügel!
Komm, gutes Thier!
Geöffnet sind die Riegel;

*) Als ich die vorhergehende Fabel eben vollendet hatte, und über der Nachtmahlzeit mit den Meinigen davon sprach, zog ein heftiges Donnerwetter herauf, während dessen ein Sperling, der dem Lichte nachgeflogen war, Schutz bey mir suchte. Das sonderbare Zusammentreffen der Umstände mußte nothwendig mich überraschen, und die Erscheinung erhielt durch ihre Aehnlichkeit mit dem Inhalt der Fabel ein gewisses Interesse. So entstund dieses Gedicht.

Komm näher mir! —
Ein Sperling? Nur ein Sperling? Wer,
Du Abenteurer, wies dich her?

Wenn hier ein Dichter wohnet,
Der, selbst umringt
Von Freuden, gern verschonet,
Was lebt und singt,
So zähltest du doch sicherlich
Nie zu den Virtuosen dich.

Indeß der Lerche Triller
Empor sich hebt,
Der Sang des Hänflings stiller
Dem Busch entschwebt,
Wodurch erwirbst du gleiches Recht?
Was adelt dich und dein Geschlecht?

Daß euch, nach Dichtersagen,
Mit eigner Hand
Ein Amor an den Wagen
Der Venus spannt?
Die Venus, die mit Spatzen fährt,
Ist nur gemeiner Lieder werth.

Ihr tönt aus Myrthenlauben
Das beßre Lied,
Wenn ein Gespann von Tauben

Die Göttin zieht,
Von Tauben, die der Unschuld Hain
Durch ihre Küsse nicht entweihn.

Wohl lebt im Grabe länger,
Als mancher Held,
Der Sperling, dessen Sänger
Noch jetzt gefällt;
Allein was lobt die Muse nicht,
Wo Liebe süßen Lohn verspricht?

Catull stimmt seine Leyer
Zur Klage da;
Ihm wird ein Sperling theuer;
Denn Lesbia
Hat sich um ihren kleinen Freund
Die schönen Augen roth geweint.

Rühmt auch ein Minnesinger
Der spätern Zeit,
Daß spielend euch den Finger
Sein Mädchen beut? *)
Den wilden, schlauen Kirschendieb
Hat unter uns nicht Eine lieb.

---

*) Cui primum digitum dare adpetenti
Et acres solet incitare morsus.

Catull.

Zwar eure Diebereyen,
Die sollten wir
Am willigsten verzeihen;
Wo fändet ihr
Ein eignes Feld, da Berg und Thal
Uns nicht genügt zum Schwelgermahl?

Wir holen aus den Lüften,
Mit Netz und Bley,
Aus Meer und Felsenklüften
Uns Raub herbey;
Warum denn wird ein Körnchen Saat,
Das ihr uns nehmt, zur Frevelthat?

Wer ist es, dem ihr büßen
Die Sünde sollt?
Er, den die Vögel grüßen
So lieb und hold,
Der aber ohne Reue würgt,
Was friedlich sich im Neste birgt?

Der ihre Brut entwendet
Der Nachtigall,
Des Finken Auge blendet,
Und überall,
Wo sich im Laub' ein Pärchen regt?
Betriegrisch lockt und Schlingen legt?

Bleib', armer Spatz, verweile
Bis Morgen hier;
Mein sichres Obdach theile
Ich gern mit dir;
Des Gastrechts unverjährten Brauch
Halt ich dem kleinsten Sperling auch.

Und bist du gleich nicht zünftig
Im Sängerchor,
So zwitschre mir doch künftig
Dein Liedchen vor,
Das mich durch keinen Mißlaut stört,
Weil dich's Natur und Freude lehrt.

Oft hat, wenn auf den Zweigen
Mit Schnee bedeckt,
Die Vögel alle schweigen,
Es mich geweckt;
O zwitschre fort! Du singst mir gut
Genug; doch sey auf deiner Huth!

Geheime Tücke warten,
Die Flinte wacht!
Vor meines Nachbars Garten
Nimm dich in Acht!
Gieb nicht, mit leichtem Sperlingssinn,
Dein Glück für eine Kirsche hin!

An Herrn Dr. J. H. Detmoldt in Hannover.

Unter Ihren mir zugeschickten Ideen, die mir alle willkommen waren, hat die zweyte: Ueber die mit dem Alter zunehmende Lebensanhänglichkeit, mich vorzüglich aufmerksam gemacht. Ich fand dieselbe, je länger ich darüber nachsann, desto interessanter und reichhaltiger, und sie erzeugte in mir gewisse andere Ideen, die ich Ihnen öffentlich mittheilen will; öffentlich, weil mir daran gelegen ist, mehrere Urtheile über diesen Gegenstand zu hören. Meinem eigenen traue ich dann am wenigsten, wenn ich bey der Erklärung einer Sache nicht so viele Schwierigkeiten finde, als diejenigen, mit deren Forschungsgeiste ich den meinigen nicht vergleichen darf. Außerdem hängt die Auflösung Ihres Problems von psychologischen Erfahrungen ab; weßwegen ich nicht allein Seelsorger und Aerzte, sondern auch die Alten selbst, welche dergleichen

zu liefern im Stande sind, um die ihrigen bitten möchte.

Vor allen Dingen ist es nöthig, daß wir die Thatsache, die, als Charakterzug der Alten angenommene, stärkere Liebe zum Leben, außer Zweifel setzen. Sie zu läugnen, wäre paradox; sollte sie aber wohl so ausschließlich, so allgemein dem höheren Alter beygelegt werden können, insonderheit die Lebensbegierde der Jugend in dem Grad überwiegen, wie man gewöhnlich vorgiebt? Sollte wohl nicht der bejahrte Mann oft mehr am Leben zu hangen scheinen, als er wirklich daran hängt? Hier stoßen mir wichtige Bedenklichkeiten auf.

Fürs erste dünkt es mich, daß man nicht selten Todesfurcht mit der Liebe zum Leben verwechselt, da doch zwischen beyden ein merklicher Unterschied ist. So wie — um mich eines einfältigen Gleichnisses zu bedienen — das Mädchen, das den größten Theil seiner Reitze von den Zähnen erhält, keinen derselben verlieren mag, und eher die heftigsten Schmerzen erduldet, indeß eine andere den Zahn, welcher ihr Leiden verursacht, willig hingäbe, wenn sie nicht den Augenblick des Ausreißens fürchtete, so zittern einige vor dem Sterben, weil das Leben, auch

das mühseligste, ihnen über alles theuer ist, und andere gingen getrost in die Ruhe, würden sie nicht durch den Gedanken an den letzten Kampf, an Grab und Verwesung zurückgeschreckt. Nun kann ich mich nicht überreden, daß eine solche Todesscheu viel häufiger und stärker im späteren Alter sollte angetroffen werden, als in der Blüthe der Jahre. Welche Klagen finden wir nicht bey den Dichtern aller Völker und aller Zeiten, über die Nothwendigkeit zu sterben! Wie sehr ist der Euphemismus von jeher, um den Tod zu bezeichnen, auf mildernde Ausdrücke bedacht gewesen; und wie sorgfältig haben griechische und römische Künstler von der Abbildung desselben alles Schauderhafte zu entfernen gesucht! Mit eben dem Fleiße sammelten Dichter und Moralisten und sammeln noch, was ihnen Vernunft und Phantasie von Trostgründen darbeut, damit sie sich und ihren Zeitgenossen das zu erwartende letzte Stündlein versüßen. Die mehrsten thaten und thun dieses in der vollen Kraft ihrer Jugend, oder doch vor dem Abend ihres Lebens, und ihre Bemühungen sind weniger dem bereits am Grabe stehenden, als dem noch genußreichen Alter gewidmet. Setzen Sie die Bewunderung hinzu, die es erregt, wenn einer, dessen Früh-

ling erst begonnen hat, dem gewissen Tode gleichmüthig ins Auge blickt. Bis auf den heutigen Tag ist mir das Wort eines begüterten, von jedermann geachteten Jünglings unvergeßlich geblieben, welcher, als ich noch ein Knabe war, auf einer Reise durch den Umsturz des Wagens tödtlich verwundet, in ein schlechtes Bauerhaus gebracht wurde. „Sie kommen", sagte der Besitzer desselben, „in eine kleine Hütte." — Groß genug zum Sterben! versetzte jener, und gab bald nachher den Geist auf. Dieses Wort erzählte man sich im ganzen Lande, mit dem jedesmaligen Zusatze: Man habe nie ein ähnliches aus einem so jugendlichen Munde gehört. Wenn ich meine eigenen Beobachtungen durchgehe, so weiß ich ungefähr eben so viele junge Leute, die auf dem Sterbebette, so lang ihnen Besonnenheit blieb, sich kleinmüthig zeigten und gegen ihr Ende sich sträubten, als betagte Männer, welche mit der größten Gelassenheit zu dem Abschied aus der Welt sich anschickten, und ihre Familienangelegenheiten so ruhig besorgten, als ob es um eine kurze Trennung von den Ihrigen zu thun wäre.

Was die eigentliche Lebensanhänglichkeit betrifft, so scheint mir dieselbe, mit wenigen Einschränkungen, eben so wie die Todes-

furcht, in jeglichem Alter gleich mächtig zu seyn. Was der Mensch hat, giebt er für sein Leben, ist ein uraltes Sprichwort. Und läßt sich nicht dasjenige, was Sie von dem Ungemache der letzten Jahre sagen, auf die Mühseligkeiten des Lebens überhaupt anwenden? Wie oft, auf wie mancherley Weise ist es gesagt und wiederholt worden, daß der Schöpfer, um uns an dieses mit Jammer durchflochtene Leben zu fesseln, die jeden andern Trieb überwältigende Liebe zum Daseyn tief in unser Innerstes gelegt hat! Und giebt es nicht unzählige Fälle, wo dieser Trieb, in seiner möglichsten Stärke, dem Jünglinge und dem zum Manne Gereiften vollkommen so unentbehrlich ist, wie dem abgelebten Greise. Ich möchte sagen, noch unentbehrlicher. Dem Greise, wenn er, mit harten Arbeiten verschont, ohne Nahrungssorgen, nur von den Beschwerden des Alters gedrückt wird, ihm muß das Leben erträglicher seyn, als dem jüngeren Negersclaven, der, bey der elendesten Kost, unter einem tyrannischen Herrn, von Morgen bis Abend über seinen Rücken die Geißel hört, und vor dem jede Aussicht in eine bessere Zukunft sich schließt; als dem armen Gebrechlichen, der rings um sich andere, gleiches Alters mit ihm,

ihrer Jugend sich freuen sieht, und selbst, mit Schmerzen beladen, an seinen Krücken ein wenig trockenes Brot erbettelt; als dem Verschwender, im Schooße der Wollust groß gezogen, und ihrer noch nicht entwöhnt; aber ohne Haus, ohne Habe, gepeinigt durch das Andenken an das Vergangene, von allem Troste verlassen, weil ihm sein Gewissen keinen gewährt. — Leider wird es Ihnen nicht schwer fallen, die Liste dieser Unglücklichen zu verlängern.

Meine bisher Ihnen mitgetheilten Bemerkungen haben mich auf den Gedanken gebracht, daß man den mehrsten Alten nicht eine größere Todesfurcht oder Lebensbegierde zuschreiben, sondern sich begnügen sollte, zu behaupten, daß sie jenes Gefühl öfter und stärker äußern. Der Grund hiervon ist leicht einzusehen.

Je älter wir werden, desto mehr zeigt sich uns der Tod in der Nähe. Täglich erinnern uns an ihn die abnehmenden Kräfte, die stumpfer werdenden Sinne, das Hinscheiden unserer ältesten Freunde und Bekannten; und einsamer, abgezogener von der Welt, ahnden wir die Stille des Grabes, und der ohnehin langsamer wirkende Geist weilt bey dem Bilde, das ihm einmal vorschwebt. Hierzu kommen öftere Unpäßlichkeiten,

bey welchen der Greis die Schwäche seiner Natur fühlt, die einem heftigeren Anfalle nicht mehr zu widerstehen vermag. Der junge Mann hingegen sieht den Tod in der Ferne. Mitten unter Freuden und Zerstreuungen, unter weit aussehenden Entwürfen, immer neuen Erwartungen und Hoffnungen tönt ihm das Memento mori, das etwa eine Trauerpost, oder ein Kirchhof, oder ein elegisches Lied ihm zuruft, so leise, daß es nur seine froheren Empfindungen mit einer wohlthuenden leicht vorübergehenden Schwermüth vermischt, und er darum nicht weniger bey seinem Genuß und bey seinen Wünschen von Unvergänglichkeit träumt. Wie der Gesunde die Gesundheit, so gebraucht der kraft- und lebensvolle Mann das Leben, ohne sich mit dem Gedanken daran zu beschäftigen, indessen der Greis, gleich einem Kränkelnden, sein animalisches Leben zu beobachten genöthigt wird. Sobald aber dem ersteren ein gefährlicher Husten, ein merkliches Abzehren des Körpers die Vorstellung von seinem Ende näher rückt, wird er ein eben so ängstlicher Beobachter, wie der letztere. Sorgsam untersucht er seine Gesichtsfarbe, seinen Puls; forscht im Auge der Freunde, in der Miene des Arztes, was ihm diese weissagen; ruft alles

herbey, um sich selber zu täuschen. Wenn er ehemals den Grabhügel vor den darauf wachsenden Blumen nicht sah, so deutet ihm jetzt die unschuldigste Rose im Mädchenhaar auf die Stätte, wo er fürchtet, daß man ihn einsenke. Hier also ist die Ursache der Furcht nicht das Alter, sondern die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Todes; diese setzet den Jüngling in den Standpunkt des Greises, darum äußert er eben dieselben Empfindungen.

Ungeachtet alles dessen räume ich ein, daß die Liebe zum Leben sehr oft mit dem Alter zunimmt; allein, ohne mich übrigens auf die Schädellehre des Dr. Gall, insonderheit auf die Untersuchung einzulassen: Ob die von ihm entdeckten Organe als Ursache, oder als Wirkung gewisser Neigungen und Fähigkeiten der Menschen und Thiere anzusehen sind, kann ich mich nicht überreden, daß der Grund jener Erscheinung im Gehirne zu suchen sey. Wäre sie daraus herzuleiten, so müßten, meines Erachtens, die Grade der Lebensanhänglichkeit nicht so relativ seyn, und dieses Relative sich nicht aus der körperlichen Beschaffenheit des Alten, aus dessen Glücksumständen, aus mehreren physischen und moralischen Ursachen erklären lassen. Es kommt nämlich dar-

auf an, ob der Betagte mehr oder weniger gesund, von Geschäften frey oder thätig, verlassen, oder von Kindern und Enkeln umgeben ist; wie er sein voriges Leben geführt, ob er ein gutes oder böses Bewußtseyn in die spätern Jahre mitgenommen hat, u. s. w. Insonderheit hat man einen großen Unterschied zwischen den gemeinen Bürgern und der gebildetern Klasse bemerkt; einen noch größeren zwischen Stadt- und Landleuten. Von letzteren haben die Pfarrer verschiedener Gegenden mir versichert, daß sie im Alter mehrentheils ihrem Ende mit einer gewissen Gleichmüthigkeit entgegen sehen. Bey einigen geht dieselbe so weit, daß ein Bauer in meiner Nachbarschaft den Seelsorger rufen ließ, um ihn zum Tode zu bereiten. Als dieser in die Stube trat, und sich erkundigte, wo der Kranke wäre, sagte einer, der unter den Uebrigen da saß, und mit ihnen Kartoffeln schälte: „Ich bin es; kommen Sie nur! Ich habe gedacht, ich müßte noch helfen, so lang' ich könnte; nun aber ist es Zeit!" Er empfing den Zuspruch des Geistlichen, und in weniger als einer Stunde verschied er *). —

---

*) Freylich behauptet Gall, daß öfters ein Organ dem andern entgegen arbeite und dasselbe schwäche;

Kein Wunder, daß diejenigen, die so oft in den Mutterschooß der Erde blickten, so manchen Baum absterben sahen, daß sie nach und nach daran gewöhnt werden, sich den Gesetzen der Natur, mit welcher sie vertrauter als andere sind, williger zu unterwerfen! — Wie aber könnte solch ein Unterschied statt finden, wenn ein im Gehirne sich entwickelndes Organ die Alten zur Anhänglichkeit an das Leben gleichsam physisch nöthigte?

Daß der Selbstmord im Alter seltener ist, giebt mir für die Gallsche Hypothese keinen Beweis; denn wird nicht, wenn erst die Haare bleichen, auch das seltener, was jenen bewirkt? Da sind nicht die aufbrausenden Leidenschaften der Jugend; nicht ihre vermessenen Forderungen, ihre zerrütteten Plane, ihr gekränkter Stolz, noch die Verzweiflung des Schwächlings, welcher ausge-

---

aber welches Organ sollte, in dem hier angeführten Fall, die Lebensanhänglichkeit dermaßen vermindert, ich möchte sagen, vernichtet haben? Das theosophische war es nicht; denn, bey vorherrschender Religiosität benimmt sich ein Bauer, in seinen letzten Stunden, auf eine ganz andere Art.

nossen hat in den blühendsten Jahren, in denen Hymen auf ihn, mit dem Hochzeitkranz und allen häuslichen Freuden, wartet! Ist es überdem mehr zu verwundern, daß der mit mancherley Gebrechen behaftete Greis, der seiner Befreyung sich nähert, daß er, zumal wenn er einen Richter jenseits des Grabes anerkennt, vollends ausdauert, als daß ein zur Verbannung Verurtheilter, Gebrandmarkter sich nicht in den Strom stürzt, über den er geführt wird, um in einem fremden Lande hülflos umher zu irren? — Sogar in dem Stande, welchen man vorzüglich den Stand der Ehre nennt, haben wir junge Anführer gesehen, denen, bevor sie vom Regimente gejagt wurden, der Büttel öffentlich ihren Degen entzwey brach und vor die Füße warf — und sie lebten fort! — Dennoch würde ihr Gehirn nur eine schwache Delineation von dem Organ der Lebensanhänglichkeit gezeigt haben!

Eher, als der Gallschen Meinung beyzupflichten, wollte ich mit dem Aufschlusse derer mich behelfen, denen die Gewohnheit zu leben alles erklärt. Schulz in seinen Aphorismen führt aus einem französischen Schriftsteller folgendes, hierher Gehörige, an: „La vie, pour un jeune homme, est comme une nouvelle

connaissance, qui lui plaît, qui l'amuse; mais à laquelle il tient faiblement, et dont il se détache sans effort. A mesure que nous avançons en âge, elle est pour nous comme un ancien ami. Sa société est triste, son esprit n'a plus rien qui nous amuse, ses défauts et ses infirmités nous incommodent; mais nous l'aimons, et nous ne pouvons la perdre sans regrets et sans douleur *)." Zwar leistet auch dieses mir nicht völlig Genüge; indessen ist es unläugbar, daß uns, nicht nur unsere Freunde, sondern die meisten Dinge durch langen Besitz theurer werden. So, das Haus, das wir viele Jahre bewohnten;

*) Jungen Leuten ist das Leben wie eine neue Bekanntschaft, die ihnen gefällt, die ihnen Freude macht; an der sie aber nicht hangen, und von der sie sich ohne Mühe losmachen. Je höher wir aber im Alter steigen, desto mehr wird das Leben für uns ein alter Freund. Seine Gesellschaft ist ernsthaft, sein Geist hat nichts unterhaltendes, seine Fehler und seine Kränkeleyen sind uns lästig; aber er bleibt uns lieb, und sein Verlust erweckt uns Bedauern und Schmerz." Aphorismen aus der Menschenkunde und Lebensphilosopie u. s. w. von Fried. Schulz. Erstes Bändchen. § 340.

ein lange getragenes, fast abgenutztes Kleid; der Stab, der uns auf vielen Reisen begleitete; selbst, wenn es uns lange gedient hat, das unbedeutendste Hausgeräth. Wir brauchten diese Gegenstände in so verschiednen Situationen; es ist, als hätten sie mit uns sich gefreut und mit uns gelitten; es knüpfet sich daran so manches angenehme, so manches rührende Andenken! Diese Liebe zu dem, woran wir uns, und was, so zu sagen, an uns sich gewöhnt hat, ist der Jugend, deren Einbildungskraft rasch von einem zum andern übergeht, und die nicht selten das bessere Alte für Neues hingiebt, weniger eigen; allein je älter und bedächtiger wir werden, desto schwerer wird uns jede Veränderung. Der Greis will den wurmstichigen zerrissenen Lehnstuhl nicht missen, worauf er alt geworden; und es kostet viel, ehe der Bienenvater des J. Paul seine plumpe Stundenuhr, mit der dicken Zeigerstange, und dem schmutzigen Zifferbatte, gegen eine kostbare Sekundenuhr vertauschte.

Daß, wie Göthe einwendet, viele Gewohnheiten mit der Zeit den größten Theil ihrer Reitze verlieren, ist nur allzuwahr; doch wirft der ehrliche, an Kriegsoperationen gewöhnte Tobi, mit dem Invaliden Trim, kümmerlich in seinem

Garten Batterien auf; und ein deutscher Fürst ließ, kurz vor seinem Ende, sich einen lebendigen Hasen ins Zimmer bringen, welchen er schoß, um die mit ihm zu Grabe gehende Jagdlust zu büßen.

Sehr leid ist es mir, daß ich die Eunomia von Herrn Tiedge nicht bey der Hand habe, und Sie mir den Gedanken desselben in Ihrem Briefe nur andeuten konnten. Nach meiner Meinung liegt viel Wahres darin: „Daß die Alten mit dem Leben geitzen, weil es sich bald endigen muß, gleich dem Trinker, der mit dem letzten Reste seiner Flasche am sorgsamsten ist, damit er sich den Genuß möglichst verlängere.“ Goldsmith, welcher so tief und so unbefangen in das menschliche Herz blickte, sagt, in seinem verödeten Dorf, ungefähr eben dasselbe: „In allen meinen Wanderungen durch diese Welt von Sorgen, in allen meinen Leiden . . . hoffte ich immer, in diesen ehrwürdigen Hütten mich niederzulegen, um meine letzten Stunden zu krönen, an dem Ende noch mit dem Licht des Lebens zu wirthschaften, und die Flamme durch Ruhe zu erhalten *).“

*) Nach Schlossers Uebersetzung.

Nicht weniger merkwürdig ist mir eine Stelle des Montaigne, dieses genauen Beobachters seiner selbst. Nachdem er von der Art geredet hat, wie man des Lebens genießen soll, fährt er fort: „Insonderheit jetzt, da ich gewahr werde, von welcher kurzen Dauer das meinige ist, will ich es ausdehnen im Gewicht. Ich will die Geschwindigkeit seiner Flucht aufhalten durch die Geschwindigkeit, womit ich es fasse, und mir durch kräftigeren Gebrauch sein eiliges Ablaufen vergüten. Je kürzer der Besitz des Lebens, desto inniger und voller muß der Genuß desselben seyn."*)

Wir sind einmal so beschaffen, daß uns der Ueberfluß gleichgültig macht, und wir das von Vielem übrig gebliebene Wenige, durch die Ab-

*) Principalement à cette heure, que j'appercoy la mienne si briefve en temps, je la veux estendre en poids: Je veux arrester la promptitude de sa fuite par la promptitude de ma saisie, et par la vigueur de l'usage compenser la hastiveté de son escoulement. A mesure que la possession de vivre est plus courte, il me la faut rendre plüs profonde et plus pleine.

Essais de Michel de Montaigne. L. 3.

nahme des Ganzen, höher schätzen lernen. Nicht ohne Noth lassen wir einen der letzten schönen Herbsttage unbenutzt; und mit welcher zärtlichen Sorgfalt pflegen wir der einzelnen Obstbäume, die der Frost oder anhaltende Dürre, als die anderen zu Grunde gingen, allein verschonte!

Vornehmlich ist folgendes in Erwägung zu ziehen, worin ich einen Hauptgrund der Lebensanhänglichkeit der Alten suche: Daß wir einen doppelten Werth auf Gegenstände setzen, die wir in Kurzem zu verlieren fürchten. Da hebt die Vorstellung ihres nahen Verlustes ihre Vollkommenheit und Annehmlichkeit. Der Freund auf dem Krankenbette wird uns theurer; der Ort von dem wir uns trennen müssen, zeigt uns, was er reitzendes hat, mit aufgefrischten Farben in einem helleren Lichte. Süßer dünket der Strahl der Sonne, lieblicher der Mondesglanz demjenigen, den alles erinnert, daß die sichtbare Schöpfung ihm bald auf ewig schwinden soll.

Wenn ich mir hinzu gedenke, die Sorgen und Arbeiten so Vieler, durch eine lange Reihe von sauern Jahren, um die Früchte ihres mühevollen Lebens im Alter einzuernten; im gleichen die Entwürfe, die Hoffnungen, die, von dem grauen Haar unverscheucht, unserm wankenden Schritte

folgen, und in die Grube noch uns nachrufen, so bleibt mir in jener Erscheinung nichts räthselhaftes mehr. Der Vater möchte seine Kinder versorgt, der Großvater die Enkel aufwachsen sehen. Nicht alle sind so mäßig, wie Montaigne, dessen weitläuftigster Plan zuletzt nicht bis ans Ende des Jahrs reichte *); sie legen den Grundstein zu großen Gebäuden, lassen Lustgärten abstechen, und hoffen das, was erst auf dem Risse steht, noch in seiner vollen Herrlichkeit zu sehen. Mancher hat in seinem achtzigsten Jahre des Reichthums, mancher der Ehre nicht genug. Ein gewisser Staatsmann erhielt, als er bereits ohne Hoffnung des Aufkommens darnieder lag, den so lange sehnlich gewünschten Elephantenorden. Man mußte diesen an seinem Bettvorhange befestigen, und er weidete die Augen daran bis sie brachen.

Wenn die Liebe zum Leben, die den Greis beseelt, vielen unerklärbar ist, so rührt es hauptsächlich daher, daß diese, noch in ihrer Jugend, den bejahrten Mann nach ihren eignen Bedürfnissen und Neigungen beurtheilen, und er ihnen

*) Le plus long de mes desseins n'a pas un an d'estendue. Essais, L. 2.

weit unglücklicher scheint, als er selber sich fühlt. Ich rede aus der Erfahrung; denn, obgleich der patriotische Möser nicht zugestehen wollte, daß man mit sechzig Jahren alt wäre, so geben wenistens meine zwey und sechzig mir einiges Recht, vorauszusagen, was die künftigen Jahre — ohne besondre mögliche Unfälle, die nichts mit ihnen zu thun haben — mir seyn werden. — Aber ich hätte kaum die Hälfte dieser Epistel vollendet, wenn ich alle die Vergütungen, die Tröstungen durchgehen wollte, die ein höheres Alter mich ahnden läßt. Schon das Gesagte wünschte ich kürzer; und wie sollte ich, nach Cicero, mir getrauen, das Alter zu loben? Noch dazu würden Sie mir, eben so wie ich ihm, vorwerfen, daß es mit meiner Vertheidigung mir kein Ernst wäre.

Glückwunsch eines alten gichtkranken Kochs, am Namensfeste seines Herrn.

Hätt' an dem heutigen Tage so gern
Ein Wort gesagt meinem gnädigen Herrn;
Doch wird mir nicht dieß Glück bescheert;
Muß immer noch, anstatt den Herd,
Wie sonst persönlich zu regieren,
Im Bette das Commando führen.

Nun hör' ich zwar, es sey der Brauch
Von manchem großen Feldherrn auch,
Daß, ohne Gebrechen an Händen und Füßen,
Wenn seine Krieger ins Feuer müssen,
Und Rauch und Kugelregen beginnt,
Er nur von weitem die Schlacht gewinnt.

Hoff' ebenfalls, nach Amt und Pflichten,
Das meine so treulich zu verrichten,
Durch strenges Commando und lautes Geschrey,

Als wär' ich mit eignen Augen dabey.
Weiß wohl, daß keine kleinen Sachen
Es sind, als Koch sich Ehre zu machen,
Und stattlich zu feyern ein Gallafest;
Denn mögen sie aufs allerbest
In Kleidern prangen, Säle zieren
Und alles rings illuminiren,
So bleibt es doch ein leerer Dunst,
Wenn sich nicht zeiget die edle Kunst,
Den hohen Gästen zum Ergötzen
Die Tafel reichlich zu besetzen.
An ihr sieht man, wie, neu belebt,
Sich mit dem Dampfe der Geist erhebt;
Es steigt aus klug verwalteter Küche,
So wie der Speisen Wohlgerüche,
Für jeden Gast ein Theilchen Witz;
Ein jedlicher fängt auf seinem Sitz
Zu reden an von Concordaten,
Von Ländervertausch, und Torten und Braten;
Weßwegen auch die weiseren Alten
Auf lange Bankette viel gehalten.
Will also Dero Gnad und Huld
Erflehn, nebst fernerer Geduld
Mit einem armen Invaliden;
Und, nun nicht länger zu ermüden,
Wünsch' ich in tiefster Ehrfurcht nur,

Daß jeder Fluch und jeder Schwur,
Der, seit beynahe dreyßig Jahren,
In Hochdero Diensten mir entfahren,
Zum reinsten Segen werde für Sie!
Jedoch an Segen fehlt es nie
Dem Hause, dessen friedlich Herd
So manchen Hungrigen genährt.
Wie ich denn gelobe, nach diesem Leben,
Davon ein kräftig Zeugniß zu geben,
Dort, wo die Köche, sammt allen Frommen,
In die Reihe der Himmelsgäste kommen,
An Abrahams Tische sitzen mit Ehren,
Und die Tafelmusik der Engel hören.

Der Poeten-Sitz.

An Pfeffel.

Freyburg, am 3. Oktober 1803.

Du, dessen Auge längst geschlossen
Dem süßen Sonnenlichte war,
Dem keine Pflanze grünt, und keine Blumen sprossen,
Der auf dem Grazienaltar
Nicht mehr sein eignes Opfer sieht,
Auf schönen Wangen nicht die Thräne, die sein Lied
Entlockte, nicht in Männerblicken,
Bey seiner Muse Scherz, das Lächeln, das Entzücken;
Den aber doch der erste Tag
Des Blüthenmondes, ungesehen,
Zur Freude ruft; dem Zephyrs leises Wehen,
Der Lüfte Balmsamhauch, der frühen Lerche Schlag,
Die Quelle, die sich durch Gebüsche murmelnd windet,
Der Käfer, der um junge Halme schwirrt,
Und was in Wäldern singt und girrt,
Das Brautfest der Natur verkündet;

Dir, mein Lieber, will ich ein kleines ländliches Gemälde widmen, die Schilderung eines Tages, dessen Andenken ich für mich, für meine Freunde, und für die wenigen Andern aufbewahren möchte, die, eben so wie wir, jeden frohen Anlaß benutzen, um sich daraus ein Fest zu bereiten. Und wer könnte wohl solch ein Gemälde freundlicher aufnehmen als Du? Denn ungeachtet des Schleyers, welcher die sichtbare Welt vor deinen Augen verbirgt, achtest du nicht allein auf die höhere Stimme der Natur; sondern auch die Reitze, welche sie dem Sehenden enthüllt, macht deine Einbildungskraft Dir gegenwärtig. Jeder melodische Laut, jedes Rauschen und Lispeln, jeder Wohlgeruch, wodurch eine benachbarte Blume sich verräth, erzeugt ein Bild in Dir, welches Dich anlächelt und von Dir angelächelt wird.

In voller Schönheit steht, mit allen ihren Farben,
Die Schöpfung noch vor Deinem innern Sinn;
Da rieselt Dir, wie uns, das Bächlein silbern hin;
Da grünt der Wald, da nicket zwischen Garben
Dir traulich ihren Gruß die braune Schnitterin.
Sieht deine Muse doch auf unsern Lustgefilden
Die kleinste Staude blühn, und weiß, sie nachzubilden!

Durch Deinen Genius, der immer Dich umschwebt,
Ist alles neben Dir befruchtet, alles lebt.
Frohlockend läßt es sich herab aus blauen Lüften
Es theilt den Strom, und hüpfet auf den Triften;
Aus Blumenkelchen holt es süße Beute sich:
O Freund was Athem hat, das athmet auch für Dich.

Wie viele, wenn sie Dich nur erzählen hörten, vergessen, daß die Gegenstände, welche Du mit Deinem warmen, lebendigen Colorit ihnen darstelltest, seit Deiner Jugend Deinem Blick entzogen waren! Und ich bin versichert, daß meine jetzigen Schilderungen sich Dir in einem helleren Lichte zeigen, als ich selbst ihnen zu geben im Stande bin.

Vor acht Tagen also machte ich mit den Meinigen die zu dieser Zeit gewöhnliche Lustreise nach Heitersheim zu meinem Freunde Ittner*), von dem, und von dessen für die Kräuterkenner eben so interessanten, als für jeden, der über Pflanzen und Blumen sich freuen kann, höchst anmuthigen Garten ich mich oft mit dir unter-

*) Heitersheim war damals der Wohnsitz des Johanniter-Obristmeisters in Deutschland, wo Hr. von Ittner die Stelle des Ordenskanzlers bekleidete.

redete. Wegen seines Reichthums an ausländischen Gewächsen, und wegen der in einem nicht allzugroßen Raum, jedoch ohne Verwirrung, angebrachten Mannigfaltigkeit, ist mir der Garten bey jedem Besuche neu, und der Anblick der von allen Seiten winkenden Aeste voll Mandeln, Feigen, Pfirsiche und Pflaumen jeder Gattung, insonderheit derjenigen Obstbäume, um deren Stamm, bis zu ihrem mit Früchten beladenen Wipfel, sich Reben mit den herrlichsten Trauben schlängeln, muß nothwendig jedes Jahr dieselbe Wonne gewähren. Dieses Mal überraschte mich der, nicht weniger gutherzige als sinnreiche Ittner, der allem nachspürt und alles auffindet, was seine Gäste vergnügen kann, mit einem erst vor Kurzem, und zwar für mich angelegten Plätzchen, das er den Poëts Corner, oder Poetenwinkel nannte. An dem Abhange eines mit fremden Bäumen besetzten Hügels, ist derselbe von natürlich zusammengesetzten Felsensteinen gebildet, und hat einen Sitz, über welchen ein Hirschholderbaum ein der Sonne undurchdringliches Gewölbe macht. Vor dem Sitze steht eine kanadische Pappel, deren Stamm, gleich einer ungeheuern Säule, über vierzig Schuhe hoch, oben eine prächtige Krone hat, von großen, herz=

förmigen Blättern umwachsen. Rechter Hand erhebt sich eine, ebenfalls natürlich zusammengestellte Pyramide von Tuffstein, aus deren Gipfel eine Yucca mit Aloeblättern hervorragt. Die Pyramide ist mit Epheu bewachsen; aus den Ritzen und Höhlen des Tuffsteinfelsens keimen verschiedene Arten von Moos, die indianische Feige und mehrere seltene Pflanzen. In ihrer Nachbarschaft sieht man den wilden Oelbaum, dessen weißgrüne Blätter gegen das dunkelgrüne Laub der andern Bäume seltsam abstechen, so wie seine gelbe Blüthe in einem silberschuppigen Kelch die ganze Gegend mit Wohlgeruch erfüllt; die rothe virginische Ceder, den Lebensbaum, eine Carolinische breitblätterige Linde, eine prächtige Sophora aus Japan. — Kurz, man erkennt hier das Reich der Phantasie, die aus allen Welttheilen Pflanzen und Bäume zusammengetragen hat, kühn und wunderbar in ihren großen Anlagen, und gefällig in ihren kleinern Spielen. Mir pochte das Herz, wie dem Wettrenner, wenn er von den Schranken her, welche sein jetziges Alter ihm versagt, das Zeichen der Trompete hört, und der vormaligen besseren Zeiten sich erinnert. Ach! mein Gefühl ist durch die Jahre nicht erkaltet; aber die Phantasie meiner Jugend

ist dahin! Mitten in der Freude über das, was ich sah, konnt' ich die leise Klage nicht zurückhalten:

O du, die lächelnd, an der Hand
Der jüngsten Muse, schon bey meiner Wiege stand,
Die mich als Kind, auf leichten Schwingen,
Umtanzt von bunten Schmetterlingen,
Den Schooß voll Blumen, weg in Zaubergärten trug,
Und, als der Busen erst von süßer Ahndung schlug,
Mir neue Wonne zubereitet;
In manchen Irrgang zwar des Jünglings Fuß geleitet,
Doch in der Irre selbst gewarnt vor schlechter That,
Und wenn mich den verlornen Pfad
Die ernstere Vernunft mühselig suchen ließ,
Mir einen kürzern Weg durch Rosenbüsche wies;
Du treueste Gefährtin meines Lebens,
Wo bist du mit der Jugend hingeflohn?
Hörst Du mich nicht? Ruft immer Dir vergebens
Der matten Saiten Trauerton?
O sieh! das Alter schonte meiner Scheitel;
Nur wenig Haare sind gebleicht;
Auch nenn' ich nicht die kleinen Freuden eitel,
Kein Wort des Unmuths hat die Scherze je verscheucht,
Und um die Leyer schlingt ein Kranz sich, dargereicht
Von holden Mädchenhänden — Kehre wieder!
Beflügle den Gesang! Laß meine letzten Lieder

Sich rasch noch drehn im jugendlichen Reihn,
Den Glücklichen willkommen seyn,
Und, wo die Thräne fließt, ein leidend Herz erfreun!

Dieses hielt ich von jeher für des Dichters heiligsten Beruf; auch deutet hierauf die rothe virginische Ceder, unweit des Poetensitzes, in cypressenmäßiger Gestalt und Haltung.

Ach! die säuselnde Cypresse wehte,
Still umleuchtet von der Abendröthe,
Manchem Sänger schon Begeistrung zu;
War des einsam Klagenden Vertraute,
Und, von ihr beschattet, singt die Laute
Noch in müde Seelen Trost und Ruh.

Neben dem elegischen Baum steht ein Abkömmling

Der Ceder, die auf Libanon
Den Thau des nahen Himmels trinket,
Und ehe noch der Tag entschlafnen Thälern winket,
Schon halb verklärt, der Morgensonn'
Entgegen ihre Düfte trägt;
Die, wenn sich feyerlich ihr Wipfel regt,
Weil Gott im Donnersturm hernieder steiget,
Des Sehers Geist empor zur Wetterwolke hebt,

Sein frommes Harfenspiel belebt,
Und, rauschend in das Lied, dem Kommenden sich neiget.

Dennoch duldet die stolze Ceder in ihrer Nachbarschaft das zarte Myrthenbäumchen, das allerdings hierher gehört, weil es der Liebe gewidmet ist. Wie viele der köstlichsten Gesänge müßten wir entbehren, ohne die begeisternde Liebe!

Welcher Dichter hat sie nicht empfunden?
Hat nicht ihre Schäferstunden,
Ihre Thränen, ihren Druck der Hand,
Und die süßen Schwärmereyen,
Und die kleinen Heucheleyen,
Und der Winke Feenmacht gekannt,
Nicht erzählt von ihrer holden Rede,
Von dem holdern Schweigen, von der Fehde,
Die sich oft aus einem Nichts entspinnt,
Aber bald sich endet mit Traktaten,
Wo das Mädchen, wie die kleinern Staaten,
Wenig bey dem Friedensschluß gewinnt?

Was den Gesängen der Liebe noch mehr Anzüglichkeit giebt, ist der verschiedne Ton derselben, die jedem Dichter eigne Weise. Welch ein Reichthum von Ansichten! Orientalischer Schwung in Salomons hohem Liede! Lächeln der

Grazie in den Versen Anakreons; Catullischer Muthwille; schmachtende Sehnsucht des Tibullus; mystisches Gefühl des Petrarca, dem die Augen seiner Geliebten den Weg zum Himmel zeigen; und die Schalkheit und die feine Galanterie der Franzosen; und die Naivetät unserer ältesten vaterländischen Dichter!

Selbst der Sänger, dessen ernstes Lied
Sich von Stern zu Stern hinaufgeschwungen
Bis zum Throne, wo der Seraph kniet;
Er, von heil'gem Feuer noch durchglüht,
Geht hervor aus Sions Palmenhainen,
Stimmt in weichern Ton der Harfe Klang,
Und sein liebender Gesang
Läßt uns mit der sanften Elbli weinen.

Um zu dem Poëts Corner zurück zu kehren, so steht noch am Fuße desselben ein Lorbeerbaum demüthig da, gleich als ob er, dessen eingedenk, was er ehemals gewesen, über manche Herabwürdigung in unserm Zeitalter klagte, und die Worte des Akenside uns zuflüsterte: „Wann wird der Dichterkranz und die tönende Saite wieder in ihre Ehre eingesetzt werden"? *).

*) When shall the Laurel and the vocal string
Resume their honours?

Zum romantischen Ansehen des Ganzen trägt auch noch die, über eine Eisgrube gebaute, Strohhütte bey, welche der Wohnung eines Waldbruders ähnlich ist. Freylich darf man sich an einem so dichterischen Orte keinen der heutigen Waldbrüder gedenken; sondern einen alten Barden, der, wie Thomson sagt, von der Welt abgesondert, in der begeisterten Brust höhern Eingebungen Raum giebt. Ein solcher würde gern unter dem, bey seiner Hütte stehenden, schönen Nußbaum sitzen, dessen weißer Schaft ganz mit Epheu umwachsen ist, und von hier aus einen Theil des Rheins sehen, und die vogesischen Gebirge in der Ferne.

So reitzend aber dieser Platz, den ich Dir, mein Theuerster, nur unvollkommen beschrieben habe, mit dem angrenzenden, auf einer tiefern Abstufung liegenden, Garten ist, so bekommt doch alles einen weit höheren Werth, sobald man unter den abwechselnden Schönheiten, an der Hand ihres Besitzers, mit seiner liebenswürdigen, talentvollen Familie, in deren Zirkel man so wohl aufgehoben ist, umherwandelt. Wie reichhaltig die Gespräche mit ihm sind, kannst Du daraus abnehmen, daß er, im Schatten seiner Bäume, bald den griechischen Homer, bald eine hora-

zische Ode, dann die Jahrszeiten von Thomson, oder des Ariosto Rittergeschichten, jedes in der Ursprache liest; oft einen tiefen Blick in die Begebenheiten der Vorwelt thut, und wenn ein Laie, gleich mir, seine Pflanzen genauer zu kennen wünschet, ihm ein jede mit froher Bereitwilligkeit erklärt.

Hierzu kommt die muntre Laune, die beständig und überall ihm zur Seite geht, und die ich, so wie in meiner Jugend, auch jetzt im Alter noch unter die kostbarsten Geschenke des Himmels rechne.

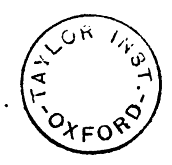
Wer zur Gefährtin sie wählet,
Den weckt, als freundlicher Gast,
Sie gern am Morgen; versinget
Ihm manche Grille, und bringet
Für jede kümmernde Last
Den allvermögenden Hebel!
Versüßet ihm Arbeit und Rast.

Mag immer ein herbstlicher Nebel
Umhüllen die Flur und den Hain!
Sie weiß ja: Hinter ihm strahlet
Die Sonne mit labendem Schein;
Er sink' oder steige! sie mahlet
Sich lachende Bilder hinein.

Sie macht, zur Reise durchs Leben,
Die rauhen Wege sich eben,
Die Berge den Hügeln gleich;
Wallt ohne Sorgen, und zählet
Was da ist, nicht was ihr fehlet;
So wird sie bey wenigem reich.

Wer aber kennt diese glückliche Laune besser, als Du, mein Lieber? Unter allen Stürmen der Schreckenszeit hielt sie Dich aufrecht; bis auf den heutigen Tag zertheilt sie die Widerwärtigkeiten des Lebens vor Dir her, und durch sie werden die mühevollsten Arbeiten Dir leicht.

Möge sie Dir und mir ferner bleiben, und Dich bald wieder in meine Arme führen.


TAYLOR INST. OXFORD

Die Mutter.

Mutterliebe, Muttertreue
Giebt dem kleinen Erdenglück
Seinen Anfang, seine Weihe;
Lehrt den ungewissen Blick
Erst umher, und dann zum blauen
Hochgewölbten Himmel schauen.

Diese Treue, diese Liebe
Sichert uns an ihrer Brust.
Sey der Morgen noch so trübe,
Wir erwachen da zur Lust;
Hören, unter Donnerschlägen,
Nur der Mutterstimme Segen.

Und das stille, traute Zimmer
Wird von Engelglanz erhellt,
Wenn des Mondes reiner Schimmer
Auf der Mutter Antlitz fällt;
Banger Nächte Finsternisse
Mindern schweigend ihre Küsse.

Fremd auf diesem Erdenrunde,
Nur daheim in ihrem Schooß,
Hängt das Kind an ihrem Munde,
Wird der Knabe spielend groß;
Klagen darf er, bitten, hoffen:
Mutterhand ist immer offen.

Sie, die jedes leise Sehnen
Stillte, sie, die alles gab,
Beut dem Jüngling nun mit Thränen
Den gewünschten Wanderstab;
Oeffnet zitternd ihm die Pforte
Bey dem letzten Abschiedsworte.

Und das letzte Wort verhallet
Lang in seinem Busen nicht,
Und die Sorgenvolle wallet
Einsam oft im Dämmerlicht;
Starrt hinaus in dunkle Ferne,
Fragt nach ihm die goldnen Sterne.

Mag er jugendlich indessen
Neuer Lust entgegen gehn,
Und sein Kinderglück vergessen!
Nur des Lieblings Wiedersehn
Zeigt die tröstende, die milde
Hoffnung ihr im Rosenbilde.

Eitles Bild! es wird verschwinden,
Wie der Rose Wiederschein,
Wenn am Teich, umbraust von Winden,
Ihre Blätter sich zerstreun.
Todesschatten sinken nieder:
Eile, Jüngling, kehre wieder!

Daß dich, sterbend, ihre blasse
Lippe segne; daß der Arm
Deiner Mutter dich umfasse,
Ihre Brust, so liebewarm,
An dem großen Scheidungstage
Noch an deinem Herzen schlage!

Ach zu spät! die starren, kalten
Hände, die so treu, so fromm
Deiner pflegten, sind gefalten,
Sinds auf immer; Jüngling, komm,
Daß, von dir besucht, die Erde
Der Entschlafnen leichter werde.

Blicke stumm nach ihrem leeren
Sitze, deiner Seufzer werth!
Halte lebenslang in Ehren
Den durch sie geweihten Herd,
Wo die heil'ge Flamme lodert,
Die noch Dank und Thränen fodert.

Und will je dein Glaube wanken,
Wenn, im Auge Hülf' und Rath,
Groll und Meineid in Gedanken,
Sich der Mensch dem Menschen naht,
So ermanne dich, so freue
Dich der mütterlichen Treue!

Singt sie doch an jeder Wiege,
Lacht dem Säugling, den sie trägt!
Und es bleiben ihre Züge
Bessern Seelen eingeprägt,
Die nicht von der Liebe weichen
Und die Bruderhand uns reichen.

Freue dich! Der alles lenket,
Der die zarte Pflanz' im Hain,
Wie die Ceder, wärmt und tränket,
Muß durch Liebe selig seyn!
Hätt' er sonst dieß Wonnebeben
In das Mutterherz gegeben?

Meiner Freundin Theone *).

Auf grüner Matte, froh und frey,
Saß eine junge Linde

*) Schon als Dichterin bekannt im Jahr 1800 durch ihre auf Ungarns Fluren gesammelten Feldblumen. Jena, bey Voigt. In den Jahren 1803 und 1804 hielt sie sich eine Zeit lang bey ihren Verwandten in Freyburg auf. Obiges Gedicht ist eine Antwort auf ein freundschaftliches Lied von ihr.

Nach einer Ausgabe ihrer neuern Poesien (Cotta 1805) wurde die Verfasserin von einigen Recensenten auf eine unwürdige Art behandelt und muthlos gemacht, da man sie vielmehr, mit der ihrem entschiedenen Talente gebührenden Achtung, vor gewissen Fehlern gegen Sprache und Wohllaut hätte warnen und ermahnen sollen, künftig langsamer zu arbeiten, sorgfältiger zu verbessern, und nur das von Kennern streng Geprüfte und Gebilligte öffentlich mitzutheilen.

Um sich der Blümlein mancherley;
Die wurden ihr mit jedem May
Zum bräutlichen Gewinde.

Auch ließen sich der Vöglein viel
Auf ihren Zweigen hören;
Beym Wettlauf ward sie oft als Ziel
Bekränzet, oft bey Saitenspiel
Umtanzt von muntern Chören.

Wie manches traute Pärchen ging
Zur Linde, wenn aufs Neue
Sie um und um voll Blüthen hing,
Und gab sie dann, und nahm den Ring,
Den goldnen Ring der Treue!

So schwanden Tag und Mond und Jahr,
Bis endlich ihr die Aeste
Kein Hauch des Lenzes neu gebar;
Auf ewig nun vorüber war
Die Zeit der Frühlingsfeste.

Noch einzeln grünte hier und dort
Ein Zweig; allein dem Gatten
Rief keine Nachtigall hinfort,
Gelispelt ward kein süßes Wort
Der Liebe mehr im Schatten.

Zum Dörfchen, wo die Linde stand,
Kam jetzt ein holdes Mädchen;
Sie kam daher aus fremdem Land,
Als Liedersängerin bekannt
In manchem fernen Städtchen.

Ihr winkten jüngre Bäume gleich
Mit säuselnd sanftem Beben;
Sie aber sprach: An Blüthen reich
Hebt ihr das Haupt empor; nicht euch
Darf mein Gesang beleben.

Sie, der ein nahes Ende droht,
Der jeder Vogel schweiget,
Sie grüß' ich hier im Morgenroth,
Weil sie dem Wandrer Kühlung bot,
Und noch zu ihm sich neiget.

Das Mädchen singt; vor Wonne schwankt
Der Wipfel hin und wieder;
Mit lauterem Geflüster dankt
Der Epheu, der den Baum umrankt;
Er fühlt die Macht der Lieder.

Und aus der Linde tönt's: O du
Mit deinen Trostgesängen!
Es wehe Segen dir und Ruh

Im Zephyr und in Stürmen zu
Auf allen deinen Gängen!

Ich bin's, die hier als Nymphe wohnt,
Verdorrt ist meine Krone;
Doch strahlen mir noch Sonn' und Mond,
Noch liebt der Himmel mich, und lohnt
Dir, freundliche Theone!

Gleim.

1803.

Nie hat ein Dichter den andern zärtlicher geliebt und den von ihm geschiedenen inniger bedauert, als Gleim seinen Kleist; dennoch sang er, nach dem Tode desselben, ihm weder in seiner ersten Betrübniß, noch in spätern Zeiten ein Lied. Er wird es mir also verzeihen, daß ich seiner eigenen Ruhestätte jetzt ohne Lied mich nahe, zumal, da mich, eben so wie ihn, nur das Gefühl meines Unvermögens zum Schweigen nöthigt.

Wenn der gesangreiche Gleim, der so gern das Gedächtniß gestorbener Helden und Dichter feyerte, wenn er das ehrenvolle Grab des Geliebtesten unter ihnen unbesungen ließ, so geschah es nicht aus Furcht, seinen Schmerz zu vergrößern, oder den allmählig besänftigten aufs Neue zu reitzen. Dieses war so weit von ihm

entfernt, daß er vielmehr in den heitersten Stunden die mit Kleist verlebten Tage zurück rief; manches von ihm in seinem gewöhnlichen launigen Ton erzählte und sich mit dem Verewigten in fortdauernder brüderlicher Verbindung gedachte. Letzteres blieb immer eine seiner Lieblingsphantasien. Er beredete sich, der Geist seines Geliebten sey oft in seiner Nähe, und würd' ihm, wär' es Geistern vergönnt, solches durch ein Zeichen zu erkennen geben; insonderheit sehe Kleist ihm zuweilen zu, wenn er ein neues Gedicht anfange, blicke dann auf das Papier und lese die hingeschriebenen Verse. Noch im Alter benutzte Gleim diese Phantasie bey der Erziehung einer kleinen Nichte, die er nicht selten, in der Abenddämmerung, von dem Engel Kleist unterhielt, damit er ihr das Verlangen einflößte, in allem Denken und Thun dem freundlichen Engel wohlgefällig zu seyn *). Außerdem er-

*) Auf dieselbe Vorstellung gründet sich eines der schönsten Zeitgedichte von Gleim, welches folglich nicht für einen bloß augenblicklichen poetischen Einfall zu halten ist; dasjenige nämlich, worin den Dichter, als er eben einen Reim sucht, ein unsichtbarer Geist anredet und ihn ermahnt,

wähnt' er nicht nur seines unvergeßlichen Freundes in einzelnen Liederstellen, sondern nimmt auch von ihm zu ganzen Dichtungen den Anlaß *); weßwegen es um so mehr auffallen muß daß er demselben keinen eigenen Gesang widmete **). Gleim selbst fand es wunderbar; versicherte mir aber, ungeachtet vieler, zu verschie-

---

etwas besseres — Brod oder Honigkuchen für ein armes Kind — zu suchen.

Ich ließ den Reim auf Mensch, ich ließ ihn ungefunden,
Und fragte: Guter, lieber Geist!
Wer bist du? Leider war der gute Geist verschwunden;
Gewiß war es der Engel Kleist.

*) Z. B. in dem angeführten Zeitgedicht, in einer Romanze: Homer und Kleist, u. a. m.

**) Ein in der ersten Rührung hingeworfenes Sinngedicht von vier Zeilen, mit der Ueberschrift: Als Kleist gestorben war (s. Sinngedichte von Gleim, als Handschrift für Freunde, 1792), kann so wenig für ein Trauer- oder Gedächtnißlied gelten, daß Gleim, bey unserem Gespräch über diesen Gegenstand, sich jener Verse nicht einmal zu erinnern schien.

denen Zeiten gemachten Versuche, sey es ihm, den guten Kleist zu singen, unmöglich gewesen.

Für mich ist das, was ich mir damals nicht zu erklären wußte, nun kein Räthsel mehr, seitdem ich erst meinen Freund Schlosser, dann meinen Gleim verloren, und keinem von beyden an seiner Gruft ein Klagelied angestimmt habe. Mit beyden war ich zu nahe vereint; das Andenken an sie wecket der süßen und schmerzlichen Empfindungen zu viel, deren jede mir heilig ist, so, daß ich sie rein bewahren möchte, nicht für andere in Worte fassen und verstümmeln, was in meinem Innern, mir allein leserlich, ohne Buchstaben geschrieben steht. Wie könnt' ich unter den Bildern, die so traulich vor mir vorüber schweben, alle mir theuer, eins und das andere wählen, um es künstlich darzustellen? Dargestellt, wär' es dasselbe nicht mehr. Wie könnte ich, was lauter Wahrheit in mir ist, mit Dichtung vermischen; in gezählten und gemessenen Sylben ausdrücken, was mächtig in mir sich drängt, meine ganze Seele füllt? Zwar weiß ich, daß, wie der Fröhliche gern im Gesange sich mittheilt, so auch der Trauernde zuweilen Linderung in ihm sucht; daß oft die Leyer, gleichsam mit dem Herzen im Einklang, von den

wehmüthigen Melodien desselben widerhallt, und diese Melodien dann alle Herzen ergreifen, und forttönen, und, wie Petrarchs und Ossians Klage, noch einem zukünftigen Geschlechte Thränen entlocken. Aber das ist nicht jedem Sänger gewährt; und die Stunden, worin auf solche Weise wirkliches Gefühl in poetische Begeisterung übergeht, ohne von seiner Einfalt und Wahrheit zu verlieren, die Stunden führt keiner nach Willkühr herbey, sie kommen ungerufen, oder gar nicht.

Indessen habe ich auf Schlossers Grab wenigstens eine Blume gelegt, und eine Blume gebührt auch meinem Gleim; denn mit Recht sagt der wackere Seume: Jeder soll bringen, was er hat. Ich bringe meinen Dank, nicht nur für eine lange Reihe glücklicher Jahre, die mir, in meinem jugendlichen und männlichen Alter, neben ihm unter tausend Freuden dahin schwanden, sondern für das schönste Glück meines ganzen spätern Lebens, bis auf den gegenwärtigen Augenblick. Es thut mir wohl, diesen Dank öffentlich zu bringen, obgleich die wenigsten ihn verstehen, viele sogar mein Bekenntniß für Thorheit achten werden. Dennoch bekenne ich's vor Allen, daß ich meinem Freunde darum

das Glück meines Lebens schuldig bin, weil er, als ich die Muse des Gesangs zu verlassen entschlossen war, mein Bündniß mit derselben erneuerte, und mich in ihre Geheimnisse tiefer einweihte. Laut bekenne ich, daß alle die Wunder, welche die alten und neuen Dichter im kühnsten lyrischen Schwung von der Muse gerühmt, sich als Wahrheit an mir bestätigt haben, und noch bestätigen.

Mit Hülfe der Musen schuf ich mir eine Welt, so reich an Genuß, daß ich desjenigen, was sonst am ängstlichsten gesucht, am schwersten gefunden wird, nicht bedarf, es nicht einmal zu gebrauchen weiß. In dieser meiner Welt kann es mir nicht einfallen, nach sogenannten großen Dingen zu streben, weil sie mir klein erscheinen; da hingegen mancher kleine Gegenstand, den die mehrsten kaum eines flüchtigen Blickes würdigen, sich in meinen Augen veredelt und mich fest hält. Und wie oft haben Dichterphantasie und die zu ihr sich gesellende sorgenfreye Laune mir die rauhesten Wege geebnet, über schreckende Scenen ein milderes Licht verbreitet, und mich, der ich nicht unter die Helden zu rechnen bin, unerschrocken durch Gefahren geleitet, in welchen dem Stärkern der Muth sank. Als ich meine Mit-

bürger, wegen Annäherung des Feindes, in tiefer Bestürzung sah, holte ich, um von banger Erwartung mich los zu machen, und an die Stelle böser Vorbedeutungen etwas Besseres zu setzen, in meine Blumengläser frische Rosen, schmückte mein Zimmer damit, und vollendete, weil ich später hätte gestört werden können, ein angefangenes Gedicht.

Ohne Gleim aber hätte ich nicht mehr auf den Wink der Muse geachtet, in so fern sie mich zu Gesängen hätte begeistern wollen; denn, so entschieden in mir, von den Kinderjahren an, die Liebe zur Dichtkunst war, so erhielt dieselbe dennoch, bey dem Antritte meiner akademischen Laufbahn in Halle, durch das Zusammenleben mit Klotz, eine andere Richtung. Dieser Gelehrte, damals in der glänzendsten Periode seines Ruhms, geehrt von den ersten Schriftstellern in und außer Deutschland, munterte zu kritischen Arbeiten mich auf. Ich sollte mit den Dichterwerken der Alten mich beschäftigen, nicht um sie nachzuahmen, sondern um die Gesetze der Schönheit daraus zu entwickeln; sollte mir den Lorber erringen, welcher denen bestimmt ist, die das Heiligthum der Musen an elenden Scribenten rächen. Für einen Jüngling, wie ich zu jener Zeit war, hat das

Amt eines Gesetzgebers und Richters im Gebiete des Schönen etwas sehr Anzügliches, obwohl ich dem Lorber der Kritik den poetischen vorzog. Letzterer schien mir immer das Höchste, was einem Sterblichen zu Theil werden könnte; aber Klotz, für mein künftiges Fortkommen besorgt, hatte mir ihn, bedächtlich, in zu weiter, ungewisser Ferne gezeigt. Schon fing ich an, in Zeitungen und Bibliotheken über alles, was die Messe an Versen und Reimen Neues brachte, richterlich abzusprechen, als ein günstiges Schicksal den Dichter Gleim in meine Nachbarschaft, an den Lauchstedter Gesundbrunnen, führte.

Da noch jetzt, nachdem ich der berühmten Männer viele sah, und mehrere meine Freunde nannte, da noch jetzt ein solcher Mann in einer Art von Glorie vor mir dasteht, so läßt sich gedenken, in welchem Nimbus meiner damaligen Jugendphantasie der Anakreon und Tyrtäus der Deutschen entgegen kam. Die enthusiastische Freude und die Liebe, womit ich, ungeachtet meiner Schüchternheit, mich zutraulich ihm näherte, gewannen mir bald sein Herz, und der erste Druck seiner Hand war zugleich eine Aufforderung, meiner Muse getreu zu bleiben. Er kannte von ihr nichts als ein kleines Lied in Ramlers Blu-

menlese *); auf dieses allein gründete sich seine Weissagung, daß es mich nicht gereuen würde, wenn ich meinem Genius folgte.

O der seligen Tage in Lauchstedt, wo Gleim jeden Morgen mit einem neuen Liede mich weckte, während dessen die Sonne alles um mich her vergoldete, herrlicher als je! Das Zimmer wurde mir zum Tempel; ich fühlte die Nähe des Gottes, war meiner Weihe gewiß.

Wir trennten uns als Brüder, und er wollte das Angefangene vollenden. Mit der ihm eigenen rastlosen Thätigkeit ließ er einen Brief an mich dem andern nachellen, damit er mich in fortdauernder Begeisterung hielte, bis ich aus der Wirklichkeit in ein Feenland weggerückt und darin einheimisch geworden; überall, von Gesängen umtönt, unter den lieblichsten Erscheinungen wandelte.

Gleim, welcher in einem sehr melodischen Liede von sich selber sagt:

---

*) Es fängt an:

Jüngst, Schwesterchen, sah meinem Spielen
Der junge Daphnis lächend zu, u. s. w.

Und gehört zu den wenigen, an denen Ramler nichts verbessert hat.

genehmen Symphonie von blasenden Instrumenten, die sich vor meinem Zimmer hören ließ, und die, weil ich an diesem Ort ein völliger Fremdling war, nicht bloß etwas Ueberraschendes, sondern etwas Feenmäßiges für mich hatte. Als ich, im ersten Erstaunen, mich aufrichtete und umher sah, öffnete sich die Thür — und Gleim stürzte in meine Arme. Schon am vorigen Abend war er angekommen, hatte bey seinem Bruder übernachtet, und die Hoboisten des dortigen Regiments in meinen Gasthof bestellt.

Seit jenem Morgen sind nun mehr als dreyßig Jahre verflossen; dennoch schlägt, bey dessen Erinnerung, mein Herz eben so warm, wie damals; und gottlob, daß es noch so schlagen kann!

Nach dem Frühstücke fuhren wir nach Ermsleben, dem Geburtsorte meines Freundes. Hier gingen wir in sein väterliches Haus, wo kein Plätzchen unbetrachtet blieb; in den anstoßenden Garten; an den Selkabach, an welchem er als Kind gegangen war,

Der bösen Otter aufzupassen*)

und worin er beynahe sein Leben verloren hätte;

---

*) S. in Gleims Zeitgedichten den rührenden Abschied von seinen väterlichen Fluren.

weilten bey jeder ihm theuer gewesenen und geblieben Stelle, und setzten dann unter Erzählungen von ihm, die sein kindisches Alter und die Geschichte seiner Jugend betrafen, unsern Weg nach Halberstadt fort.

Wieder ein herrlicher Tag! Und welch ein Abend am Familientische meines Gleims, zwischen ihm und seiner Nichte Gleminde! Und nun in seinem Hause mein erstes Erwachen! — Aber zu viel schon hab' ich von mir selbst geredet. Ich müßte den größten Theil meines eigenen Lebens aufzeichnen, wenn ich für Alles ihm danken wollte.

Lieber will ich zu dem bisher Erzählten einige charakteristische Züge hinzuthun; nur einzelne Züge, für denjenigen, der ein ganzes Bild von dem vortrefflichen Manne zu entwerfen und zu vollenden sich berechtiget fühlt. Ich wähle solche, die von andern noch nicht angemerkt wurden; insonderheit die kleinern, die man selten einer Bemerkung werth achtet; denn ich bin versichert, meinem Freunde hiermit ein vorzüglich gefälliges Opfer zu bringen.

Mehr als einmal ereiferte sich Gleim — wie er denn über alles Schiefe sich zu ereifern pflegte — in meiner Gegenwart über unsre neuen

„Nicht für alle Doppien der Welt
Gäb' ich meine Leyer!"

hatte Recht, daß ich gegen kein Erdenglück die meinige vertauschen sollte. Daß ich es nicht that, gereut mich um so weniger, da ich jetzt in meinem Alter mehr noch, als in meiner Jugend, von dem hohen Beruf eines Dichters überzeugt bin. Allerdings kann einer vieles unternehmen, das für diejenigen, unter denen er lebt, und für die Gegenwart, nützlicher und lobenswerther ist, als Verse zu machen; dafür aber hat ein Dichter einen desto ausgedehnteren Wirkungskreis, und seine Werke bleiben dieselben, so lange Menschen sind. Wenn die Arbeiten des Staatsmanns, auf einen Staat eingeschränkt, mit diesem stehen und fallen; vielleicht schon, wenn ihr Urheber kaum die Augen geschlossen hat, vereitelt werden; wenn die Systeme der Philosophen, eben so veränderlich wie die politischen, nur einer kleinen Zahl von Gelehrten einleuchten, und man über neuen Erfindungen der ältern vergißt, so redet ein Dichter mit allen Völkern aller Zeiten, bis in die spätesten Jahrhunderte. Wie reich an Gewinn ist eine einzige Stunde, in welcher er einen herzerhebenden Gedanken, oder ein wohlthätiges Gefühl, wär' es auch nur das Gefühl

der Freude, in einem reitzenden Bilde versinnlicht, das, viele Menschenalter hindurch, so vielen Tausenden sich mittheilt! *)

Um mich noch fester an sich und an die Muse zu binden, wünschte Gleim einen Besuch von mir in Halberstadt. Ich machte mich auf den Weg, langte, ziemlich spät in der Nacht, in Aschersleben an, und, indeß ich der Thorwache den verlangten Bescheid gab, trat ein Unbekannter an meinen Wagen. Ich habe den Auftrag, Sie in Empfang zu nehmen, sagt' er im Ton eines Polizeydieners, der einen verdächtigen Fremden in Verhaft nimmt. Das aber war er nicht; er war Gleims Bedienter, welcher mich in einen Gasthof brachte, wo ich ein Nachtessen und alles übrige zu meiner Aufnahme in Bereitschaft fand. Auch hatte der Bediente Pferde bey sich, mit denen ich am folgenden Tage weiter reisen sollte.

Früh Morgens erwachte ich unter einer an-

---

*) Ueber den Werth der Dichtkunst verdient ein herrlicher Aufsatz von Schlosser gelesen zu werden, welchem ein Gedanke des Baco über diese Materie zum Grunde liegt. S. Schlossers kleine Schriften Th. V. S. 381. u. f f.

genehmen Symphonie von blasenden Instrumenten, die sich vor meinem Zimmer hören ließ, und die, weil ich an diesem Ort ein völliger Fremdling war, nicht bloß etwas Ueberraschendes, sondern etwas Feenmäßiges für mich hatte. Als ich, im ersten Erstaunen, mich aufrichtete und umher sah, öffnete sich die Thür — und Gleim stürzte in meine Arme. Schon am vorigen Abend war er angekommen, hatte bey seinem Bruder übernachtet, und die Hoboisten des dortigen Regiments in meinen Gasthof bestellt.

Seit jenem Morgen sind nun mehr als dreyßig Jahre verflossen; dennoch schlägt, bey dessen Erinnerung, mein Herz eben so warm, wie damals; und gottlob, daß es noch so schlagen kann!

Nach dem Frühstücke fuhren wir nach Ermsleben, dem Geburtsorte meines Freundes. Hier gingen wir in sein väterliches Haus, wo kein Plätzchen unbetrachtet blieb; in den anstoßenden Garten; an den Selkabach, an welchem er als Kind gegangen war,

Der bösen Otter aufzupassen*)

und worin er beynahe sein Leben verloren hätte;

*) S. in Gleims Zeitgedichten den rührenden Abschied von seinen väterlichen Fluren.

weilten bey jeder ihm theuer gewesenen und gebliebenen Stelle, und setzten dann unter Erzählungen von ihm, die sein kindisches Alter und die Geschichte seiner Jugend betrafen, unsern Weg nach Halberstadt fort.

Wieder ein herrlicher Tag! Und welch ein Abend am Familientische meines Gleims, zwischen ihm und seiner Nichte Gleminde! Und nun in seinem Hause mein erstes Erwachen! — Aber zu viel schon hab' ich von mir selbst geredet. Ich müßte den größten Theil meines eigenen Lebens aufzeichnen, wenn ich für Alles ihm danken wollte.

Lieber will ich zu dem bisher Erzählten einige charakteristische Züge hinzuthun; nur einzelne Züge, für denjenigen, der ein ganzes Bild von dem vortrefflichen Manne zu entwerfen und zu vollenden sich berechtiget fühlt. Ich wähle solche, die von andern noch nicht angemerkt wurden; insonderheit die kleinern, die man selten einer Bemerkung werth achtet; denn ich bin versichert, meinem Freunde hiermit ein vorzüglich gefälliges Opfer zu bringen.

Mehr als einmal ereiferte sich Gleim — wie er denn über alles Schiefe sich zu ereifern pflegte — in meiner Gegenwart über unsre neuen

Biographien, die er, mit den Biographien der Ausländer verglichen, trocken und leer fand *). Er meinte, der Biograph hätte mehr in die kleinen Umstände des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens dessen, von welchem er schrieb, hineingehen, mit dem Fleiße der Franzosen und Engländer jede Anekdote von ihm benutzen und nichts für geringfügig halten sollen, was das Eigenthümliche des Charakters in ein helleres Licht stellt. Gleim zürnte nicht mit Unrecht. Die meisten Lebensbeschreibungen der Deutschen haben zu wenig Individuelles, und sicherlich würden oft ein Paar einzelne Reden und Handlungen, ein gewisses Benehmen bey dieser oder jener Gelegenheit, gewisse Launen und Eigenheiten im Umgang, den Mann kenntlicher machen, als alles, was, im Allgemeinen, auf mehreren Bogen von ihm gesagt wird **).

---

*) Er lobte, in dieser Hinsicht, das Leben von Kanitz, wie es König geschrieben hat; und wirklich könnte dasselbe, den Styl abgerechnet, den Deutschen zum Muster dienen.

**) Schlichtegroll, dessen Nekrolog allerdings unter die Ausnahmen gehört, arbeitet hierauf so viel

Ein Hauptzug in Gleims Charakter war seine Liebe zum Ganzen in allen Dingen. Darum war er ganz Dichter, ganz Freund, ganz Verehrer seines Friedrichs. Darum, wie Klopstock von ihm singt, wurd' er

„Vom halben
Kalten Lobe beleidigt."

Darum gebot er Liebe, und eine kaltsinnige Aeusserung seiner Freunde hieß ihm Verrätherey. Aus eben der Ursache sang er den König, den er bewunderte, bis an sein Ende; sprach von ihm bis an sein Ende; konnt' es nicht erdulden, wenn jemand die Größe des Einzigen nicht so anzuerkennen schien, wie er. Einst an einer vornehmen Tafel gerieth er mit einer Excellenz in ein Gespräch über die Könige. Die Excellenz, welche in mancherley Rücksicht befugt war, von Gleim alle Schonung zu erwarten, sagte unter andern das Bekannte: Je größerer König, je größerer Räuber. „Ja," versetzte Gleim: „Es war ein Scythe, der das Alexander dem Großen antwortete!"

---

als möglich; aber er muß in der Ferne sammeln, und da hängt die Vollständigkeit seiner Nachrichten von denen ab, die sie liefern.

Sein Haß gegen das Halbe ging so weit, daß er weder in Versen, noch in Prosa, gern die Ausdrücke: vielleicht, es scheint, und ähnliche gebrauchte. Als ich, in einem Aufsatz, einer gewagten Behauptung die Milderung: Es kann seyn beygefügt hatte, bat er mich, es auszustreichen, und sagte: „Nicht, es kann seyn; sondern, es ist. Man muß den Leuten alles auf den Kopf zusagen." Ueberhaupt war ihm das Zweifeln unerträglich; er suchte überall Gewißheit. Auch gelang es ihm, jeden Zweifel, der seine Ruhe stören wollte, zu entfernen; die, als bloße Speculationen, mit Menschenglück und praktischem Leben nichts zu thun haben, sah er als Spiele des Geistes an, und blieb ihretwegen unbekümmert. Daß er übrigens den speculativen Philosophen ehrte und demselben etwas seyn konnte, hiervon ist seine vertraute Freundschaft mit Sulzer und Mendelssohn ein hinlänglicher Beweis.

Mit der Liebe zum Ganzen verband er eine wunderbare Thätigkeit. Diese wurde von jener genährt, und ohne sie wäre die erstere Thorheit gewesen. Rede nicht, sondern thue! war die Regel, die er den Jünglingen bey jedem Anlaß einschärfte, und in seinen Gedichten, unter

verschiedenen Einkleidungen, oft wiederholte. Selbst, in allen Fällen, der Erste, zu helfen, zu rathen, Neues zu stiften oder Unvollendetes auszuführen, zeigte er gegen den die höchste Verachtung, der Gutes zu thun im Stande war, und es unterließ. Am heftigsten entrüstet sah ich ihn wider die Reichen, die nicht einen Theil ihrer Güter auf gemeinnützige Anstalten verwendeten. So empörend es für ihn war, irgend einem Großen zu schmeicheln, so verstand er sich dennoch hierzu, wenn er ihn zur Unterstützung eines wohlthätigen Unternehmens zu bereden hoffte. Las man nicht seinen Namen fast in jeder Subscribentenliste? Und auf wie manches kostbare Werk hat er sich einzig und allein aus Gewissenhaftigkeit unterzeichnet, um zu dessen Herausgabe das Seinige beyzutragen! Ich erinnere mich, daß er Bücherkenner, die in einem gewissen Fache sammelten, mit Seltenheiten aus seiner Bibliothek, so lieb sie ihm waren, beschenkte, weil er Beförderung des Guten, auch im Kleinsten, für eine heilige Pflicht hielt.

Zu seiner Thätigkeit gesellte sich ein Enthusiasmus für das Schöne, der an Schwärmerey grenzte. An einem Abend fand er in einem Briefe Ramlers Nänie auf den Tod einer Wachtel.

Die Nichte war ausgegangen; zu mir konnt' er nicht hinlaufen, und doch hatt' er ein solches Bedürfniß, seinen Jubel mitzutheilen, daß er, um sich geschwind aus der Noth zu helfen, dem Bedienten rief, und ihm die Nänie vorlas. So bekam Gleim, als einst ein Bauer in seinem Zimmer auf einen Pachtcontract wartete, einige gedruckte Blätter, deren satyrischer Inhalt ihn reitzte. Setz' er sich! sagte Gleim zu dem Bauer: Ich will ihm etwas vorlesen. Dieser, der keine Sylbe davon verstand, faltete die Hände, hörte andächtig zu, und meinte nachher, das Ding ließe sich gut anhören: es wär', als ob man eine Zeitung läse.

Was die enthusiastische Liebhaberey meines Freundes ehrwürdig machte, war die Reinheit derselben. Er freute sich über das vortreffliche Gedicht eines andern vollkommen so, wie über sein eigenes, und über den gelungenen Versuch eines neuen, bis dahin unbekannten, Dichters weit mehr. Ueberdieß erstreckte sein Wohlgefallen an Werken der Poesie und der Kunst sich auf alle Gattungen des Schönen. In der That besaß er einen allgemeinen Geschmack und warnte jeden Lehrling der Musen vor dem Einseitigen, als wodurch man sich selbst um so manchen seligen

Genuß betröge. Derjenige war nicht sein Mann, der nicht eine Madonna von Guido Reni und ein kleines Familienstück von Mieris, Klopstocks Messiade und ein artiges französisches Vaudeville, jedes in seiner Art, zu schätzen und sich daran zu weiden im Stande war.

Bey seiner Geradheit und Offenheit, verabscheute Gleim keine Menschenklasse mehr, als die Heuchler, und mit ihnen die kalten, mißtrauischen Seelen, die, voll Unglaubens an gute Menschheit, anstatt unter ihrem Unglauben zu leiden, vielmehr mit einer gewissen Wollust jeder edel scheinenden Handlung nachgrübeln; die der Entdeckung sich freuen, wenn sie sich einbilden, einer gepriesenen That auf den Grund gekommen zu seyn, und eine unlautere Quelle gefunden zu haben. Oft genug hatte sein Zutrauen ihn getäuscht; aber er bedurfte dieses Zutrauens, wachte darüber; wollte nicht erlöschen lassen die heilige Flamme, woran sein Herz sich wärmte; wollte lieber von neuem getäuscht werden, als bedenklich die Hand zurückziehen, wenn mit argloser Freundlichkeit ihm ein unbescholtener Mann die seinige bot.

Da er in seiner Jugend auf mancherley Weise mit dem Schicksal hatte kämpfen müssen, so war

er reich an Erfahrungen geworden; und diese machten seinen Umgang eben so belehrend als unterhaltend. Hierzu kam der lebendige Geist, der unermüdet sich in ihm regte; die Phantasie, die aus dem Kleinsten etwas zu erschaffen wußte, und der epigrammatische Witz, mit welchem er die Thoren niederschlug und gegen den scherzenden Angriff seiner Freunde zu Felde zog. Ich weiß keine Verlegenheit, aus der er sich nicht augenblicklich durch eine witzige Antwort herausgerissen hätte. Zu einer Zeit, da er mein Portrait und das seinige von einem Wachsmaler verfertigen ließ, speisten wir mit einander bey dem lieben, würdigen Dombechant von Spiegel. Während der Tafel sagte ein Edelmann, unser beyder Freund, zu Gleim: Sie und Jacobi lassen sich malen? Vermuthlich in Lebensgröße! „Nein!" erwiederte Gleim: „das ist für die Ritter, damit man den Sporn sieht. Wir haben es nicht nöthig, denn bey uns ist der Kopf die Hauptsache."

Wenn man diese wenigen Züge zusammenhält, so muß man den Mann bewundern, dessen Blut so feurig wallte, dessen Herz so laut pochte, und der im gefährlichen Jugendalter dennoch unter den tausend Versuchungen außer ihm und den

Verführungen seiner eigenen Phantasie fest stand, und sich unverdorben erhielt. Bewundern muß man, daß er, genöthigt die Gunst der Mächtigen zu suchen, an der Seite der Fürsten kein Fürstendiener wurde. Und wie viel gehörte dazu, bey seiner Reizbarkeit zum Zorn, wenn ihm Unvernunft oder Schlechtheit in den Weg trat, alle die Liebe in sich zu bewahren! wie viel, mit seiner satyrischen Laune niemanden, außer wann es die Nothwehr forderte, zu kränken! Aber schon in den frühesten Jahren empfing er jeden Eindruck des Guten so leicht, daß eine, bey dem ersten Abschiede von den Seinigen ihm gegebene, Denkmünze mit der Aufschrift: Thue Recht, scheue niemand! den unwandelbaren Entschluß in ihm hervorbrachte, ihrer würdig zu seyn. Von Stund an wurden jene Worte sein Wahlspruch, den er nicht bloß in Stammbücher schrieb, sondern sein ganzes Leben hindurch treulich befolgte.

Und nun lege ich zu dieser einfältigen Gabe, die ich dem Grabhügel des Entschlafnen bringe, noch einen Auszug aus seinem letzten Briefe an mich. Ihm und mir bin ich einen öffentlichen Beweis schuldig, daß er kurz vor seinem Ende mich noch eben so liebte, wie damals, da man die Namen: Gleim und Jacobi, gleich denen

von Damon und Pythias, mit einander aussprach*).

*) Nothwendig muß ein solcher Beweis mir jetzt noch wichtiger seyn, als zu der Zeit, da ich den obigen Aufsatz zum ersten Mal in meinem Taschenbuch erscheinen ließ. Seit dem fand ich, zu meinem größten Erstaunen, anfänglich in den, von Körte herausgegebenen, Briefen von Heinse, nachher, wiederholt, in Gleims Biographie, die seltsame Beschuldigung, als ob ich meinem Gleim seinen Heinse gewaltsam und listig entführt hätte. Schon hat einer meiner hiesigen Freunde (m. s. Morgenblatt 1810. No. 64. Correspond. Nachrichten.) den Ungrund dieser Beschuldigung gezeigt, und aus meiner künftigen Lebensbeschreibung wird es noch klarer werden, daß hier weder von Gewalt, noch List, noch überhaupt von irgend einer Entführung die Rede seyn konnte; sondern daß mein ganzes Verbrechen darin bestand, eine Reise nicht aufgeschoben zu haben, deren Aufschub unmöglich war. Bis dahin mag es an dem beyliegenden Briefe genug seyn, welcher gewiß nicht so aus vollem Herzen wäre geschrieben worden, hätte Gleim mir ein unredliches Betragen bloß verziehen, und nicht vielmehr von jedem Verdachte desselben mich freygesprochen.

Halberstadt, den 27. Oct. 1802 *).

Ein Gruß von meinem ewig geliebten Jacobi war der Gruß von einem Engel. Aber theuerster Freund, die Nachrichten von Ihrem dermaligen Befinden waren Ihrem Freunde nicht erfreulich. Von meinem Befinden geb' ich Ihnen, weil sie die traurigsten seyn würden, keine. Hätten wir in unserm Halberstadt noch einen Jacobi, so dächten wir an die vergangenen goldenen Zeiten nicht mit Betrübniß . . .

Beyträge (zur Iris) hätt' ich längst schon Ihnen gesandt, denn meine gute Muse ist bis auf den heutigen Tag mir treu geblieben; aber ich befand mich immer so krank, daß ich auch der kleinsten Geschäfte mich enthalten mußte. Wir leben noch unter Einem Himmel, Gott weiß wie lange, theuerster Freund! Schreiben wir aber einander nicht, so sind wir wie todt für einander . . .

Wie so herrlich, wenn Sie noch der unsrige wären! Es geht kein Tag hin, an welchem der Onkel und die Nichte ihren Jacobi nicht zurück wünschten. . . .

---

*) Nachdem ich Gleim durch Klamer Schmidt hatte grüßen lassen.

Es freut mich, theuerster Freund! daß Sie Vaterfreuden erleben. Ihrem einzigen lieben Sohn wär' ich so gern ein Vater.

Das Dictiren wird mir allzusauer. Deßwegen, ewig Geliebter! muß ich abbrechen, und mit einem herzlichen Gruße an Ihre liebe verständige Hausfrau, dieses in meinen Augen elende Brieflein beschließen.

Hier noch, so lange Gott will, und in der Ewigkeit, der alte Freund

Gleim.

Der Thurmwächter an die Stadt Freyburg.

Am 1. Jenner 1804. *)

Auf unserm alten, ehrlichen Thurm,
Der manch Jahrhundert schon dem Sturm
Und Hagel Trotz geboten hat,
Durch Glockenklang die fröhliche Stadt
Zu manchem Feste vorbereitet,
Und manch Geschlecht zu Grabe geläutet;
Auf unserm Thurm, zum neuen Jahr,
Sing' ich ein neues Lied; und zwar
Nicht mit Trompeten und Paukenschall,
Wie man seit Kurzem überall
Es will, sich in der Weise verirrt,
Und keiner versteht, was gesungen wird.
Mein Lied ist nur vom alten Schlag,
Wie unser einer es dichten mag;
Hoff' auch, daß es nicht schlechter klingt,

*) Der Thurm des Freyburger Münsters gehört, bekanntlich, unter die größten und schönsten Denkmale gothischer Baukunst in ganz Deutschland.

Weils nur ein armer Wächter singt;
Denn, die getreu ihr Amt verwalten,
Sind, hoch oder niedrig, in Ehren zu halten.
So weilt' ich oft am Fenster hier,
Und sah die andern unter mir
So klein, daß ich mich größer dünkte;
Bald aber kam die Nacht; es blinkte
Das Sternenheer, und jeder Stern
War von der Spitze des Thurms so fern,
Daß meine Höhe mir bald verschwand,
Ich mich der Erde näher fand
Und hier, in meinem obern Reich,
Den Uebrigen dort unten gleich.
Drum sollen, die am höchsten stehen,
Nicht stolz hinab in die Tiefe sehen:
Dem Wächter ist hoch seine Warte gebaut
Nur, daß er weiter um sich schaut,
Und wer nach G'wissen thut und wacht,
Hat alles dieses wohl bedacht;
Der ist mir günstig, und hört in Ruh
Dem Liede des armen Thürmers zu:

„Schön ist mein Thurm, sobald der Flor
Der Morgendämmrung schwindet,
Und er die Sonne, die empor
Sich hebt, zuerst verkündet.

Schön ist er, wenn im Mittagsglanz
Er zum Geläute strahlet,
Und schön, wenn ihn der Abend ganz
Mit Purpur übermalet.

Auch, wenn Gewitternacht uns droht,
Steht ohne Furcht und Grauen
Er da, und ist, vom Blitze roth,
Noch herrlich anzuschauen.

Sogar, wenn Schneegewölke ziehn,
In kalten Wintertagen,
Sieht man vom Reif versilbert ihn
Mit innigem Behagen.

Zwar sehn's vielleicht nicht alle so;
Nicht jedem ist's beschieden,
Ein Herz zu haben, frey und froh,
Und mit sich selbst im Frieden.

Wer das nicht that, wem in der Brust
Begier und Sorge stürmen,
Den weckt kein Sonnenblick zur Lust
Auf Bergen und an Thürmen;

Der schleicht durch Gottes schöne Welt
Mit Murren und mit Klagen;
Doch darf er, wenn ihm nichts gefällt,
Sich selber nur befragen:

Wie er im muntern Frühgeläut
Den Ruf zur Arbeit höret,
Und wie er heim, zur Abendzeit,
Zu Weib und Kindern kehret?

Ob, wenn die Glocke zum Gebet
Uns mahnt mit frommen Schlägen,
Er mit getrostem Muthe geht
Auf unbescholtnen Wegen?

Ob, wenn es Mittag schlägt, sich auch
Das Herz zum Armen neiget,
Zum Hungrigen, für den kein Rauch
Vom kalten Herde steiget?

Wie man an's letzte Stündlein denkt,
Ob man dem Scheidezeichen
Für Brüder eine Thräne schenkt,
Und was noch mehr dergleichen.

Genug; wem wohl ist innerlich,
Wer nichts hat zu bereuen,
Wird, jeden Tag, der Sonne sich
Und unsers Thurms erfreuen.

Der Wünsche braucht er wohl nicht viel;
Mit seinem guten Glauben
Wallt er hindurch; ihm kann das Spiel
Des Glücks nur wenig rauben.

Doch will ich heut für Stadt und Land
Den Segen deß erbitten,
Der alles hält mit starker Hand,
Die Thürme, gleich den Hütten;

Der immer giebt, und immer wacht;
Durch den Paläste fallen,
Die Birke grünt, die Traube lacht,
Und Gras und Aehre wallen."

Eudora.

An die Frau von **.

Eudora ging, daß sie des Hauses Götter schmückte,
Im Schooße frischen Roßmarin,
Zum stillen Herd, auf den die Abendsonne schien,
Und Friede war, wohin sie blickte.
Sie wendete, verschönt vom Purpurlicht,
Ihr betend holdes Angesicht
Oft lauschend weg, ob sie den Gatten kommen hörte;
Jedoch die fromme Liebe störte
Der Andacht süße Regung nicht.

„Ihr Götter!" sagte sie, „des alten Herdes Hüter!
Die ihr im Donnersturm, in langer Winternacht,
Den väterlichen Hof, die angeerbten Güter,

Mehr aber noch, als dieß, ein reines Herz be-
wacht!
Euch dank' ich es, daß jene Schwelle
Mir heilig blieb, daß jeder Tag
Mein Denken und mein Thun, mit seiner gan-
zen Helle,
Vor aller Welt beleuchten mag;
Euch dank' ich, daß ich meine Hände
Getrost erheben kann im Glanz, der mich um-
strahlt,
Und mir kein schnöder Wunsch auf diese Wände
Verführerische Bilder malt.
Wer Ruhe nicht und Glück des Lebens
Daheim zu finden weiß, der suchet sie vergebens;
Hat keine Lagerstatt, ihm ward kein Herd gebaut;
Gleich dem Verbannten, irrt er stets umher, und
traut
Dem eignen Dache nicht. Wie bist du mir so
theuer,
Du kleiner Tisch, der, ohne Pracht,
Geweiht durch manche frohe Feyer,
Entheiligt nie, mir und dem Gatten lacht!"

Eudora barg sich jetzt in ihren Schleyer.
„Ihr Götter!" fuhr sie fort: „Ihr, deren Macht
Nur Wohlthun ist! Wenn ich nach alter Sitte

Geopfert euch, und Oel und Weihrauch darge-
bracht,
O so vergönnt mir Eine Bitte!
Des Guten habt ihr mir so viel gewährt! und doch
Zu leer ist jene Stelle noch;
Oft mit geheimen Seufzern sah
Ich hin, wenn mich des Tages Anbruch weckte,
Ob nicht aus seiner Wiege da
Nach mir ein liebendes Geschöpf die Arme streckte,
Das ich mit Küssen dann bedeckte.
Nur dieses noch; ihr Gütigen, verzeiht!
Noch diesen euern besten Segen!
Wie soll mein Dank des schönen Herdes pflegen,
Wenn erst die Mutterbrust sich eines Säuglings
freut;
Wenn der, in goldner Morgenstunde,
Auf meinem Schooß nach Sonnenstäubchen hascht,
Aus seinem kleinen zarten Munde
Das erste Wort mich überrascht!
Euch lieben wird er einst, an Festen euch bekränzen,
Und, sanfter jede Nacht zu ruhn,
Was er beginnt, vor euern Augen thun."

Sie schwieg; und dunkler ward's, und heller
glänzen
Sah man die Opferflamme schon;

Da hörte sie den längst ersehnten Tritt und Ton
Des Gatten, eilte nach der Thür;
Die Laren aber winkten ihr
Das Jawort.

O sie winken Dir,
O Freundin! auch; denn, was Eudora sprach,
Das betest du mit reinem Herzen nach.

Tischlied.

Auf und unter gehn die Sonnen;
Tage, festlich froh begonnen,
Sieht der Abendstern entflohn.
Jede Stille folgt dem Tanze;
Mit der Kerzen matterm Glanze
Stirbt der Saiten letzter Ton.

Ach! wenn so die Tage schwinden,
Wenn sie jubelnd uns verkünden,
Was der nächste Morgen nimmt —
Ist der Feste kurze Feyer,
Ist sie werth, daß man die Leyer
Zum Gesang der Wonne stimmt?

Ja, wir stimmen sie! Wir klagen
Nicht, daß uns an Rosentagen
Flüchtig nur die Freude grüßt;

Nicht, daß jede schöne Gabe
Wieder schnell in ihrem Grabe
Düstre, bange Nacht verschließt. *)

Was verschwand, ist unverloren;
Von der Zukunft neu geboren
Wird die Stunde reiner Lust;
Was mit Liebe wir umfaßten,
Selbst den Schatten des Erblaßten
Drücken wir an unsre Brust.

O der goldnen Kinderfeste!
Zwitschern hör' ich noch im Neste
Meiner Vögel junge Brut;
Sehe, wie der Käfer glänzet,
Und mit Gänseblümchen kränzet
Mir die Wärterin den Hut.

Schimmernd in der Morgenhelle,
Plätschert mit der kleinen Welle
Mir der väterliche Bach;
Und es hallt das längst verwehte
Wort, das uns den Muth erhöhte,
Spät noch in der Seele nach.

---

*) Aus einem Liede von Schiller.

Rührt denn wonnevoll die Saite!
Dem zu bald entwichnen Heute
Giebt das Lied Unsterblichkeit.
Uns, die wir ihn singend krönen,
Uns soll dieser Becher tönen,
Und dem Sänger künft'ger Zeit.

Für die Nachwelt nicht vergebens
Freute weislich sich des Lebens
Flaccus beym Falernerwein;
Denn zum trauten Mahl gesungen
Hat er, und Begeisterungen
Schweben noch um Tiburs Hain.

Hagedorn.

In den Jahren meiner Jugend, in dem Alter, wo man alles, was einem als löblich vorschwebt, ausführen möchte, und es für unmöglich hält, daß Andere nicht mit eben dem Enthusiasmus einem behülflich seyn sollten, in jenen Jahren ermunterte ich die Hamburger, ihrem Hagedorn ein Denkmaal zu setzen. Das Werk unterblieb; indessen hatte ich die Stimmen aller Freunde und Freundinnen des Schönen für mich; unter letzteren boten einige sogar, als Beysteuer, einen Theil ihres Schmuckes an. Ein rühmlicheres Zeugniß für den, welchen man ehren wollte, als für manchen andern ein wirklich errichtetes Denkmaal! Wie aber, wenn man jetzt einen ähnlichen Wunsch äußerte? Bey dem größten Theil unserer jüngern Leser und Leserinnen wäre es beynahe nöthig, daß man ihnen erzählte: Hagedorn sey noch zu den Zeiten ihrer Väter unter die Lieblingsdichter der Nation gerechnet worden;

Jüngling und Mädchen haben seine Lieder gesungen, der denkende Mann seine Sprüche der Weisheit auswendig gelernt, und der angehende Dichter nach ihm sich gebildet. In noch tiefere Vergessenheit gerathen ist Vater Opitz, obwohl er die deutsche Poesie, wie er in seiner biedern Sprache mit Recht von sich rühmt, zuerst in Schwang gebracht. Doch, was rede ich von unsern längst gestorbenen großen Todten, da selbst die späteren, selbst unser Uz, welcher erst am Ende des letzten Jahrhunderts von uns schied, Deutschlands Horaz, wenn irgend einer diesen Namen verdient — da selbst er nur selten noch genannt und von Wenigen gelesen wird?

Und woher diese sträfliche Gleichgültigkeit, dieser Undank, welchen ich, wenn er nicht gerügt werden müßte, lieber verschwiege, um ihn vor den uns beschämenden Nachbarn nicht kund werden zu lassen? Denn Frankreich, ungeachtet seiner, vielleicht zum Nachtheil des stärkern Ausdruckes, geründeten und geglätteten Sprache, liest bis auf den heutigen Tag seinen alten Marot; das Ohr der so fein fühlenden Italiener hat sich für den rauheren Dante nicht verzärtelt, und vor allen gereicht es den Engländern zum Lobe, daß sie unermüdet fortfahren,

neue Ausgaben von ihren ältesten Dichtern zu veranstalten. Warum bleiben wir, die wir sonst alles um uns her nachahmen, hier, wo das Nachahmen Ehre brächte, zurück? Achten wir etwa den Genius, der unsere Dichter beseelt, so gering gegen den Genius der Ausländer? Sind deutsche Gesänge nicht mehr werth, als daß sie den Mitlebenden tönen, und dann verhallen? Glauben wir das? oder ist es unsere Vielleserey, welche uns bey dem Bessern nicht verweilen läßt, sondern uns antreibt, immer, wo nicht etwas Neues, doch etwas Anderes zu durchblättern? In der That ist dieses den Mehrsten zum Bedürfnisse geworden, entweder, weil bey ihnen das Lesen, als bloße Zeitverkürzung, mit dem Spiel abwechselt, oder, weil die von ihnen treulich befolgte Mode fordert, daß man mit jeder, bedeutenden oder unbedeutenden, literarischen Erscheinung, sobald nur irgendwo eine Nachricht davon aufzuspüren ist, bekannt sey. Woher nähme man die Stunden für einen ältern Dichter, da man alles, was singt, anhören muß, und es der Bänkelsänger so viele giebt? Hierzu kommt eine falsche Idee von Neuheit, Kraft und Erhabenheit, die je länger je herrschender wird, und nach welcher man sich über-

redet, das goldene Zeitalter unserer Dichtkunst habe seit wenigen Jahren erst seinen Anfang genommen; erst nun strahle der deutsche Lorber in einem Glanze, der den Ruhm eines Opitz, Hagedorn und seiner Zeitgenossen verdunkele.

Wenn es möglich wäre, allen unsern Journalisten, um sich vor dem Verrathe zu sichern, einen Wink zu geben, und ich rückte dann, anstatt die Meisterstücke jener Dichter zu empfehlen, einige derselben, ohne Namen der Verfasser, in mein Taschenbuch ein, so bin ich überzeugt, daß ein großer Theil unserer emsigen Leser sie als etwas Neues anstaunen, und die Originalität der Gedanken, den Schwung des Geistes, so wie die Kühnheit des Ausdrucks, bewundern würde. Nach entdeckter Täuschung wagten sie es vielleicht und nähmen den alten Dichter selbst zur Hand, legten ihn aber, wenige ausgenommen, bey ihrem verwöhnten Geschmacke, bald wieder bey Seite. Die Wenigen hingegen, welche die Geduld hätten, unsere Alten zu studiren, würden gewahr werden, daß ihnen bisher vieles neu geschienen, was deutsche Dichter schon vor mehr als hundert Jahren weit besser gesagt haben. Sie würden begreifen, daß sie oft für Originalität gehalten, was nur seltsam ist, leeren Wortschall für Ge-

danken, für Reichthum gleißende Armuth, Abenteuerliches für Wunderbares, und Uebertreibung für Größe. An manchem ihrer Ideale würden sie, betroffen, die Abweichungen von der edeln Einfalt der Natur bemerken; würden auch nicht mehr unserer Sprache das zum Gewinnste anrechnen, was sie an classischem Werthe verloren hat, an der, den Griechen und Römern so unverletzlichen, Richtigkeit und Reinheit, die eben so den heutigen gebildeten Nationen insgesammt, bis auf die unsrige, noch ein heiliges Gesetz ist. Nicht weniger müßte sie die Entdeckung befremden, wie selbst ihr Ohr durch die Gewohnheit sich dahin bringen ließ, daß es nicht selten Mißklang und Härte mit Wohllaut verwechselte *).

Ohne durch einen kleinen Betrug dieser Art sie anzulocken, hoffe ich, wenigstens einigen unserer angehenden Dichter, deren Gefühl für das ächte Schöne noch unverdorben blieb, ein Ver-

---

*) Der Wohlklang in gesunden Ohren,
Die Sprache selber geht verloren,
Weil alle Scham verloren geht:
Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er
solch Deutsch versteht" —
sagte Uz im J. 1754. Was würd' er jetzt sagen?

langen nach der genauern Bekanntschaft mit den Werken jener ehrwürdigen Männer einzuflößen, die unserer vaterländischen Poesie die Bahn brachen, damit sie die Werke derselben studiren, wie Virgil die Werke des alten, weit rohern Ennius. Wenn sie noch offenen Sinn haben für den einfachen Reitz, für die Klarheit, Leichtigkeit, und den eben so faßlichen als bezaubernden Rhythmus eines Pindar, Horaz, und aller derer, die Athen und Rom durch ihre Gesänge verherrlichten, so werden sie bald einsehen, daß Opitz und Hagedorn jenen Sängern viel näher gekommen sind, als, ungeachtet ihres griechischen Sylbenmaßes und ihrer griechischen Construction, die mehrsten unserer neuesten Dichter.

Die Aehnlichkeit der erstern mit den alten Griechen und Römern ist schon in der Art, die Dinge zu sehen und zu empfinden, unverkennbar. In allem, was diese und jene sangen, redet die Natur. Was sie darstellen, ist neu; aber darum nicht, wie durch eine Zauberformel, aus allen Elementen, aus Höhen und Tiefen, zusammen geholt. Selbst die geistigen Wesen, die sie aus der Ober- und Unterwelt erscheinen lassen, steigen freywillig herauf und herunter, und nähern sich uns so, daß auch da, wo sie

sich einmischen, alles menschlich und wahr ist. Auch finden wir nirgend in ihren Gedichten, wenn sie gleich über kleinere Thorheiten lachen und über größere die Geißel schwingen, den stolzen, wegwerfenden Ton mancher neuern; nirgend die üble Laune, das kränkelnde Gefühl — das, was uns mit andern Menschen, mit uns selbst, und mit der ganzen Natur unzufrieden macht.

Und worin liegt die Kraft der alten classischen Dichter und der ältern Deutschen? In dem Gedanken an und für sich, und in dem passenden, die Sache versinnlichenden Ausdruck; in der Einfalt und Kürze, so wie in der Herzlichkeit, womit alles gesagt wird; nicht in Hyperbeln, in sonderbaren Wendungen mühseliger Wortfügung; nicht im Gewagten und Halsbrechenden. Da ist kein Wörterprunk; aber an jeder Stelle das Wort, das dahin gehört — oft ein gemeines durch den Begriff geadelt, oder den Gedanken eben dadurch erhöhend, daß es gemein ist. Da haben wir, statt üppiger Auswüchse, Fruchtbarkeit und Fülle; statt räthselhafter Dunkelheit, gemäßigtes Licht, und Leben und Anschaulichkeit überall.

Ob die Muse Recht habe, die unserm Uz,

in seinem berühmten Traume, die Bildsäule des Opitz zeigt:

„Sieh! Opitz steht voran; sein Geist kennt keine
Schranken:
Natur ist, was er denkt, und, was er schreibt, Gedanken.
Er sang, unsterblicher Gesang!
Beseelt von einem sanften Feuer,
Noch rauh, doch männlich schön, in seine neue Leyer."

Hierüber mögen einige Stellen aus dem alten Dichter zur Entscheidung dienen, welchen ich keinen Commentar beyfüge, weil ein solcher für die Einen überflüssig, für die Andern unnütz wäre.

In dem Lobgedicht auf den König von Polen sagt Opitz:

„Du würdest König seyn,
Und wäre nichts um dich, als dein Verdienst allein."

„Es hört so keiner auf, als du hast angefangen."

„Die Sonne muß stets gehen,
Der Himmel wälzet sich, die See kann nimmer stehen;
So, König bist auch du; dein Sinn ist Himmel weit,
Ist als die Sonne klar, ist als die Meere breit,

Und denkt nicht einmal nach, in was Gefahr er rennet.
Also ein kühner Löw', in dem sein Herze brennet
Für Gunst zu seiner Zucht, der sorget stets und wacht,
Schleicht über allen Frost und Schnee bey stiller Nacht;
Sein Haar ist ihm bereift, es hangen an den Ohren
Die Zapfen von Krystall, die Klauen sind befroren;
Noch schaut er keine Müh und Last des Wetters an."

„Das Stehen der Trabanten,
Die Warnung vor Gefahr, die Aufacht der Bekannten,
Gewehr und Waffen, Herr! die sind für ein Gemach,
Da ein Tyranne sitzt, nur offtermals zu schwach.
Der kann nicht sicher seyn, vor dem nichts sicher bleibet,
Der Blut zur Losung hat, Blut redet und Blut schreibet,
Und säuft es in den Hals: Er fürchtet, die er kränkt;
Traut auch dem Degen nicht, der ihm zur Seiten hängt."

„Hier (in deinem Reiche) mag jedermann in Gottes Dienste leben,
Wie sein Gewissen weiß; mag seine Hände heben
Zu dem, der Euch nicht mehr vertrauet als die Welt,
Und seiner Ehre Recht für sich allein behält."

In seinem **Vesuvius** haben folgende Verse mir des Auszeichnens würdig geschienen:

„Alsdann kann erst ein Mensch sich einen Menschen nennen,
Wenn seine Lust ihn trägt, was über uns, zu kennen,
Steigt eifersvoll empor, und dringt sich in die Schooß
Und Gründe der Natur; da geht sein Herze los;
Licht von den Sternen her der Zimmer, die wir bauen,
Des Goldes, welches wir tief aus der Erde hauen,
Wie auch der Erde selbst."

Das Gedicht: **Vielgut**, beschließt er so:

„Ein weiser Mannesmuth will über Unglück siegen,
Begehrt den Feind zu sehn; er steht, wenn alles fällt —
Er kann mit großem Herzen
Vernichten Furcht und Trost, zertreten Noth und Schmerzen,
Stirbt ab der Sterblichkeit, ist seines Lebens voll,
Und hoffet auf den Tag, an dem er wandern soll."

Dieser Muth kommt daher, daß der Leib nichts über die reine Seele des Weisen vermag, über die Seele,

„welcher Gluth
Nach ihrem Himmel steigt, wie sonst ein Feuer thut,
Das freye Luft bekömmt; die nicht ihr Gut aus Sachen
Erzwingt, so sterblich sind, und gleichfalls sterblich machen;
Die alles Gut und Lust nur in sich selber sucht. —
Dieß Gut ist's, was ihm hier ein frommer Sinn begehret,
Und was das höchste Gut nach Wünschen ihm gewähret,
Derselbe, dem er Gut und Leben in die Luft
Mit allem Willen streut, und kommt, sobald er ruft."

In der Zuschrift an einen Burggrafen heißt es:

„Ein Geist, der Ehre sucht, muß etwas weiter ziehn,
Denn wo der Grenzstein liegt: Drum bist du ausgerissen,
Als wie ein junger Löw' —
Und wie ein Adler thut, der nicht läßt ungeflogen,
Wiewohl er kümmerlich erst jetzt hat ausgekielt,
Und noch der Nordwind nicht mit seinen Federn spielt."

Einem Edelmanne, mit dem er von seinen Ahnen geredet hat, sagt er:

„Die Bilder, die hier stehen,
Von welcher wegen du pflegst oben an zu gehen,
Die rufen auf dich her, und schauen, was du thust."

Wehe thut es mir, daß ich auf diese wenigen Stellen mich einschränken muß, da mir überall etwas begegnet, das von der Vortrefflichkeit des Sängers zeugt. Und seine Trostgedichte, welche den Geist so mächtig heben! so voll Weisheit und Salbung! Sie endigen mit einem Gebete:

„Bind' uns mit deiner Hand stark an den Himmel an;
Auf daß wir nicht vergehn, gieb uns in diesen Schmerzen
Ein freundliches Gemüth und königliche Herzen!"

Der Spur des altdeutschen biedern Opitz folgte Hagedorn, der Sänger der Liebe, der Freude und der Weisheit; weniger kräftig im Ausdruck, als sein Vorgänger — wie denn jede Sprache durch allmählige Verfeinerung von ihrer ursprünglichen Stärke verliert — aber gebildeter, edler, wohlklingender; gleich gefällig, als lehrender, erzählender und lyrischer Dichter.

In seinen Lehrgedichten athmet durchaus Horazischer Geist; in jedem derselben vernimmt man den Ton seines Lieblings und Vertrauten, den

er in den Büschen am Blandusischen Quell als Jüngling schon belauschte, und die süßesten Geheimnisse der didaktischen Muse ihm ablernte. Eben die, bald epikurische, bald stoische Philosophie, eben der lachende, wohlgezogene Satyr, und die anspruchlose Manier, und der leichte Gang des Verses!

Noch entzückt es mich, wie einst in meiner frühesten Jugend, wenn ich in seinen Wünschen die Verse lese:

„Wer dieß von Weisen lernt, sein eigner Freund zu werden,
Mit der Versuchung nicht sich heimlich zu verstehn,
Der ist — ihr Großen, glaubt's! — ein großer Mann auf Erden,
Und darf Monarchen selbst frey unter Augen gehn."

Noch fühle ich, wie damals, die ganze Würde des Menschen, mit eben der hohen Wonne, wenn er in seinem Weisen mir den wahrhaft großen Mann darstellt:

„Ein solcher kennt die Eitelkeit der Würden,
In die das Glück zu selten Kluge steckt.
Ihn rühret nicht der Auspuß hoher Bürden;
Ihm strahlt kein Stern, der kleine Herzen deckt.
Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,

Fährt in kein Band, und ruht auf keinem Orden. —
Die Einfalt lobt, was Vieler Stimmen loben,
Die Menschenfurcht, was sie nicht stürzen kann. —
Die Schmeicheley legt ihre sanften Bande,
Ihr glattes Joch nur eiteln Seelen an.
Unedler Ruhm und unverdiente Schande,
O waget euch an keinen Biedermann!
Führt im Triumph die Blöden, die nichts wissen,
Und, was sie sind, vom Pöbel lernen müssen!
Ruhm, Ehre, Lob (wie wir den Beyfall nennen,
Den alle Welt Verdiensten schuldig ist),
Euch kann uns nur die Weisheit zuerkennen,
Die unsern Werth nicht nach dem Ansehn mißt;
Ihr Ernst verscheucht die Künste kleiner Meister;
Ihr Geist ist stark, und geht durch alle Geister."

Hagedorns Erzählungen ist von Einigen Weitschweifigkeit vorgerückt worden; aber Weitschweifigkeit ist nur da, wo mit vielen Worten Weniges gesagt wird, nicht da, wo der Erzähler, wie der französische la Fontaine, dann und wann seiner Laune sich überläßt; anmuthige Nebenideen mit einflicht; Bilder, die gefallen können, ausmalt; kurz, den Zuhörer unterhält. Welch ein treuherziger Ton, welche Naivetät in dem muntern Saifensieder, dem Falken u. s. f. Und mit welchem eigenen Geiste benutzt er die

Erfindungen der Ausländer, so daß er in seiner Nachahmung immer noch Original, und immer noch Deutscher ist.

Von seinen fröhlichen, aus einem Herzen, welchem innig wohl dabey war, gesungenen Liedern, schäme ich mich etwas zu sagen, da mein Freund Matthisson erst in der lyrischen Anthologie daran erinnerte.

Daß Hagedorn, eben so wie Opitz, manche Fehler seines Zeitalters an sich trage; daß unsere Poesie nach ihm an Würde des Ausdrucks, an Gleichheit des Tons, Ründung, kühnen Wendungen, welche die Richtigkeit der Sprache nicht verletzen, und an derjenigen Kürze, die aus dem Zusammendrängen der Hauptvorstellungen entspringt, vieles gewonnen habe, wer dürfte das läugnen, ohne sich selbst alles kritische Gefühl abzusprechen? Ich ermahne deßwegen den angehenden Dichter, den ich an Opitz und Hagedorn wies, eben so ernstlich, von jenen Dichtern zu den besten unter den neuern zurück zu kehren, und von ihnen zu lernen, so wie ich in meinem Alter noch täglich von ihnen zu lernen suche. Nur bleib' er getreu der hohen Einfalt, die er aus der Schule der ältern Deutschen mitbrachte; gestatte sich nicht gewisse Abweichungen,

die man Unrecht hätte, auch den berühmtesten Namen zu verzeihen, wenn sie nicht durch andere Trefflichkeiten vergütet würden; und hüte vor allen Dingen sich vor dem Volke der heutigen Nachahmer, daß, wenn nicht unsere kritischen Wächter ihr Amt verwalten, in Kurzem mit der deutschen Sprache die wahre Dichtkunst zu Grunde richtet.

An meine Geschwister.

Zwar schnitt ich manchen Mädchennamen
— Dem Jüngling war es zu verzeihn —
Wenn Blatt und Blüthe wieder kamen,
In Linden oder Buchen ein;

Jedoch vergaß ich Buch und Linde
Weit eher, als den Namenszug
Der Mutter, in des Bäumchens Rinde,
Das ihre Lieblingsäpfel trug. *)

Im Schatten stand es da, bescheiden,
Gleich ihr, und ohne Früchte nie.
Ach! aber bald nach ihrem Scheiden
Fing es zu trauern an um sie.

---

*) Es war meine zweyte Mutter; den Namen der Stiefmutter verdiente sie nicht.

Nur Blätter wollt' es ferner tragen;
Schon war die Axt der Wurzel nah;
Kaum retteten noch meine Klagen,
Mein Flehen ihm das Leben da.

Und als der letzte Zweig ihm dorrte,
Und als es niedersank, da blieb
— Ihr höret meine Trauerworte! —
Die leere Stelle mir noch lieb.

Anakreons Tod.

Nach dem Lateinischen des Cälius.

Weiser Alter! Dich sandt' hinab der Kern
einer Traube,
Ach! auf ewig den Weg schließend dem Schwa-
nengesang.
Epheuranken, umschlingt sein Grab, umschlingt
es, ihr Lorbern!
Duftet, ihr Rosen, dort, ohne zu welken,
um ihn!
Aber die Rebe sey fern! Der Weingott selbst
hat die Rebe
Weniger lieb, seitdem sie seinen Sänger ge-
raubt.

Der Alte an die Rose.

Im July 1805.

Könnte Zephyrs Hauch,
Wie die Nachtigallen, auch,
Holde Rose, dich beleben;
Könnte, zu Lust und Schmerz,
In den Busen ein pochendes Herz
Dir die allgewaltige Liebe geben;
O du würdest, weggewandt,
Vor des Greisen nahender Hand
Schnell zurück in deine Hülle beben.
Nur ein blühendes Angesicht,
Das der Jugend Locken leicht umwallen,
Kann der lachenden Rose gefallen.

Aber doch entehren dich nicht
Seines Lobgesangs bescheidne Töne,
Wenn das Alter auch noch deiner Schöne
Jugendlich sich freut;

Wenn sich dann der ersten Spiele
Unter Blumen, dann der seligsten Gefühle
Süßes Angedenken ihm erneut;
Wiederkehrt so manche längst vergeßne Stunde,
Die, von Nymphen umtanzt, vom Lenze gekrönt,
Zauberworte sprechend über jede Wunde,
Mit des Lebens Dornen ihn versöhnt.

Blühe denn fort in deinen Wonnetagen,
Von dem Mutterzweige sanft getragen;
Schmücke das Feld, durchdufte den Hain;
Harre dem dich suchenden Jüngling entgegen!

O der Glückliche! mög' er dein
Mit der zartesten Sorge pflegen;
Möge sein Herz, wie du in deiner Einfalt, rein,
Und, wie du, im Schutze der Grazien seyn:

Vor dem letzten Dämmerschein
Laß mein Auge noch an dir sich weiden;
Neben dir, du Liebliche, laß mich stehn,
Und, voll hoher künftiger Freuden,
Nicht mein nahes Grab, nur meinen Himmel sehn!

Ueber Gelegenheitsgedichte.

Die mehrsten unsrer Kunstrichter fangen an, auf jedes Gelegenheitsgedicht, mit welchem Namen sie fast alles belegen, worüber irgend eine Veranlassung steht, mit einer stolzen Verachtung herabzusehen, und es kaum einer Anzeige zu würdigen. Der größte Theil der Leser, gewohnt, ihnen nachzusprechen, wirft daher auf solche Verse nur einen flüchtigen Blick; und dem Verfasser, dessen Lied für denjenigen, den er besingt, einen doppelten Werth hätte, wenn Mehrere sich darüber freuten, ist die Hoffnung hierzu geraubt. So wird, je länger je mehr, eine Gattung von Gedichten vernachläßigt, die eben so natürlich als reichhaltig ist, und deßwegen bey den Alten in Ansehen war.

Daß in einer gewissen Periode dieses Ansehen unter uns fiel, geschah mit Recht; aber nicht die Gattung hatte das verschuldet, sondern die Art, sie zu behandeln.

Es war eine Zeit, wo keiner, der als Dichter bekannt war, umhin konnte, seinen Gönnern und Freunden, bey Trauungen, Kindtaufen und Leichenbestattungen, mit einigen poetischen Zeilen aufzuwarten. Von diesem Gedichte verlangte man, daß es sich durchaus mit dem Besungenen beschäftigte, und, zur Ausschmückung seines Bildes, alle öffentlichen und Privattugenden, die er hätte besitzen sollen, herbeyriefe. Hierzu kam, bey den Vornehmern, der damalige steife Ton, nach welchem ein Glückwünschender sich von dem Ceremoniel nicht entfernen durfte, so, daß er, selbst in seinen Versen, da stand, wie im Vorgemache, mit dem Hut unter dem Arm. Oft wär' es auch den hohen Gönnern schwer geworden, den Dichter zu erreichen, wenn er sich aus der gemeinen Sphäre hinausgewagt hätte. Uebrigens war der gesellschaftliche Umgang noch nicht der feinste; jedes Lob mußte laut ausgesprochen, jeder Scherz, wenn er wirken sollte, ziemlich derb und auffallend seyn.

Schon die Menge solcher Gedichte, zu denen ihr Verfasser, unter jenen Einschränkungen, sich genöthigt sah, ließen weder eine besondere Neuheit der Gedanken, noch eine mühsame Feile zu. Das zweyte Buch der poetischen Wälder

von Opitz ist ganz den Hochzeiten, und das dritte den Leichenbegängnissen gewidmet. Wie konnten sie zuletzt anders, als zu Gemeindörtern — welches Wort mir Adelung lassen muß, bis er mir ein besseres dafür giebt — ihre Zuflucht nehmen? Hier unterliegt selbst das Genie des gedankenreichen Opitz, und selten findet man in diesen seinen Werken eine Stelle, die man anzeichnen möchte.

Was hat man vollends von Dichtern zu erwarten, deren Geist, auch in seinem freyesten Flug, in den niedern Regionen blieb? Wenn der, in jeder andern Rücksicht ehrwürdige, Triller ein Trauergedicht, worin er das Leben mit einer Schifffahrt, und den Tod mit einem Hafen vergleicht, also beschließt:

„Die Grabschrift auf den Leichenstein
Soll unterdessen diese seyn:
Wir lassen hier die Bretter liegen,
Und wissen, daß der Schiffspatron
(Die Seele meynen wir) davon
Im Port der Freuden ausgestiegen:"

So ist es wohl zu begreifen, warum der bloße Titel eines Leichen-Carmens jeden Leser von Geschmack wegscheuchte. Viele hingegen, welchen bis dahin ihre Schüchternheit nicht erlaubt hatte,

sich unter die Poeten zu mischen, wurden zu einem Versuch' aufgemuntert, indem es ihnen nicht unmöglich schien, etwas hervorzubringen, das einem solchen Ideale sich näherte. Sie lernten Sylben zählen, nothdürftig reimen, und traten ebenfalls, bey feyerlichen Gelegenheiten, als Gratulanten oder Leichensänger auf. In Kurzem wurde diese Poeterey zu einer neuen Erwerbsquelle; und wer konnte es einem armen Musensohn verdenken, wenn er in seinen Freystunden, um nicht zu verhungern, ein so leichtes, mit keinen Nebenkosten verbundnes Handwerk trieb?

Basedow erzählte einst, in meiner Gegenwart, an einer großen Tafel, weil ihn die Erinnerung daran noch immer belustigte, daß er in seiner ersten Jugend durch eben diese Handthierung manchen Gulden gewonnen, und zwar, nach dem höheren oder geringeren Preise des bey ihm bestellten und bedungenen Gedichtes, entweder auf die erste, oder auf die zweyte Seite eines Foliobogens unten einen Strich gemacht, bis zu dem Striche hin geschrieben, und dann jedes Mahl sein Carmen geendigt hätte.

Sehr viele, die nicht mit dem Genie eines Basedow begabt waren, lebten fast einzig und allein von dergleichen Reimereyen, wie des Zacharia

Speront, den der Pudergott so sinnreich in eine Sternschnuppe verwandelt. Kurz, es gab förmliche Versefabriken; die Gelegenheitsgedichte waren zu einer Art des Luxus geworden; wer selbst nicht reimen konnte, befand sich in der Nothwendigkeit, von einer fremden Hand etwas verfertigen zu lassen, das er an einem festlichen Tage seinem Patron überreichte. Da ließen die Speronte denn alle Musen sich zu einem Mäcen herab bemühen, der wenig von ihnen wußte; das Hochzeitlied fingen sie an mit dem Pfeile des Cupido, und schlossen es mit der Wiege; und im Trauergesang hüllte sich die ganze Natur in schwarzen Flor und Boy, obgleich dem Sänger, welchem bereits das zu hoffende Silberstück entgegen lachte, wohl dabey zu Muthe war.

Kein Wunder, daß die besseren Dichter nun den größten Widerwillen empfanden gegen alles, was einem Gelegenheitsgedichte ähnlich sah; daß jeder von ihnen sich geschämt hätte, mit den besoldeten Reimern das mindeste gemein zu haben! Unter Hagedorns Gedichten findet man, außer dem witzvollen satyrischen Leichencarmen auf Herrn Jost, kein einziges jener Art. Von Haller haben wir zwey Hochzeitgedichte — die Oden auf den Tod seiner beyden Gattinnen gehören nicht hie-

her — aber in der Vorerinnerung zu dem einen verwahrt er sich gegen diejenigen Leser, die seinen Glückwunsch mit den gewöhnlichen vermengen könnten, und das zweyte beginnt er mit einem: Procul este profani, das er den unberufenen Dichtern zuruft:

„Ist für euch Lärmer denn kein Richter?
Sorgt niemand für ein kennend Ohr?
Die Gasse schnarrt von feilen Leyern,
Ganz Deutschland quillt mit nüchtern Schreyern,
Auch Frösche sind nicht so gemein."

In der That wurde die Hochzeittafel jedes, nur einigermaßen begüterten, Bürgers dergestalt mit Gratulationen überschwemmt, daß der hochgepriesene Bräutigam die mehrsten derselben, gleich den Visitenkarten, blos ansah, und bey Seite legte. Darum erging es endlich den Gelegenheitsgedichten, wie allen Artikeln des Luxus; sie kamen aus der Mode, hielten also keinen guten Dichter mehr ab, denen, die er liebte und ehrte, bey fröhlichen und traurigen Begegnissen sein Mitgefühl zu singen.

Und was könnte wohl einen des Gesangs würdigeren Stoff darbieten, als die wichtigsten Scenen des menschlichen Lebens: Geburt, Ver-

ehelichung, Tod? Was einen angenehmeren, für jedes Herz interessanteren, als Familienverhältnisse, häusliche Feste, gesellschaftliche Freuden? Die verschiednen Arten der Verbindung, worin ein Dichter mit verschiednen Menschen steht; die besondere Lage, die Ansichten, Gefühle, Launen eines jeden unter diesen, gewähren demjenigen Mannigfaltigkeit genug, der Gebrauch davon zu machen weiß. Oefters kann er gewisse Charakterzüge derer, die er besingt, durchschimmern lassen, und uns, gleich dem Maler, ein Bild liefern, das, wenn wir auch das Original nicht kennen, etwas Anziehendes für uns hat, weil wir eine Meisterhand darin entdecken, und ihm ansehen, daß es getroffen seyn muß.

Sind etwa die erwähnten Vorfälle des Lebens; ist der Schwur der Verlobten, einander treu zu seyn bis an ihr Ende; der Augenblick, da ein Vater das kaum geborne Kind an seine Brust drückt; der letzte Segen des Scheidenden; ist alles das abgenutzter, als Sonne, Mond, Frühling, Seufzer des Verliebten, u. dgl. m.? Es fragt sich, ob das Gedicht gut ist, als Gedicht. Sey der Inhalt, welcher er wolle! was der Genius anhaucht, das lebt und gefällt; wo sein Athem die Schöpfung nicht beseelt, da bleibt

sie öde und leer, da blüht und befruchtet sich nichts. In den obigen Versen von Haller darf man nur die feile Leyer in eine Alltags=leyer umändern, und sie passen auf eine Menge unberufener Dichter; unberufen, obwohl sie zum Singen keine Gelegenheit abwarten, sondern ihren Stoff aus der Luft greifen. Immer ist mir das schlechteste Hochzeitgedicht von Opitz lieber, als die herz= und gedankenlosen Sonnette, die man seit einiger Zeit uns vorklimpert, die -- um ihren Verfassern für die Spielerey mit Reimen ein Wortspiel zurückzugeben — den ehemaligen deutschen Namen Klinggedicht im eigentlichsten Verstande verdienen, und nicht mehr sind, als ein Schlittengeläut, welches anzeigt, daß ein Vorbeyfahrender sich ein frostiges Vergnügen macht.

Wie gern, und mit welcher Weisheit die Dichter des Alterthums jede Veranlassung zum ernsten Gesang oder zum scherzhaften Liede benutzen, ist allen Kennern derselben bewußt. Pindars, des Unnachahmlichen, Gesänge, was sind sie anders, als Gelegenheitsgedichte? Noch dazu ist die Gelegenheit überall eben dieselbe: Sieg in den Kampfspielen. Und doch, welche Fruchtbarkeit! Gerade das Individuelle, das Locale, was dergleichen Gedichten eigen ist, gab

dem Griechen die Neuheit, wodurch er entzückt. Das Vaterland, der Geburtsort des Siegers, das Geschlecht, von welchem er abstammte, der kleinste ihn betreffende Umstand diente dem Sänger zur Bereicherung seiner Einbildungskraft, und setzte diese in Bewegung, bis sie zu andern, immer höheren Gegenständen ihn mit sich fortriß.

Hätte nicht der Römer Manlius mit seiner Julia sich verbunden, welch ein Verlust! Denn dieser Hochzeit verdanken wir Catulls unübertrefflichen hymendischen Gesang. So müßten wir zwey der schönsten Elegien von Tibullus entbehren, hätt' er nicht des Messala und des Cerinthus Geburtsfeste gefeyert *).

Vorzüglich hat unter den Alten sich Horaz von der Gelegenheit begeistern lassen. Groß ist die Anzahl der durch besondere Vorfälle veranlaßten Oden, in welchen er bald die Siege des Augustus, bald den Geburtstag seines Mäcens besingt; an der Urne des Quinctilius trauert; dem Virgil eine glückliche Schiffahrt wünscht; einen zurückkehrenden Freund bewillkommt; den Kranken tröstet; die Hauskapelle der Glycera weihen hilft; seinem Gönner ein kleines Mahl bereitet; Mäd-

---

*) L. I. El. 7. II. 2.

chen, mit und ohne Leyer, auf sein Landgut einladet u. s. w. Eben diese Oden mußten nothwendig dadurch mehr Wahrheit und Leben erhalten, daß wirkliches Gefühl, wirklicher Genuß zum Grunde lag. Selbst aus geringscheinenden Anläßen, die wohl nicht leicht einem anderen lyrischen Dichter einen Vers abgewonnen hätten, wußte Horaz Vortheil zu ziehen. In einer Ode verwünschet er den, bey dem Mäcen genossenen, Knoblauch; und wieder in einer weissagt er einem Freunde, der auf dem Lande wohnt, stürmisches Wetter und Regen auf den folgenden Tag, an welchem ihn vermuthlich der Weissagende besuchen wollte, und ermahnt ihn, den Herd mit trocknem Holze zu versorgen, und sich mit der Weinflasche und einem Spanferkel gütlich zu thun *).

Um den Feinden der Gelegenheitsgedichte die lezte Ausflucht zu benehmen, könnte ich noch der Beyspiele genug aus unsern eigenen Dichtern und zwar aus den vortrefflichsten, anführen; aber wär' es nicht eine allzukränkende Demüthigung, wenn ich glaubte, daß sie nicht von selbst der herrlichen Ode von Uz: Auf Kleists Tod,

*) L. V. Od. 3. III. 17.

der Jahresfeyer, des Gesangs an Hymen und an die Liebe, von Ramler, so wie der vielen, gewiß unsterblichen Gesänge dieser Art, von Klopstock, Pfeffel, Voß, den Brüdern Stolberg, und anderen, die werth sind, nach diesen genannt zu werden, sich erinnerten?

Bey der öffentlichen Mittheilung solcher Gedichte muß man allerdings behutsam seyn, und sich nicht auf den Beyfall verlassen, der ihnen etwa in dem Zirkel, für welchen man dichtete, zu Theil wurde. Oft sind Localitäten darin, die für das Publikum verschwinden, oder das Interesse derselben hängt von den besondern Verhältnissen und individuellen Empfindungen einiger Wenigen ab. Diese müssen im engeren Familien- oder Freundeskreise bleiben. Genug, wenn sie hier wohlthätig wirken, hier aufbewahrt werden als heiliges Pfand der Liebe, als schönes Denkmaal eines frohen Tages! Denn Schönheit ihm zu geben, muß der Dichter bemüht seyn, obwohl es nur Wenigen geweiht ist.

Der liebt die Schönheit nicht, wer in seinem kleinsten Werk, und sollt' er es im Verborgnen für sich allein aufstellen, sie wissentlich verläugnen kann.

Der öffentliche Ausrufer an die Einwohner von Freyburg.

Am 1. Jenner 1806 *).

Wenn unser wohlbestellter Wächter
Von seinem Thurm dieser guten Stadt
Zum neuen Jahr gesungen hat,
So dünkt ein Andrer sich nicht schlechter,
Der auch in Amt und Pflichten steht,
Und oft, von rauhen Winden umweht,
Mit seiner Stimm' in allen Gassen
Sich früh und spät muß hören lassen.
Daß einige Klafter höher, als ich,
Der Wächter haus't, was kümmerts mich?
Er schaut aus seinem Fensterlein
Herab, und ich hinauf; Da sehen
Wir beyd' einander eben klein;
Denn, wer auf Thürmen sich groß will zeigen,
Muß größer, als unser einer, seyn.

---

*) Man s. oben, S. 147 den Neujahrswunsch des Thurmwächters.

Mag mich deßwegen nicht versteigen;
Verrichte mein Aemtchen, so gut ich kann,
Und denke, daß für Jedermann
Es sichrer ist, auf der Erde zu bleiben,
Als in der Luft sein Wesen zu treiben.
Was hilft so manchem sein kühner Flug?
Er ist, mit Menschen zu verkehren,
Zu hoch, und doch nicht hoch genug
Die Engel im Himmel singen zu hören.
Der Thürmer dort, im Nebel versteckt,
Wird nur von Dohlen und Raben geweckt.
Indeß thut jeder, was ihm gefällt,
Und jedem gönn' ich seine Launen;
Der eine läßt vor sich her posaunen,
Der andere pfeift sich durch die Welt
Und lebt mit seinem Loose zufrieden;
Ists einem dritten, wie mir, beschieden,
Sich durchzutrommeln, so kürzt er den Tag
Und bannt die Grillen mit wechselndem Schlag.
Vergnügt mit sich; von Mißgunst frey,
Wünscht er, daß Alles glücklich sey.

Drum wünsch' ich Allen, Allen hier
Von jedem Stand' und Orden,
In meiner Einfalt das, was mir
Von Glück zu Theil geworden.

Nicht zwar mein abgetragnes Kleid,
Nicht meine Trommel eben;
Allein, in dieser harten Zeit,
Mein kummerloses Leben.

Die Meisten wollen hoch hinan,
Und was die Schwindler denken,
Das reimen die Poeten dann
Uns zu Neujahrsgeschenken.

Doch ist und bleibt zufriedner Sinn
Die köstlichste der Gaben;
Der läßt bey dürftigem Gewinn
Uns keinen Mangel haben;

Der lehrt mit klugem Vorbedacht,
Die Reicheren genießen,
Die leider oft, vor lauter Pracht,
Ihr Haus verganten*) müssen;

Giebt Trost dem Bürger, der sich härmt,
Wenn die bethränte Steuer
Er dargebracht, und stumm sich wärmt
An seinem kleinern Feuer.

---

*) Versteigern.

Daneben wünsch' ich, daß man sich
  Ermann' in unsern Tagen,
Der Wahrheit treu, sie öffentlich,
  So laut als ich zu sagen;
Daß überall in jeder Brust
  Der Bürgergeist erwache,
Und man, zu seiner eignen Lust,
  Dem Andern Freude mache.

Mit eignem Jubel seh' ich so
  Der Knaben muntern Haufen,
Wenn, auf den Schall der Trommel, froh
  Sie mir entgegen laufen.

Und o wie treibt die Freude mich
  Dann fort, in raschen Sprüngen,
Kann ein verlornes Hündchen ich
  Den Kindern wieder bringen!

Wünsch' aber auch, wie sichs gebührt,
  Daß jeder wieder finde,
Was er Getreues sonst verliert,
  Und was ich nicht verkünde!

Und — zum Beschlusse seys gesagt,
  Daß man im neuen Jahre,
Was man nicht auszutrommeln wagt,
  Sorgfältiglich bewahre.

An die Herren, welche schwarze Mäntel tragen.

Ehrwürdig ist der Mantel, der euch ziert;
Ihn zu verspotten wäre Sünde;
Doch tragt ihn auch, wie sich's gebührt,
Und hängt ihn niemals nach dem Winde!

An meinen Zeisig.

(Am Geburtstage meines Arztes, im Februar 1806.)

Singe du, statt meiner!
Stimme, lieber Kleiner,
Froh dein Waldlied an!
Froher, lauter, freyer,
Als des Barden Leyer
Jetzt ertönen kann!

Du, im sichern Häuschen,
Hüpfest, gutes Zeischen,
Unbesorgt umher;
Schläfst im Abendschimmer
Ruhig ein; denn nimmer
Ist dein Becher leer.

Mag der Adler rüstig,
Mag der Sperber listig,

Aus zum Raube ziehn,
Hoch der Geyer schweben,
Dem die Vöglein beben,
Und in Klüfte fliehn;

Fern ist ihre Klage,
Bey dem Flügelschlage
Des Verfolgers, dir;
Lebst nur, dich zu freuen;
Des Gewalt'gen Dräuen
Hörst du nicht, wie wir.

Ach! der alten Zeiten
Glück entschwand; die Saiten
Rührt ein deutscher Mann
Trauernd nur! Statt meiner,
Künde, lieber Kleiner,
Du den Festtag an;

Ihm gebührts vor allen,
Daß ihm Lieder schallen,
Frühlingskränze blühn;
Meine schönsten Feste,
Meiner Tage beste
Knüpft ein Gott an ihn!

Sing' uns weg die Sorgen!
Ist doch der geborgen,
Der, vergnügt wie du,
Sich im Stillen nähret;
Jede Zeit gewähret
Freyheit ihm und Ruh.

Hier, in unsrer Mitte,
Wird die alte Sitte
Nur umsonst bedroht;
Was, den Muth zu stählen,
Glüht in Männerseelen,
Tilgt kein Machtgebot.

Beylage zu einem Häubchen, mit welchem ein Gatte seiner Gattin ein Geschenk machte.

Das Häubchen und der Männerhut,
Von denen wir manch Abenteuer lesen,
Sind oft im Streite schon gewesen.
Wenn diesen gleich ein angeborner Muth
Gebietrisch in die Augen drückte,
Nicht selten auch im leicht gelockten Haar
Ein bloßes Spiel der Mode war:
So zählte doch, im sonderbaren Kriege
Der Stärke mit dem Reitz, das Häubchen viele
Siege,
Weil unter ihm ein holdes Augenpaar,
Ein Rosenmund, ein schlauer Blick, Gefahr
Dem allzu sichern Kämpfer brachte,
Und weg den Trotz von seinen Lippen lachte.
Wo blieb der Heldengeist? die Waffen wurden
stumpf;

Es führte so den Hut das Häubchen im Triumph.
Und wehe dem, der, wenn auf zarten Wangen
Ihm Schönheit winkt, zu stolz und männlich thut!

Ob, als noch feuriger das Blut
Mir wallte, meinem runden Hut,
Und selbst dem eckigen, es eben so ergangen,
Verrath ich nicht — genug, daß oftmals der Gewinn
Hier dem Besiegten fällt!

Nimm dieses Häubchen hin!
Die Liebe giebts, und Liebe wird es tragen.
O möge dir es hier und dort
Ein leises, gern gehörtes Wort
Von mir, von längst entschwundnen Tagen,
Und unsern ersten Freuden sagen!

Weibliche Würde.

Gern, meine gnädige Frau, wollte ich meine Gedanken hierüber, wie Sie es wünschen, den Leserinnen der Iris mittheilen; denn nicht nur in meiner Jugend erschien mir die Weiblichkeit von einer sanften Glorie umgeben, sondern noch seh' ich sie in eben dem reinen, wohlthätigen Lichte. Wie ich damals trauerte, wenn jene Glorie mir im Nebel verschwand, so traure ich noch, wenn ich, nach so mancher Täuschung, von neuem getäuscht werde, und statt meines Ideals eine gewöhnliche Weibergestalt vor mir da steht. Aber zu wem soll ich reden? Des Gemeinen ist schon zu viel über diesen Gegenstand gesagt worden, und wer das Höhere faßt, der bedarf desselben nicht. Die Edleren Ihres Geschlechts fühlen ihre Würde, vor deren kleinster Verletzung eine zarte, nie schweigende Stimme in ihrem Innern, besser als aller Zuruf der Redner und Dichter, sie warnt. Für die minder Edeln, aber doch Gebildeten, die wenigstens einen Sinn haben

für das, was die Achtung der Achtungswerthen erwirbt, für sie giebt es der Sittenlehrer genug, welche ihnen ihre große Bestimmung vorhalten, und der Sänger genug, welche die erhabenen Weiber der Vorzeit ihnen anpreisen. Auch begegnet ihnen hier und dort eine aus der kleinen Zahl der Auserlesenen, in deren stillem Gang die Würde des Weibes sich offenbart, und deren Blick, mächtiger als Wort und Lied, die Seele heben kann, die einer Erhebung fähig ist. Viele — Sie wissen es, meine Gnädige — setzen die Würde darin, daß sie, ihres Rangs und Standes eingedenk, in jede Gesellschaft mit einem sich nimmer vergessenden Stolz eintreten, und durch kaltes Herabsehen, nicht das Gemeine, sondern nur das weniger Vornehme von sich entfernen. Eine andere Würde verlangen sie nicht. Sie begnügen sich mit der äußeren, ob diese gleich, ohne die innere, bloßes Geberdenspiel ist, das den Schwachen, Unerfahrnen eine Zeit lang betriegt, dem Klügern nichts von Ehrfurcht abgewinnt, und den schlauen Verführer auffordert, die stolze Schönheit durch seine feinsten Künste zu entwaffnen. Innere Würde, wer die von einer solchen Dame begehrt, setzet ihrem, wo nicht lauten, doch leisen Spotte sich aus.

Da müßte sie ja die Pflichten des Weibes in ihrem ganzen Umfang erfüllen; müßte ihren Launen die Vernunft entgegensetzen; sich mäßigen in der Freude, in der Betrübniß und im Zorn; müßte besonnen seyn in allem Reden und Thun; hätte zu fürchten, daß ein Lächeln ihren Seelenadel entweihte, ein leichtfertiger Putz sie entehrte; über sich selbst zu wachen hätte sie, mitten unter Spiel und Tanz. Woher nähme sie die Zeit? Und wo bliebe der gesellschaftliche Ton, das Verweilen bey artigen Kleinigkeiten und das Hinweggleiten über das Große? Wo der neckende Muthwille, die rechts und links verschwendete, nichts bedeutende Schmeicheley, und die bedächtliche Unbedachtsamkeit, mit der so reitzenden, künstlich nachgeahmten Zerstreuung? Könnte die Weltdame wohl, wenn die Mode von der Scham ein Opfer begehrt, ohne lächerlich zu werden, sich dessen weigern? Wie manche Verläugnung! Sie muß aufhören zu seyn, was sie ist. Und eben dadurch giebt sie den Spötteleyen der mehrsten Damen sich Preis, und nur wenigen Männern wird sie gefallen; denn wahre weibliche Würde schätzet der allein, der selbst Würde hat.

Sie werden mir gestehen, daß es Entheiligung wäre, denen das Köstlichste anzubieten, die ihre

Armseligkeiten zu theuer achten, um sie für dieses Köstlichste hinzugeben.

So, meine Verehrteste, habe ich von jeher über die weibliche Würde gedacht. — Sie lächeln? Vielleicht, weil Sie glauben, daß manche meiner Lieder, zumal die früheren, mit einer so hohen Meinung von dem Werthe des Weibes nicht völlig zusammenstimmen? Freylich scheint eben dieses Lächeln zu sagen, daß eine junge Dame solche kleine Sünden, die so viele Dichter mit einander gemein haben, verzeihen müsse; aber sollten denn wirklich jene Scherze, worauf Sie deuten, Sünde seyn?

Wie oft schon wurden Mädchen und Frauen mit Blumen verglichen! Im Veilchen sah man die Bescheidne; in der Tulpe mit offnem Kelch und prahlenden Farben, die Coquette; in der bedornten Rose, die nicht ohne Mühe zu Erobernde; in der Lilie die Unschuldige, die Edle; und die Stolze in der Kaiserkrone. Dem Wiesenblümchen ist das anspruchlose Landmädchen ähnlich. Aller dieser Blumen freut man sich, einer jeden nach ihrer Art. Sollte man das Veilchen verschmähen weil es nicht die Majestät der Lilie hat? Man pflückt es und segnet den kommenden Frühling. Die Tulpe wird keiner leicht in einen Strauß binden;

man läßt sie auf dem Beete, dessen Pracht sie vermehrt, schaut sie und ihre Schwestern an, und vergnügt sich an dem mannigfaltigen Farbengemische. Der Lilie nähern wir uns mit einem Gefühle von Ehrfurcht, das zu Andacht werden kann. Als Sinnbild der Freude und Liebe trägt ein Jüngling die hundertblättrige Rose, und die Heckenrose kränzt an Familienfesten den Becher. Wenn die wild gewachsenen Blumen zu einfach sind, um in einem zierlichen Gefäße, neben Hyacinthen oder Nelken, ihre Wirkung zu thun, so schmücken sie doch den Wiesenbach, und an ihnen weidet sich das Auge, das für jeden Reitz der Natur sich unverdorben erhielt. Wollen Sie nun einem Dichter es verargen, wenn nicht allein die Schönheit in ihrer vollen Würde, sondern auch der sorgenlose Sinn des von Jugendlust überströmenden, leicht forthüpfenden Mädchens ihm gefällt; wenn die, sich im Kleinen äußernde Grazie, mit schalkhafter Laune vereint, oder selbst die ländliche Naivetät einer, ohne zu wissen wie, heranblühenden Naturtochter, in ihm ein angenehmes Bild erzeugt, und wohl gar zu Liedern ihn begeistert?

Daher, in den Gesängen aller Zeiten und aller Völker, die verschiedne Ansicht der, für jeden

Dichter, den satyrischen ausgenommen, so anziehenden Weiblichkeit. Lassen Sie mich einige der berühmtesten, und am mehrsten gegen einander abstechenden Schilderungen des Weibes zusammenstellen!

Billig ist es, daß ich mit der Mutter so vieler reitzenden Töchter beginne. Der ernste Milton also giebt seiner Eva im Paradiese zu ihrem holden Wesen Majestät; sie theilt die Erhabenheit des Mannes. Wohl mit Unrecht haben einige den Engländer einer kleinen Bosheit deßwegen beschuldigt, weil sein erstes Weib, ehe sie noch den Gatten gesehen hat, in einem See sich spiegelt, und von ihrem eignen Bilde so bezaubert wird, daß sie den Ort nicht verlassen kann, bis eine warnende Stimme sie wegruft. Eva selbst erzählt dieses mit einer so entzückenden Unbefangenheit, daß alles dadurch gut gemacht wird. *)

So vortrefflich aber Miltons Gemälde ist, so bin ich dennoch zweifelhaft, ob ich nicht eben so gern die Schöpfung des Weibes von Gleim gedichtet hätte; dieses kleine Stück, das naiveste, was ich kenne; zu seiner Zeit in dem Munde je-

*) Das verlorne Paradies, 4. Gesang.

des Liederfreundes, und nun beynahe vergessen. Hier ist es Jupiter, welcher den einsamen, in Grübeleyen sich vertiefenden Mann auf andre Gedanken bringen will.

Er sprach: „Es werd' ein Weib,
Ein artig Ding zum Zeitvertreib,
Das mit dem Menschen scherz' und spreche."

Schnell war es in des Manns Gestalt,
Doch zärtlicher und nicht so alt,
Mit schlauen Augen, welche bald
Aufs denkende Geschöpf im Winkel fielen;
Und schnell springt's hin, und küßt den Mann,
Und spricht: „Du Närrchen, sieh' mich an!
Ich bin gemacht, mit dir zu spielen."

Mir scheint diese letztere Darstellung — wenn man einen muntern Einfall so nennen darf — nicht weniger Wahrheit zu haben, als die erstere. Als Gefährtin des Mannes, soll das Weib sich zu höheren Gefühlen mit ihm empor schwingen können; aber dann soll sie wieder seinen Ernst mildern; auch wohl, wenn er sein Tagewerk vollbracht hat, um ihn scherzen und spielen in Stunden der Ruhe.

Die edle Nausikaa in der Odyssee kennen Sie, die hohe blühende Jungfrau, die unter ihren Begleiterinnen hervorragt, wie unter ihren

Nymphen die Göttin der Jagd. Auch ist Ihnen Penelope gegenwärtig, wie sie da steht, an der Schwelle es Saals, ein göttliches Weib; den Freyern beben die Kniee bey ihrem Anblicke.

Noch erhabner zeigt sich des Sophokles Antigone, welche lieber denen dort unten gefallen will, als denen hier oben, weil sie bey jenen ewig wohnen muß.

Dagegen ahnden wir bey der Geliebten des Anakreon, deren Bild ihm der Maler verfertigen soll, nichts von Würde.

„Mal' unter schwarzen Haaren
Die weiße Stirn, sich wölbend,
Wie Elfenbein; dann male
Die schwarzen Augenbraunen;
Laß ihre zarten Bogen
Sich weder gänzlich trennen,
Noch in einander fließen;
Sie dürfen nur verborgen
Sich scheiden und vereinen.
Willst du das Auge malen,
So sey es Feuerflamme,
Blau, wie Minervens Auge,
Doch lockend, wie die Blicke
Der lächelnden Cythere.
Auf ihren Wangen mußt du

Milch unter Rosen mischen;
Auf ihren Lippen wohne
Die Suada, Küsse fordernd;
Das weiche Kinn des Mädchens,
Und ihren Hals von Mermor
Umschweben Huldgöttinnen!"

Wie aber hätte der Sänger des Weins und der Liebe nur die Zeit gehabt, ein edleres Mädchen aufzusuchen; oder wo hätt' er so viele der edeln gefunden, als er Mädchen erobern wollte? Sehen Sie nur das Verzeichniß seiner Liebschaften!

„Getraust du alle Blätter
Der Bäume dir zu zählen;
Den Sand an allen Küsten
Des Meeres zu berechnen;
Dann wähl' ich keinen Andern,
Als dich, zum Rechnungsführer
Von meinen Liebeshändeln.
Athen hat ihrer zwanzig,
Noch fünfzehn rechne drüber,
Und eine ganze Schar hat
Corinth, die Stadt Achajens,
Wo schöne Mädchen wohnen.
Vergiß nicht, anzumerken
Jonien und Lesbos,

Und Carien und Rhodus;
Zweytausend kannst du kühnlich
In Rechnung bringen, u. s. w.

Hier ist das Register noch nicht zu Ende; noch fehlen die syrischen Mädchen, die canobischen, die zu Creta, und viele andere, bis zum fernen Indus.

Die Liebe der römischen Dichter beschränkte sich auf sinnlichen Genuß. Sogar bewarben sie sich um Mädchen, welche auf die empörendste Art ihre Würde verläugneten. Der zärtliche Tibull klagt über die Habsucht der, bis zum Unsinn von ihm geliebten Nemesis. Willst du, sagt er, daß ich durch Mord und Verbrechen Geschenke zusammenbringen, selbst die Tempel berauben soll? Indessen verräth er eine, wenigstens herzlichere, Zuneigung in seiner Elegie an Delia:

„Blicken will ich nach dir in der letzten traurigen Stunde,
Halten sterbend dich noch mit der entkräfteten Hand;
Und, o Delia! wenn sie den Scheiterhaufen bereiten —
Ach! du weinest, und giebst Küsse, mit Thränen gemischt."

Um die verkannte, geschmähte weibliche Würde zu rächen, führte die bessere Liebe dem Sänger

der Laura die platonische Muse zu. Laura ward ein überirdisches Wesen; himmlisch war ihr Gang, ihre Stimme nicht der Laut einer Sterblichen. In der Bewegung ihrer Augen sah Petrarch ein süßes Licht, das ihm den Weg zur Gottheit zeigte. Nach ihrem Tode verlor die Sonne ihren Glanz, die Erde alles, was Gutes in ihr war.

„Blinde, undankbare Welt! Dein Ruhm ist gefallen, und du siehst es nicht. Du warst nicht würdig, so lange sie hienieden lebte, sie zu kennen, von ihren heiligen Füßen berührt zu werden. — Ach! zur Erde geworden ist ihr schönes Gesicht, welches an einen Himmel uns glauben ließ, uns Zeugniß gab von der Seligkeit dort oben."

Was, meine gnädige Frau, könnte ich nach diesen Gesängen, voll der höchsten Schwärmerey, die ich durch keinen Scherz entheiligen möchte, noch anführen? Empfehlen Sie mit mir unsern deutschen Männern und Weibern das herrliche Lied von Schiller:

„Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Und in der Grazie züchtigem Schleyer
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand."

Erläuterungen zu dem nachstehenden Gedichte.

Auf einem Platze, wo im Jahre 1008 noch ein bloßer Wald, später ein von Bergleuten bewohntes Dorf mit wenigen Hütten stand, erbaute im Jahr 1118 Berthold III, Herzog von Zähringen, ein Ahnherr des Badenschen Fürstenhauses, die Stadt Freyburg. Sie liegt an der Dreysam, einem kleinen, jetzt von lustigen Ufern eingefaßten, Flusse. Bertholds Bruder, Conrad, folgte ihm in der Regierung, erweiterte die Stadt, und führte das herrliche Münster auf, dessen Thurm, bis auf den heutigen Tag, die Bewunderung aller Reisenden ist.

Im Jahre 1456 wurde von Albert VI, Erzherzoge von Oesterreich, mit Einstimmung seiner Gemahlin Mathildis, die hohe Schule zu Freyburg gestiftet, welche schon im sechszehnten Jahrhundert viele berühmte Männer als Lehrer besaß, und nicht allein damals, während der Reformation, da Luther selbst auf ihr Urtheil sich berief,

sondern auch später, bey jedem Anlasse, durch aufgeklärte und tolerante Gesinnungen vor andern katholischen Universitäten sich auszeichnete.

Was besonders noch der Albertina zur Ehre gereicht, ist der ausdauernde Muth, der sie unter den härtesten Schlägen des Schicksals aufrecht erhielt. Sie hatte mit einer Menge von Widerwärtigkeiten zu kämpfen, mußte durch alle Gräuel des dreyßigjährigen Krieges sich durcharbeiten, sogar, von der Pest bedroht, oder von feindlichen Heeren verdrängt, zu verschiedenen Malen auswandern; aber jedes Mal sah man die hohe Schule, an den Ort ihrer Bestimmung zurückgebracht, wieder aufblühen. Eben so glücklich entging sie den letzten politischen Umwälzungen, bis ihr neuer Beschützer, Carl Friedrich von Baden, sie eine fernere und noch glänzendere Fortdauer hoffen ließ.

An den Churfürsten (nachmaligen Großherzog) Carl Friedrich von Baden, im Namen der hohen Schule zu Freyburg im Breisgau, am Tage der Huldigung, 30. Juny 1806.

Wenn in vergangne, thatenreiche Zeiten
Der Götterblick der Muse dringt;
Wer ist der Auserlesne, dem in goldne Saiten
Sie dann ihr Loblied singt?

Dem Helden singt sie, der, bey Muth und Stärke,
Noch achtend auf der Weisheit Ruf,
Voll stiller Ehrfurcht sah der Vorzeit edle Werke,
Und neue Werke schuf;

Dem aus dem Schooße grauenvoller Wälder
Emporgestiegen Dorf und Stadt,
Der, so wie Berthold, noch die kornbeladnen Felder
Zum Ehrendenkmaal hat.

Vor ihm begann in öder Thäler Mitte
Die Dreysam ihren Frühlingslauf;
Der nackte Boden nahm nur hier und dort die Hütte
Des armen Bergmanns auf.

Er aber wollt' in Fluren, Gärten, Auen,
Die Wildniß wandeln; väterlich
Den Kindern seines Volkes Dach und Herd erbauen;
Und schnell erhoben sich

Die Mauern seiner Pflanzstadt — zu vollenden
Das Werk, das segnend er verließ,
Befahl er es getreuen brüderlichen Händen;
Und mehr, als sie verhieß,

That Bruderliebe; denn ihr Bollwerk schirmet
Der Bürger groß gewordne Zahl;
Ein Tempel, der sich hoch, wie Berge Gottes, thürmet,
Begrüßt der Sonne Strahl.

Jedoch, was hilft es, daß die stolze Veste
Mit weit gesehnen Zinnen prangt,
Wenn ihren Ruhm sie nur dem Schimmer der Paläste,
Nicht holden Künsten dankt?

Wenn, bey der Tugend, die zu blut'ger Fehde,
Zu harter Arbeit ihn gestählt,
Dem biedern Jüngling, rauh von Sitte, rauh
von Rede,
Die beßre Freude fehlt?

Wenn Herd und Tempel, Schulen, Richterstühle
Des Aberglaubens Wolke deckt,
Und Geist der Barbarey die zarteren Gefühle
Weg aus Palästen schreckt?

So lag die volle, reiche Flur, bewundert,
Um Freyburgs mächt'ge Wälle da;
Vergebens! — ihrem dritten düsteren Jahrhundert
War erst der Morgen nah.

Er dämmerte: Da sah mit Wohlgefallen
Held Albert auf zum milden Schein;
Ihm rieth sein hoher Sinn, den Künsten sollt'
er allen
Hier eine Stätte weihn.

Es rieth's die weisheitliebende Mathilde,
Mit ihr, des Volkes Glück und Ruhm;
Und bald umkränzten unsre jauchzende Gefilde
Der Musen Heiligthum.

Und freudig schwebte Bertholds Geist hernieder,
Und wo der neue Tempel stand,
Gab er mit alter Treue seinen Segen wieder
Dem Werke seiner Hand.

Ach! aber viele Menschenalter gingen
Vorüber, trauernd; denn die Zeit
Trug tausendfaches Elend auf den finstern Schwingen;
Der Jammer tönte weit

Umher von allen Hügeln über Leichen
Der Bürger; in die Thore drang
Verheerung, die mit Raub und Schmach und Mord und Seuchen
Zur Flucht die Musen zwang.

Doch, heimgeführt am Arm des Friedens, fanden
Sie unverstümmelt den Altar;
Ehrwürdig schien der Hain, in dem sie Lorbern wanden,
Der kommenden Gefahr.

Ehrwürdig noch dem Zufall, der mit Kronen
Sein Spiel in Süd und Westen treibt;

Es brachen Zepter, wankten Reiche, stürzten
Thronen;
Der Musen Stätte bleibt.

Und bleiben wird sie. — Seht, mit Glanz
umflossen,
Den tapfern Albert, der, vertraut,
Aus goldner Wolk' herab mit seinem Bundsge-
nossen,
Dem frommen Berthold, schaut!

Die Sorge für ihr Volk hat sie verbündet;
Ihr liebend Auge weilt mit Lust
Auf einem Fürsten, der den Künsten Heil verkündet;
Dem höher schlägt die Brust

Im Heiligthum der Weisheit, wo das Schöne
Sich von dem Guten nie verirrt;
Der dieses Heiligthum Urenkeln unsrer Söhne
Zum Erbe lassen wird. —

O! wenn das Schicksal, mächtig zu zerstören,
Was nie vor seinem Fall gebebt,
Des Tempels Säulen, wo der Weisheit Priester
lehren,
Vielleicht in Schutt begräbt;

Wenn matt auf sie die Sterne niederschimmern,
Beklagend ihren Untergang:
So lebt die Muse noch, tönt noch auf jenen Trümmern
Carl Friedrich im Gesang.

An Henriette Schlosser, welche, als Herr Zoll in München mein Bildniß für den ersten Band meiner Werke malte, auf der Guitarre spielte und sang.

Freyburg, im Frühjahr 1807.

Wie so bald
Sind der Töne lieblichste verhallt!
Sie enteilen, gleich dem Windeswehn am Bach.
Aber, holdes Mädchen, jene
Wonnevollen, tief empfundnen Töne
Hallen noch in meiner Seele nach,
Als, von dir gerührt, die Saiten bebten,
Melodieen mich umschwebten,
Und mir gegenüber auf dein Spiel,
Huldigend, der Strahl des Morgens fiel.

Seel'ge Stunde! Seit auf Rosenschwingen
Sie dahin floh, trübte sich

Oft der Tag; Gewölke hingen
Ueber Thäler schauerlich,
Und im Nebelschleyer, matt erhellt,
Lag das öde, schneebedeckte Feld.
Dennoch stets vom blauen Himmel scheinen
Sah ich jene Sonne, sah den reinen
Glanz, der alles rings um dich
Sanft verklärte. — Liebend war auf mich
Nun des Künstlers Forscherblick gewandt —
Liebend trug, mit sichrer Hand,
Auf die Tafel er mein Bild. Wenn künft'ge Zeiten
Meine Lieder nicht verschmähn,
Soll es freundlich sie begleiten,
Soll, wenn längst ich schlummre, den Geweihten
Brüderlich ins Auge sehn.

Gutes Mädchen! Deine Saiten,
Als ihr Silberton begann,
Starrte froh der Künstler an.
Hoch den Pinsel hob er, weilte,
Wie gelähmt durch Zauber; eilte
Rascher dann zum Werke, doppelt kühn.
Und der Sonne goldner Strahl beschien,
Wie das Mayenlicht die frisch umkränzten Beete,
Deiner Wangen jugendliche Röthe.
Anmuth öffnete die Lippen dir

Zum Gesang, indeß, geführt von ihr,
Von den hohen zu den tiefen
Tönen leicht herab die zarten Finger liefen.

Und die Töne wurden mir
Bald, durch dich beseelt, zum Wiederhalle
Süßer Stimmen der Vergangenheit;
Meines Lebens goldne Morgen alle
Hielten um mich her, im Feyerkleid,
Ihren Tanz; es winkte mir ein Chor
Von erwachten Jugendfreuden;
Laut und lauter rief dein Lied hervor,
Was im fernen Dunkel sich verlor;
Was von Wonne mir so mancher Traum verhieß,
Was mein sehnend Herz mich ahnden ließ;
Suchen, Finden, kurzes Scheiden,
Wiedersehn, und was im vollen Busen schlug,
Wenn der Dichtung Feuer ihn durchglühte,
Wenn der heil'ge Lober näher blühte,
Und nach Amathunt mich, im gewagtern Flug,
Liebe selbst auf ihrem Fittig trug.

Langsam nun zu leisen Klagen
Stimmte jedes Herz die Saitenspielerin:
Ach! es welkt der Kranz, gepflückt an Frühlingstagen;

Wehmuth deutet auf Cypressen hin;
Grünen sah ich sie am stummen Hügel,
Wo die Treue nur verlassen irrt,
Sah den Jüngling mit gesenktem Flügel,
Der die Fackel bald mir löschen wird.

Aber, Dank dir, liebes Mädchen! heller
Ward es über Erdbern; schneller
Wälzte deines Liedes Melodie
Sich durch Freudentöne fort — und sieh!
Leben, das hervor aus todter Leinwand ging,
Als mein Bild Dich an zu grüßen fing!

Grüßen wird es so der Guten viel.
O! es weckte Dein Gesang, Dein Spiel
Neues Hoffen und Vertrauen,
Neuen Muth, hineinzuschauen
In die lange sternenleere Nacht.
Furchtlos hört' ich schon, an meiner Schlummer-
stätte,
Manches Lebewohl, mit Thränen mir gebracht,
Und Dein: Ruhe sanft in Frieden! —
Henriette!
Freue Dich der höhern Macht,
Die der Jugend Reitz, von Grazien bewacht,
Sich gesellend zu der Kunst des Schönen,

Dir gewährt in Blicken und in Tönen!
Wohl dem Mädchen, das die kleinern Künste
flieht,
Nicht durch Feerey das Auge blendet,
Weg sich von gemeinen Seelen wendet,
Und das Herz der edeln an sich zieht!

Freue Dich! Dem Weisen blüht,
Wo kein Grashalm sich aus nackten Felsen windet,
Noch die Wüste neben Dir; er sieht,
Wenn Dein Lächeln ihm den letzten Tag ver-
kündet,
Eine Sonne nur, die schwindet,
Bey der Haine stillem Abendlied.

Liebe und Hoffnung.

Wechselnd, aus des Himmels Thoren
Gehn die schwesterlichen Horen;
Ihren Winken umblümt sich der See,
Röthet sich die Kirsche, reift die Aehre,
Schwillt die Traube, deckt das leere
Feld zum Winterschlafe der Schnee.

Wechselnd keimt es, grünt und scheidet;
Wo die Halme wogten, weidet
Unter Stoppeln der singende Hirt,
Bis er heim auf dürren Blättern wallet,
Jeder Freudenlaut verhallet,
Schwermuth nur die Haine durchirrt.

Flieht denn mit den flücht'gen Zeiten
Alles? will uns nichts geleiten
Von dem Hügel im rosigen Licht
In das Thal, das kalte Nebel drücken?
O, mit deinen Wonneblicken,
Holde Liebe, weiche du nicht!

Ja, sie folgt uns, die Getreue;
Heilig wird durch sie das neue
Laub, der Rasen, die Quelle geweiht,
Wo, gehüllt in Demuth, Laura sitzet,
Und das Bäumchen, das sie stützet,
Ihr den Schooß mit Blüthen bestreut. *)

Hat nicht, wenn die Sichel rauschet,
Lieb' im Stillen oft gelauschet,
Hinter höheren Garben versteckt,
Und, das Herz der Schnitter zu gewinnen,
Armen Aehrenleserinnen
Traulich ihr Geheimniß entdeckt?

Sieh! beym frohen Winzermahle
Beut die Schönheit ihr die Schale,
Selbst zu kränzen den perlenden Wein;
Jede Wang' entglüht von sanfterm Feuer,
Und der Musen keusche Leyer
Stimmt ins Evan leise mit ein.

Amors Fackel auszuwehen
Wagt kein Sturm; auf Winterhöhen
Schleicht er nächtlich, umbrauset vom Nord,

*) Man s. Rime di Mess. Fr. Petrarca, P. I. Canz. XXVII.

Hin zum Herd', und, weil die Flamme knistert,
Naht er Chloen sich, und flüstert
Ihr ins Ohr ein zärtliches Wort.

Mit ihm weilet auch die milde
Hoffnung noch im Herbstgefilde,
Dem die spätesten Sänger entflohn;
Zwischen Sorg' und Sehnsucht in der Mitte,
Geht sie von der Burg zur Hütte,
Rosen in den Händen und Mohn.*)

Bald entblättert sich die Rose,
Und der Mohn bringt kummerlose
Träume, süße Vergessenheit dann;
Um das Fest der Freude, das verschwindet,
Klagt die Hoffnung nicht, sie kündet
Nur ein wiederkommendes an;

Harrt schon auf die erste Schwalbe,
Wenn am Morgen noch das falbe
Roth den Reif der Gebirge bestrahlt;
Grüßt die kaum ins Nest gezognen Störche,
Und behorcht die erste Lerche,
Wo im Quell das Veilchen sich malt.

---

*) So findet man die Hoffnung auf antiken Gemmen abgebildet.

Immer tauschend Freud' um Freude,
Sucht sie Blumen auf der Weide,
Trägt die frühesten Aehren im Haar,
Schmückt die Stirn mit jungen Reben, schlinget
Wintergrün zum Kranz, und singet
Schneller weg das trauernde Jahr.

Huldigt denn ihr Wiesen! neiget
Euch, ihr Wipfel! Saaten, steiget;
Lacht, ihr Trauben, dem Gotte der Lust!
Ohne Lieb' ist alles stumm und öde;
Selig nur, wenn ihre Rede
Tönet in der reineren Brust!

Selig auch, wer dein sich freute,
Nie vermessen dich entweihte,
Hohe Trösterin, Hoffnung! O du
Täuschest nicht die leicht zufriednen Herzen,
Giebst dem Weisen Lust nach Schmerzen,
Giebst nach Arbeit labende Ruh.

Dir vertraut' ich nicht vergebens;
Denn mir ward, am Ziel des Lebens,
Mehr noch, als du gelobtest, verliehn.
Lächle du dem letzten meiner Lenze!
Sage dann: Des Grabes Kränze
Welken auch, um wieder zu blühn!

Jacobi's Werke.

Vierten Bandes zweyte Abtheilung.

Der Schwarzwald.

Wem ist der Schwarzwald unbekannt
Mit seinen hohen Tannen?
Kein Wandrer kommt ins Schwabenland,
Und keiner geht von dannen,
Der nicht bey seiner wilden Pracht
Still steht, und große Augen macht.

Wild ist der Berg und schauderhaft,
Doch fröhlich anzuschauen;
Er steigt empor in voller Kraft,
Und mahnt uns an die rauhen
Altdeutschen Väter, stark und kühn:
Warum denn singt kein Deutscher ihn?

Wär' ich so rüstig noch als er
In seinen alten Tagen,
Ein Loblied würde mir nicht schwer;
Jetzt aber will ich sagen,

Wie dieser Berg, so wild er scheint,
Mein bester Nachbar ist und Freund.

Auf manchem Berge zeigten sich
Mir unter grünen Aesten
Der Nymphen viel; doch hatten mich
Die Wälder stets zum Besten;
Denn, wenn ich näher kam, und sah,
War keins der Göttermädchen da.

So sang ich oft zum Becher hier
An Hügeln voller Reben;
Des Landes Töchter mußten mir
Für Lieder Küsse geben;
Allein der Herbst war nun entflohn,
Und Kuß und Lied vergessen schon.

Dem Schwarzwald bin und bleib ich gut:
Einst kam von ihm herunter,
Mit einem weißen Wälderhut,
Ein Mädchen, frisch und munter,
Rothwangig, kunstlos, sonder Arg,
Das nichts als Lieb' im Herzen barg.

Wohl war es eines Blickes werth;
Ich fragte: „Willst du weilen

In unserm Thal, an meinem Herd?
Sollst alles mit mir theilen."
Wir wußten nicht, wie uns geschah;
Das Wäldermädchen sagte: Ja!

In Kurzem war es meine Braut —
Mein Weibchen drauf, und brachte,
Als wir sein Nestchen ihm gebaut,
Ein Knäblein mir, das lachte
Mich freundlich an auf ihrem Schooß,
Und sprang umher, und wurde groß.

Mein Alles ist, seit jener Zeit,
Das Weibchen und der Knabe;
Nichts mangelt mir; denn mich erfreut
Das Kleinste, was ich habe;
Ein Sonnenblick in mein Gemach —
Vielleicht ein Sperling auf dem Dach.

Kein Berg, und sey er noch so hold
Geschmückt mit Obst und Aehren,
Und noch so reich an klarem Gold,
Kein Berg kann mehr gewähren,
Als mir, von armen Höh'n herab,
Der wonneleere Schwarzwald gab.

Prolog zu dem Schauspiele: Fürstengröße, gesprochen zu Freyburg im Breisgau am Geburtsfeste des Großherzogs von Baden, von Madame Willer, als Melpomene. *)

Die Muse, die aus längst zerstörter Gruft,
Und aus der Tempel unterird'schen Hallen,
Wo Lieb' und Ehrfurcht noch um Marmorsärge
wallen,
Hervor die großen Todten ruft

---

*) Von der Erbauung der Stadt Freyburg s. m. die Erläuterungen zu dem Huldigungsgedichte 2c. in diesem Bande.

Sie liegt am Fuße eines Berges, der einst, mit drey auf ihm erbauten Schlössern oder Castellen, die Stadt beherrschte, und noch der Schloßberg genannt wird, obwohl er von jenen Castellen nichts als die Trümmer zeigt, und statt ihrer mit Weinstöcken bepflanzt ist, so wie auch

Mit ihren Thaten, um den spätern Zeiten
Ein herzerhebend Schauspiel zu bereiten,
Die weissagt auch zukünft'ges Lob
Dem Lebenden, wenn hoch das Glück ihn hob,
Er aber Mensch noch bleibt, die großen Todten
ehrt;
Und gern der Vorwelt Stimme hört.
Drum naht sich euch die Muse, die kein Schimmer
Von Größe blenden kann; die nimmer,
Wenn sie Regententugend wägt,
Der Krone Gold mit in die Schale legt;
Die manches ernste Wort der Warnung, unver-
zagt,
Den Königen und ihren Völkern sagt.

---

die übrigen Festungswerke von Freyburg sich längst in Gärten und Rebhügel verwandelten.

Nach dem Absterben der Zähringischen Familie bekam die Stadt eigene Grafen, deren hartes Joch sie nicht ertragen konnte, und mit denen sie in blutige Fehde gerieth; auch wurde sie erst von den Schweden, dann von den Franzosen öfters belagert und zuweilen mit Sturm eingenommen. Unter allen Drangsalen bewiesen die Bürger zu jeder Zeit Treue, Biedersinn, Tapferkeit und beharrlichen Muth.

Vernehmt mich denn, hier, wo zu Euerm Feste
Sich mit dem Prunke der Paläste,
Auf meinen Wink die Bühne schmückt!
Ein zweyter Wink, und schon vergebens blickt
Ihr nach den feyerlich erhellten Säulen;
Verschwunden ist der Saal; es eilen
Vorüber neue Scenen. Saht ihr nicht,
Verklärt durch unser Zauberlicht,
Sich oft ein neues Tempe bilden,
Das aber schnell, mit Hainen und Gefilden
Hinweggerückt, den nackten Felsen wich,
Um die ein trauernder Verbannter schlich?
Die Wüste schwand; ein Dörfchen saht ihr nun,
Mit kornbedeckter Flur, am sichern Hügel ruhn;
Doch plötzlich, statt des Erndtemahls der Schnitter,
In wild erkämpfter Burg den übermüth'gen Ritter,
Und, wo vor Kurzem noch der Sitz der Freude war,
Verzweiflung, matt ihr Haupt an öde Wände lehnen.
Mit frohen, wechseln so die jammervollen Scenen —
Und ach! der Bühne gleich, ist alles wandelbar.

Hört mich — die Nebel fliehn — der Muse Götterblick
Schaut in die frühesten Jahrhunderte zurück.

Hier, wo mein Tempel steht, wo man den Künstler krönet,
Von lautem Jubel ihm das Schauspielhaus ertönet,
Hier deckten, dämmernd nur beym vollen Sonnenstrahl,
Einst weite, menschenleere Wälder Berg und Thal;
Hier wandelte nur des Verirrten Fuß,
Und Wölfe heulten in der Krähe Morgengruß.
Ein armes Völkchen, noch an Sitten
Rauh, wie der Boden, der es trug,
Drang in den Wald, und Raum genug
Ward ihm zu kleinen, niedern Hütten;
Die Hütten reihten nach und nach,
Wo Muth und Fleiß die ersten Wege brach,
Zum Dorfe sich; Castelle stiegen,
Gebaut von Bertholds Heldenhand,
Empor, und sahn ein neues Land
Und eine neue Stadt in ihrem Schutze liegen;
Und Freyburgs Name ward genannt.

Wer aber hemmt den Gang des eisernen Geschickes?
Gesetzen fügt sich nicht der Dinge Unbestand;
Mißbrauchte Hoheit, Tyranney,

Vergoßnes Bürgerblut, Verheerung, Klagge-
schrey,
Und Gräuel — doch die Wonne dieses Augen-
blickes
Ist heilig mir, es berge heut
Ein frommes Schweigen, was den Festgesang
entweiht.
So birgt die Gartenlaube, so die Saat,
Das Bollwerk, das der Feind zertrat;
Um eures Schlosses Trümmer weben
Ihr grünes Laub die frisch gepflanzten Reben.
Wie mancher Lenz hat Blumen schon gestreut
Auf die Verwüstung jener schauerlichen Tage!
Sie sind getilgt; hinweg denn Furcht und
Klage!
Mit Schonen legt ein mindres Leid
Euch das Verhängniß auf. Der Enkel frage
Die Helden der vergangnen Zeit,
Der Väter Geist, wie sie, zu dulden, auszu-
dauern,
Sich angelobt, und auf gestürzten Mauern
Dem Schicksal kühn ins Auge sah'n.
Ist nicht der Herrscher selbst ihm unterthan?
Und leise bebt nur, wenn die Eiche wanket,
Der Epheu, der getreulich sie umranket.

Die Treue hält den Epheu, hält
Das Volk, das sie an gute Fürsten kettet;
Sie scheucht Gefahren, stärkt, und rettet
Vom Untergang; baut wieder, was zerfällt —
O weicht nicht! huldiget auf's neue;
Gebt Eure Herzen, bleibet fest
An Ihm, der ungesegnet Keinen von sich läßt,
Daß Er im Silberhaar sich Eurer Liebe freue!
Karl Friedrich giebt zurück Euch seine Vater-
treue.

Ueber die englischen Gärten.

An den Herrn Kanzler von Ittner.

Freyburg, im Sommer 1807.

Erster Brief.

Wenn Ihnen, mein theuerster Freund, die Paar Worte, die ich in Ihrem Schloßgarten zu Heitersheim über die englischen Gärten fallen ließ, paradox schienen, so werden Sie mir wenigstens zutrauen, daß meine Absicht dabey nicht war, etwas Sonderbares zu sagen. Das Paradoxe, mit Witz und Scharfsinn durchgeführt, kann zuweilen belustigen, und unter dem vielen Alltäglichen, das man hört, wegen seiner Neuheit willkommen seyn; auch giebt es Gelegenheit, eine Sache von mehrern Seiten anzusehen; aber, wer es aufsucht, um dadurch interessanter zu

werden — es müßte denn im Scherz oder in einer satyrischen Laune geschehen — ist mir kein achtungswerther Mann. Immer läuft es auf ein Spiel mit irgend einer Wahrheit hinaus; und spielen sollte man mit keiner, wenn sie auch an sich selbst weniger wichtig scheint. Ich äußerte also meine wirkliche Meinung, indem ich Ihnen sagte: Daß ich aus den Englischen Gärten viele Dinge, die man zu den vornehmsten Schönheiten derselben rechnet, hinauswünschte, und daß ich überhaupt, wenn ich gleich das Vermögen dazu besäße, für mich keinen solchen Garten anlegen würde. Freylich mußte dieses, als etwas bloß Hingeworfnes, worüber ich mich damals nicht erklären konnte, Sie befremden: Darum freue ich mich, daß Sie unsres abgebrochenen Gespräches sich wieder erinnerten, und mich wegen meiner, von Ihnen sogenannten, Paradoxie zur Rechenschaft fordern.

Wie, mein Freund? wenn ich Ihnen bewiese, daß ich nichts getadelt habe, was nicht von dem neuesten Lobredner des englischen Geschmacks, von dem in allen gebildeten Ländern Europa's gelesenen und gerühmten Sänger der Gärten eben so getadelt wird.

Ich erwähnte flüchtig gegen Sie der von al-

ten und neuen Völkern, von Griechen und Barbaren entlehnten Gebäude, die man auf einen einzigen Platz in dem seltsamsten Gemische zusammenträgt. Nicht weniger als ich, eifert dagegen Delille:

Bannt jenes Allerley der schwelgerischen Mode,
Rotunde, Säulengang, und Kiosk*) und Pagode;
Was Rom, Arabien, Athen und China beut,
Was, ohne Zweck und Wahl, bey seiner Ueppigkeit
Den Garten ärmlich ziert, obwohl von Zauberhöhen
Im Luftraum unter uns wir jeden Welttheil sehen**).

So sehr der französische Dichter die erhabne Schönheit der aufeinander gethürmten natürli-

---

*) Ein großes Zimmer in den türkischen Gärten, mit vergoldetem Gitterwerk, um welches sich Weinreben, Jasminen und Geisblatt winden.

**) Bannissez des jardins tout cet amas confus
D'édifices divers, prodigués par la mode,
Obélisque, rotonde, et kioske, et pagode;
Ces bâtimens romains, grecs, arabes, chinois,
Chaos d'architecture et sans but et sans choix,
Dont la profusion stérilement féconde
Enferme en un jardin les quatre parts du monde.
Les Jardins, par J. Delille, ch. IV.

chen Felsen empfindet, und ihre Benutzung in den Gärten empfiehlt, so verbietet er dennoch jede Nachahmung derselben, weil die allzuvermessene Kunst nur ein ungetreues Bild jener großen majestätischen Massen hervorzubringen im Stande wäre.

Blickt auf zu jenem Felsensitze,
Wo, in der Nachbarschaft der Blitze,
Natur, in eigner wilder Pracht,
Hochthronend eurer Mißgeschöpfe lacht,
Der Afterfelsen, die der Boden nicht erzeuget,
Von welchem kümmerlich ihr Gipfel aufwärts steiget! *)

Mit den gemachten Felsen verwirft der französische Dichter auch die gemachten Ruinen, und das verdank' ich ihm sehr; denn nie konnte ich mit dem Einfalle mich aussöhnen, eine

*) Si le sol n'offre point ces blocs majestueux,
De la nature en vain rival présomptueux,
L'art en voudrait tenter une infidèle image,
Du haut des vrais rochers, sa demeure sauvage,
La nature se rit de ces rocs contrefaits,
D'un travail impuissant avortons imparfaits.
Les Jardins, Ch. III.

Ruine zu entwerfen, zu bauen, und oft so viel, und noch mehr, Zeit, Arbeit und Kosten darauf zu wenden, als ein neues bequemes Wohnhaus erfordert. Jedes Mal kam mir der Gedanke, welchen ich nachher, nur schöner ausgedrückt, bey Delille wieder fand.

Soll ich die Thaten ältrer Zeit,
Die Worte der Vergangenheit
Auf diesen durch die Kunst begrasten Mauern lesen,
An Pfeilern einer Burg, die nimmer da gewesen?
Der Röm'sche Tempel hier, gebaut von deutscher Hand,
Auf dessen Opferherd kein Weihrauch je gebrannt;
Die morsche Brücke dort, seit gestern erst gezimmert,
Und jener goth'sche Thurm, nicht alt, und doch zertrümmert,
Durchschauern sie das Herz mit heiligem Gefühl?
Ein Knabe würde so, bey seinem Fastnachtspiel,
Die Stirn in Falten ziehn, sich ältlich ausstaffieren,
Und, ohne Greis zu seyn, der Jugend Reiz verlieren *).

---

*) — Loin ces monumens, dont la ruine feinte
Imite mal du temps l'inimitable empreinte;

Delille setzt das Interesse des wirklichen Ruins hauptsächlich darin, daß derselbe, als Zeitgenoß der Voreltern, uns ihre Geschichte lehrt.

Er kann uns, wenn wir ihn befragen,
Der Völker Loos, den Gang der Zeiten sagen,
Uns theurer dann, wenn er die thatenreichre Zeit,
Das größre Volk uns zur Bewundrung beut *).

Tous ces temples anciens, récemment contrefaits,
Ces restes d'un château, qui n'exista jamais,
Ces vieux ponts nés d'hier, et cette tour gothique
Ayant l'air délabré, sans avoir l'air antique,
Artifice à la fois impuissant et grossier:
Je crois voir cet enfant tristement grimacier,
Qui jouant la vieillesse, et ridant son visage,
Perd, sans paraître vieux, les graces du jeune âge.

Ch. IV.

*) Mais un débris réel intéresse mes yeux;
Jadis contemporain de nos simples aïeux
J'aime à l'interroger, je me plais à le croire.
Des peuples et des temps il me redit l'histoire;
Plus ces temps sont fameux, plus ces peuples sont grands,
Et plus j'admirerai ces restes imposants.

Ch. IV.

Eine allerdings würdige, den Geist erhebende Ansicht! Für mich aber liegt in jenen Ueberresten etwas, das mehr noch mein Herz, als meinen Verstand beschäftigt. Oft, wenn ich bey solchen Trümmern verweilte, sagte ich mir:

Da, wo die stolze Burg, verheeret,
Auf kahl gewordnen Felsen steht,
Der Wind durch offene, zerfallne Säle weht,
Den Eingang Dorngebüsch verhüllt,
Und auf zerbrochner Zinne, wild,
Der Geyer seinen Raub verzehret:
Da kehrten einst die Freuden häuslich ein,
Da weckte früh der Sonne goldner Schein
Zur Arbeit und zur Lust; es hallten die Gemächer
Vom angestoßnen hochgefüllten Becher;
Man hörte Rundgesang, und Psalm und Wiegenlied,
Der Knaben Ruf beym Spiel. In Unschuld aufgeblüht,
Sah die geschmückte Braut den Hochzeitkranz gewunden;
Und ach! der Menschheit Thräne floß,
Wenn um das Sterbebett ein frommer Kreis sich schloß. —

Wo blieben ihre wonn- und trauervollen Stunden?
Ihr Werk zerstäubte längst die Zeit im raschen Flug;

Weg nahm der Sturm den Boden, der sie trug;
Selbst ihre Gräber sind verschwunden!

Nothwendig geht dieses wahrhaft menschliche Interesse bey nachgeahmten Ruinen, die niemals eine Familie beherbergten, sondern immer so öde waren, wie jetzt, völlig verloren, und nur das, was dem Schicksal unterlag, was Krieg und Zeit verwüsteten, kann, wenn ein günstiger Zufall dergleichen dem Besitzer eines Gartens darbietet, ein gewisses Staunen, Nachdenken, und eine Wehmuth erregen, der man sich willig überläßt. So faßt ein englischer Garten bey Aschaffenburg *) die Ueberbleibsel eines Klosters in sich, das von den Schweden zerstört wurde. Ein solcher Zufall ist freylich selten; aber weniger selten der, daß ein Garten, außer seinem Bezirk, in der Nachbarschaft malerische und zu dem Herzen sprechende Ruinen hat. Und wie viel mehr ist da der kleine Rest eines einzigen stehen gebliebenen Thurms, als alles Machwerk der noch so künstlich gezeichneten und mit dem größten Fleiße durch einander geworfnen Trümmer! Der geschmackvolle, fein empfindende Watelet sorgte

*) Im schönen Busch.

bey seiner berühmten Gartenanlage dafür, daß an einer, ihm besonders werthen Stelle keine Bäume den Blick hinderten; er wollte die nicht entfernte kleine Stadt im Auge haben, in welcher ein Kloster hervorragt, ehemals bewohnt von der liebenden unglücklichen Heloise *).

Noch Eins, das mit den mehrsten englischen Anlagen mich unzufrieden macht, mußte in Ihrem, nicht englischen, Schloßgarten mir vorzüglich auffallen. Hier ging ich unter lauter fruchttragenden Bäumen, über welche ich den ganzen Segen des Herbstes ausgeschüttet sah. Selbst der grüne Bogengang war von unten bis oben mit Früchten bedeckt, und Birnen, Trauben, Pflaumen, fast alle Obstgattungen, wechselten mit einander ab. Dafür lehrt uns der Britte, Buchen, Eschen, Pappeln und eine Menge wilder Bäume pflanzen, deren mannigfaltiges Grün mit seinen Abstufungen eine herrliche Wirkung thut, die aber den nützlicheren Pflanzungen wenig Raum übrig lassen. Fahren wir so fort, so sind wir in Kurzem da, wo die alten Römer waren, zu den Zeiten des Horaz, der ihnen weissagte: „Sie würden nur wenige Morgen

---

**) Essai sur les Jardins par Mr. Watelet.

zum Acker behalten; dem unvermählten Ahorn würde die mit dem Weinstock vereinte Ulme weichen, und die Myrthe, von Violen umringt, ihren Wohlgeruch in der Gegend verbreiten, in welcher dem vormaligen Besitzer die ergiebigen Oelbäume lohnten" *).

Ist es wohl zu billigen, daß man oft einen guten Boden verdirbt, und, um die Contraste zu vervielfältigen, ihn zur Wildniß macht? Daß Viele sogar die wohlthätigeren Pflanzungen, welche der neue Geschmack noch erlaubt, an Orte verweisen, wo man sie erst aufsuchen muß? Sollte denn für ein unverwöhntes Gefühl das Schöne nicht mehr Anziehendes haben, wenn es mit dem Nützlichen sichtbarlich sich verbindet? Hat die Farbe der Kirsche, der Erdbeere, des sich röthenden Apfels nichts Gefälliges, und verringert der Anblick eines vollen, reichen Kohlfeldes die Annehmlichkeit des Ganzen?

Auch hier darf ich auf meinen oft angeführten Dichter mich berufen, der vor dem unfruchtbaren Luxus ernstlich warnt:

Ihm opfre nicht des Bodens mildre Gaben!
Das Nützliche kann seine Schönheit haben,

---

*) Horat. Od. II. 15.

Und leerer Schmuck gewährt uns kurze Freuden nur;
Die Kunst verschwendet ihn auf Kosten der Natur.
Vertumnus, den der Stolz aus seinem Reich verdrängte,
Und Pales, deren Saat der Beete Pracht verengte,
Sie fluchen jenem Hain, den Ueppigkeit durchirrt;
Die Zeit der Rache kommt; es wird
Der Pflug, den du verschmäht, vereiteln dein Bemühen,
Und Ceres mit Triumph in ihre Staaten ziehen *).

So weit, mein Theuerster, konnte ich meine Meinung durch die Autoritdt eines allgemein gelesenen und gepriesenen Schriftstellers wenigstens vor der Beschuldigung der Sonderbarkeit sichern; ob es mir eben so mit demjenigen,

---

*) D'un vain luxe non plus n'allez pas m'éblouir.
L'utile a sa beauté; gardez-vous de l'exclure.
La richesse du luxe appauvrit la nature:
Ses plants infructueux un moment flattent l'œil,
Mais Vertumne et Palès exilés par l'orgueil,
Maudissent ces bosquets et ces fleurs inutiles,
De leur fécond domaine usurpateurs stériles;
Bientôt le soc vengeur y revient sur leurs pas,
Et Cérès en triomphe a repris ses états.

Ch. II.

was ich in meinem nächsten Briefe Ihnen zu sagen habe, gelingen wird, muß ich erwarten. Die Autoritäten verlassen mich nun; machen Sie sich also auf ein wenig Paradoxie gefaßt!

Zweyter Brief.

Vielleicht, mein Freund, ist es für Sie eben so befremdend, wenn ich die Frage aufwerfe: Ob den heutigen englischen Anlagen der Name der Gärten im eigentlichsten Verstande zukomme, als mich in Hirschfelds Theorie die Behauptung befremdet hat: Daß der Garten eine Landschaft im Kleinen seyn sollte *). Die ersten Gärten, wie dieser eben so gründliche als geistvolle Schriftsteller es selbst gesteht, waren bloß dem Nützlichen gewidmet **). Sie wurden, gleich den ersten Häusern, vom Bedürfniß erzeugt. Man verlangte bey seiner Wohnung einen umzäunten Platz, und auf demselben dasjenige, wessen man aus den Händen der Natur vorzüglich bedurfte: Bäume, die Obst trugen und Schatten gaben; Felder, mit Kräutern be-

*) Theorie der Gartenkunst, Bd. I. S. 29.

**) Ebendas. S. 4.

pflanzt, und frisches Quellwasser. Zugleich sorgte man dafür, das Gesicht durch die mannigfaltigen Farben, so wie den Geruch durch die angenehmen Düfte der Blumen und Stauden zu vergnügen, und wegen des, auch dem Naturmenschen eigenen, Wohlgefallens an Symmetrie wurden die Beete geordnet und die Bäume in Reihen gestellt. So beschreibt uns Homer den Garten des Alcinous, den ältesten, den wir kennen, an welchen ich Sie nur zu erinnern brauchte, wenn Sie nicht mit andern Gartenliebhabern sich besprechen wollten. Diesen zu Gefallen, setze ich die Stelle hieher: *)

Außer dem Hofe liegt ein Garten, nahe der Pforte,
Eine Huf' ins Gevierte, mit ringsumzogner Mauer.
Alda streben die Bäume mit laubigem Wipfel gen Himmel,
Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven,
Oder voll süßer Feigen und röthlich gesprenkelter Aepfel.
Diese tragen beständig, und mangeln des lieblichen Obstes
Weder im Sommer noch Winter; vom linden Weste gefächelt,
Blühen die Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte:

*) Odyssee VII. 112 der ältern Uebersetzung von Voß.

Birnen reifen auf Birnen, auf Aepfel röthen sich Aepfel:
Trauben auf Trauben erdunkeln, und Feigen schrumpfen auf Feigen.
Allda prangt auch ein Feld von edeln Reben beschattet.
Einige Trauben dorren auf weiter Ebne des Gartens,
An der Sonne verbreitet, und andere schneidet der Winzer,
Andere keltert man schon. Hier stehen die Herling' in Reihen,
Dort entblühen sie erst, dort bräunen sich leise die Beeren.
An dem Ende des Gartens sind immer duftende Beete,
Voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen.
Auch zwey Quellen sind dort: Die eine durchschlängelt den Garten;
Und die andere gießt sich unter die Schwelle des Hofes
An den hohen Palast, allwo die Bürger sie schöpfen.

Vergleichen Sie hiermit den Garten, den uns Virgil in seinem Gedichte vom Landbau schildert! *) Was finden wir da? Einen Dornzaun, den Platz zu befriedigen. Innerhalb desselben Gemüse, kunstmäßig gereiht, und um dieses herum Beete mit Blumen und Kräutern;

*) Georgic. IV. 116. sqq.

bey der Endivie und Melone Rosen und Lilien, nebst anderm, sich anmuthig schlängelnden Gewächse, das Auge zu ergötzen, und den Bienen zur Nahrung. Bäche, von Eppich umgrünt, sind umhergeleitet, und tränken die Pflanzen. Zu der von den Bienen besuchten Linde, zu der Ulme, welche die Rebe stützet, gesellt sich die liebliche, wohlriechende, von den Alten wegen der Kränze, die sie darbot, geachtete Myrthe, und zu fruchttragenden Bäumen der schattenreiche Ahorn *).

Ein solcher Garten scheint mir, seinem Zweck und seiner Anordnung nach, von allen der natürlichste zu seyn, weil er unmittelbar aus den Bedürfnissen und Gefühlen des Menschen hervor ging. Er vereinigte mit dem Nützlichen das Gefällige, und zwar so, daß dieses, jenem untergeordnet, einen noch höhern Reitz erhielt.

Nach und nach, bey zunehmender Ueppigkeit, insonderheit unter Himmelsstrichen, unter welchen Geist und Körper so leicht erschlaffen, wich diese Anlage von ihrer ersten Bestimmung ab, und was man vorzüglich dabey suchte, war Be=

*) Man s. zu dieser Stelle die trefflichen Anmerkungen von Voß.

lustigung der äußern Sinne. Man saß, wie es noch die Gewohnheit der Perser ist, in der Mitte des Gartens, weidete sich an dem bunten Schmucke der Blumenfelder, athmete ihren Wohlgeruch, ließ von kühlen Lüften sich anwehen, und hörte dem Gesang der Vögel und den murmelnden Gewässern zu. Immer blieb es ein kleinerer, von Hecken oder Mauern eingeschlossener Bezirk, mit einer gewissen Regelmäßigkeit in dem Beysammenseyn der einzelnen Theile. Späterhin hatte man, bey dergleichen Lustplätzen, die Bewunderung ihrer Pracht nicht weniger als das Vergnügen zur Absicht. Sie dehnten je länger je weiter sich aus, wurden mit Zierrathen überladen; armselige Spielereyen vertraten die Stelle der großen, mit Weisheit angebrachten Schönheiten; die Natur sah sich von der ihr untreu gewordenen Kunst verbannt.

Die Größe des Raums machte nun das Symmetrische, das den kleinern Gärten nöthig gewesen war, langweilig, und für den Mann von Geschmack unerträglich. Einen beschränktern Platz, den ich übersehen kann, will ich mit Leichtigkeit übersehen, und hierzu gehört Symmetrie; sie, die, in der Natur unsrer Vorstellungen gegründet, insofern unter den wesentlichen Schön-

heiten ihren Rang behauptet, als sie, nicht nur an Gebäuden, sondern auch in den architektonischen Verzierungen der Maler und Bildhauer, und in den mehrsten Kunstwerken unentbehrlich ist, die sich bloß als Kunstwerke, nicht als Abbildungen der Natur, ankündigen. — Für die weit ausgedehnte Fläche hingegen entsteht aus dem Symmetrischen Einförmigkeit, welche bald ermüdet.

Nothwendig mußte dieser Einförmigkeit abgeholfen, der Garten von unächten Zierrathen gereinigt, seinem größern Umfang eine größere Mannigfaltigkeit, unbeschadet der edeln Einfalt, gegeben, und die Natur in ihre alten Rechte wieder eingesetzt werden. Darum eiferten die Kenner wider das Gemessene, Gezirkelte, wollten in den Anlagen keinen zu ängstlichen Plan, hoben den Zwang auf, der die Gartenkunst in zu enge Grenzen verwies, und ließen ihr einen freyern Spielraum. Und der Genius des Schönen sah mit Wohlgefallen auf ihr begonnenes Werk.

Auf diesem Wege, wie es der gewöhnliche Gang des menschlichen Geistes ist, schritt man immer weiter fort, erlaubte sich immer mehr, und ruhte nicht, bis man, statt der bisherigen

Gärten, künstliche Landschaften hatte. Die Gartenkunst wurde Landschaftmalerey *).

Um also den Werth unserer englischen Gärten richtiger zu bestimmen, müssen wir sehen, wie sich dieselben zu den Landschaften in der Natur verhalten.

Unläugbar ist es, daß ein Mann von feinem und tiefem Gefühle, von gebildetem Geschmack, ein Liebhaber und Kenner des Schönen, der die verschiedenen Einwirkungen desselben auf Sinn, Herz und Phantasie beobachtet hat, daß dieser, wenn er der Natur zu Hülfe kommt, eine besser angeordnete Landschaft darstellen wird, als die Natur, sich selbst überlassen, in einer von rohen Händen bearbeiteten Gegend, hervorzubringen vermag. Er wird mannigfaltige Scenen geschickt auf einander folgen und gegen einander abstechen lassen, damit er — welches Hirschfeld und Home **) von der Gartenkunst vorzüglich rüh-

---

*) Hirschfeld, in seiner Theorie, giebt selbst diesen Gesichtspunkt an, B. I. S. 146 ff. und Kant betrachtet die Gartenkunst eben so, Kritik der Urtheilskraft, S. 206.

**) Home in seinen Grundsätzen der Kritik, B. III. Cap. 24.

men — die Seele zu mancherley Empfindungen stimme, bald zur Fröhlichkeit, bald zur süßen Schwermuth; daß er in ernste Betrachtung versenke, oder den Geist erhebe, oder uns mit einem Schauder erfülle, welcher in Wonne sich auflöst. Aber sollte nicht durch eben diese geschickte Verbindung sich hier und dort das Absichtliche verrathen, und ein Spiel von Empfindungen entstehen, welches das wirkliche Gefühl, wo nicht zurück hält, doch schwächer macht? Ist nicht überhaupt in solchen Darstellungen die Kunst, so gern sie auch sich verbergen möchte, zu sichtbar? Fühlen wir nicht in den Landschaften, wo sie allein waltet, daß ein ganz anderer Geist uns anweht, daß sie lauter und kräftiger mit uns redet? Wie Vieles erinnert uns daran, daß wir in einem Garten lustwandeln? In der grauenvollen Wildniß bleiben wir uns, weil wir an diesem Orte sie finden, heimlich bewußt, daß der Besitzer sie, um des Contrastes willen, selbst erschaffen, daß er sich und uns, wohlbedächtlich, durch hingepflanzte Dornen und Disteln und hingewälzte Steine den Weg erschwert hat. Freylich haben wir ein solches heimliches Bewußtseyn auch bey dem Anschauen anderer Kunstwerke, und müssen es haben, weil es uns, bey

widrigen, schrecklichen Gegenständen vor dem reinen Schmerze bewahrt; aber die Gärten sollen nicht, wie jene, Nachahmungen, sondern die Natur selbst ausgebildet und verschönert seyn. Home lobt, wegen des Contrastes, in den von Chambers größtentheils erdichteten chinesischen Gärten, die an der rechten Stelle angebrachten verdorrten Bäume, und glaubt, daß sie ein gewisses Mitleid wirken. Auch mich setzten von jeher meine Phantasie und mein Gefühl in eine besondere Vertraulichkeit mit allem, was ich in der Natur antraf; mit jedem Baum, mit jeder Blume; allein eben darum spricht zu meinem Herzen der scheinbar verdorrte Baum nicht so wie der natürliche. Weiß ich doch, daß der Herr des Gartens ihn eingraben ließ, weil er hier keinen andern wollte! Und nun vollends, Bäume, von Stürmen zerschlagen, oder vom Blitze zersplittert, die es nur zu seyn scheinen, nur künstlich nachgemacht sind! — Ist alles das mehr, als Operndekoration? mehr, als ein Schauspiel, das der Besitzer dem herumgeführten Fremden giebt, der es bewundert?

Und welcher Freund des Schönen sollt' es nicht bewundern, nicht dem Urheber desselben den ergötzenden Anblick einer so kunstreichen Dar-

stellung verdanken? Nur gebe man es für das, was es eigentlich ist, für ein Kunstwerk, und verlange nicht, daß es so wirke, wie die Landschaft der Natur! Am wenigsten kann es auf denjenigen so wirken, der das Ganze geordnet, dem Einzelnen seinen Platz angewiesen und zuvor jeden Eindruck berechnet hat.

Die größte Schwierigkeit bey den englischen Gärten, welche die eifrigsten Vertheidiger derselben in Verlegenheit setzt, ist, in diese künstlichen Landschaften das nöthige Leben zu bringen. Hier strengen Delille, Watelet, Hirschfeld und andere vergebens ihren Scharfsinn und ihre Erfindungskraft an. Der neueste Sänger der Gärten möchte sich durch die Aussicht auf eine Landstraße helfen, deren Gewühl aber schon beym Lesen die ländlich stillen Empfindungen stört, denen man sich dahin geben will *). Hirschfeld, welcher den Vorschlag des Watelet: „bey Tempeln, Altären, Triumphbogen Pantomimen erscheinen zu lassen, die, nach dem Costume gekleidet, Ceremonien nachahmen, opfern, tanzen", nicht billigt, räth dagegen die Anstellung arkadischer Beschäftigungen

---

*) Les Jardins, Ch. II.

und Feste, als mehr gartenmäßig an *). Beydes führt zu Theaterauftritten, die, als solche, vielleicht sehenswürdig sind; allein was wird aus der so nachdrücklich empfohlenen, nie zu verlassenden Natur?

Mangel an Leben wird immer solchen grossen Anlagen nachtheilig seyn; und da ihn nichts völlig ersetzen kann, so verliert, in dieser Hinsicht, jede künstliche Landschaft ungemein gegen die natürliche, auch gegen die einfältigste. Der Garten gehört ausschließlich einem einzigen Begüterten; außer den Taglöhnern, die darin arbeiten, und den Miethlingen, die einen, mehr zur Augenweide als zum Nutzen bestimmten Acker besorgen, ist die Gegend meistens von Menschen leer. Kein Schnitter bindet seine eigenen Garben; keiner führt seine Aernte singend heim; unter den Bäumen ruht kein Wanderer. Wie öde, wie todt die lustige Wiese! Die Wälder wie stumm! Man vermißt unter freyem Himmel das offene freye Feld.

Auch dasjenige, was die Gegenwart der Menschen hoffen läßt, ist betriegerisch. Fast nirgend Wahrheit; überall Schein. Weniges nur hat die Bestimmung, die es vorgiebt. In der Bauern-

*) B. I. S. 146.

hütte findet man ein zierliches Cabinet, ohne Spur eines Bewohners; in der Kapelle wurde nie gebetet; der Einsiedeley fehlt der Einsiedler, und kein ehrlicher Stilling machte je Feuer in der Kohlenhütte an. Wie viel lieber ist mir in dem bewohnten Dorfe das Strohdach, von welchem in der Abendsonne der goldene Rauch aufsteigt, und die kleine Thür, wo der Alte unter seinen Enkeln sitzt, die um ihn her spielen.

Alles dieses, mein Theuerster, nicht, als ob ich die schöne Darstellung in den englischen Gärten weniger schätzte; sondern um ihnen die Gründe mitzutheilen, warum ich, wenn ich noch in meinem jugendlichen Alter und ein reicher Mann wäre — was ich beydes nicht bin — mir keinen englischen Garten anlegen würde. Nehmen Sie es für eine individuelle Ansicht! ich begehre nicht, daß es mehr sey.

Uebrigens bin ich zum Voraus versichert, Sie werden mir diese Ansicht eher zu gute halten, wenn sie in meinem folgenden Briefe von einer andern Anlage hören, mit welcher ich mich oft in Gedanken beschäftigte. Gewiß hätte ich den Entwurf ausgeführt, wäre nur der Unbekannte gekommen, von welchem ich immer eine Erbschaft erwartete, der aber leider nicht gekommen ist.

Dritter Brief.

Sie wissen, mein Freund, daß ich gern unter Menschen lebe, und gern fröhliche Menschen sehe: Darum flößte mir oft der Anblick eines englischen Parks den Wunsch ein, auch etwas zu stiften, das jetzt und in der Zukunft, nach meinem Tode noch, Andern Freude machte; das aber eben deswegen der Vernachläßigung oder den Launen meiner Nachfolger weniger unterworfen wäre, die vielleicht mein Werk zerstörten, oder aus Saumseligkeit zu Grunde gehen ließen, oder verunstalteten.

Um meinen Plan Ihnen vorzulegen, muß ich mich in die bessern Jahre meines Lebens zurück, und auf ein großes, einträgliches Rittergut hin träumen, von welchem ich Herr und Meister bin. Zu diesem wähle ich mir eine anmuthige Lage unter einem günstigen Himmelsstrich, einen ergiebi-

gen Boden, mit Gehölz, mit Anhöhen und Thälern, mit frischem Quellwasser und einem Bache, groß genug, eine Mühle zu treiben. Auch darf keine Stadt mir zu nahe seyn, weil man die Sitten der Landleute vor der Gefahr einer solchen Nähe nicht wohl sichern kann.

Hier nun lege ich — oder würde ich vielmehr, wenn mein Traum Wirklichkeit wäre, statt eines großen Parks, ein kleines Dorf anlegen, worin ich einige unbegüterte arbeitsame Hausväter, von unbescholtnem Rufe, sich anbauen ließe. Mit ihnen wollte ich einen so milden Vertrag eingehen, daß es durch Fleiß und Ordnung einem jeden gelingen müßte, sich in kurzer Zeit in einen blühenden Zustand zu versetzen. Nur behielte ich mir in so fern das Recht vor, sie als bloße Pächter und Miethleute zu behandeln, als ich den schlechten Wirthschafter, den Trägen, den Verschwender, den leichtfertigen Verführer, wenn sie der Warnung kein Gehör gäben, aus meinem Bezirke verbannen würde.

Jedes Haus hätte seine Obstbäume, sein Gärtchen mit Krautfeldern, eine Wiese und Ackerfeld, jene mit Erlen und Weidenbäumen, dieses, theils mit Schlehendornen, wilden Rosen und anderm Buschwerke, theils mit Eichen ein-

gefaßt. Letztere dürften, nicht aus Kargheit, zur Schonung des Ackergrundes weggeschaft werden. Das Gärtchen schmückte der Besitzer, wie es ihm gefiele, mit Lauben, Sonnen- und andern Blumen aus. Dabey empföhl' ich ihnen die Bienenzucht, die, nach der sauern, groben Arbeit des Feldbaus, eine leichtere, feinere Beschäftigung nahe bey der Wohnung gewährt, und vielleicht auf das Sittliche gewissermaßen einwirkt.

Meine vorzüglichste Sorge ginge dahin, daß mit dem Sittlichen die Geistesfähigkeiten, in dem gehörigen Verhältnisse zu ihrer Bestimmung sich ausbildeten, weil Landleute nur als solche gut und glücklich seyn können.

In dieser Absicht würde ich so lange suchen, bis ich einen gutmüthigen apostolischen Mann fände, der in einer hellen, freundlichen Kirche, oder auch, an schönen Frühlings- und Sommertagen, im Freyen unter einem grünen Gewölbe von Linden, meinen Anbauern vorpredigte von den Vögeln unter dem Himmel, die unser Aller Vater ernährt, von dem Samen, der auf einen guten Acker fällt, von dem unnützen Baume, der keine Früchte trägt u. s. w.; alles einfältig und herzlich. Nicht weit von der Kirche wär' ein lustiger, mit Bäumen umstellter Platz den ge-

meinschaftlichen Vergnügungen und den Spielen, die ich anordnete, gewidmet.

In der Mitte des, wie ich hoffen dürfte, fleißigen, arglosen, traulichen Völkchens hätte ich meine Wohnung ländlicher als die mehrsten sogenannten Landhäuser, und eben darum lachender. Bey derselben wär' ein Garten, dessen mäßige Größe mir eine leichte Uebersicht vergönnte, der, ungeachtet einer gewissen Symmetrie, von ermüdender Einförmigkeit frey bliebe, und, obwohl von der Hand der Kunst geordnet, die Natur nirgend verläugnete. Seine Einfalt darf ich gegen Sie, mein Theuerster, nicht rechtfertigen, da Ihr eigener, eben durch diese Einfalt so reizender Garten für mich spricht. Selbst Delille, der in Versen manches sagt, womit er es in Prosa nicht so ernstlich meint, fügt der Virgilischen Beschreibung eines Gartens*) die Anmerkung bey: „Man sieht, daß diese Anlage sehr einfach und sehr natürlich ist. Man findet das Nützliche mit dem Angenehmen vermischt; es ist zugleich Baumgarten, Gemüse- und Lustgarten; aber es ist der Garten eines gewöhnlichen Bewohners, so wie ein Weiser, nach seinem ein-

---

*) Man sehe den vorigen Brief.

fachen Geschmack, ihn zieren und selbst bauen möchte; wie der liebenswürdige Dichter, der ihn schilderte, zu seinem Vergnügen ihn würde eingerichtet haben"*). Noch auffallender ist seine Aeußerung, bey dem Homerischen Garten des Alcinous: „Alle diejenigen, die einen Garten wollen, um ihn zu genießen, nicht um ihn zu zeigen, werden keinen andern verlangen" **).

Mein Garten also wär' ein eigentlicher Garten, von der Landschaft abgesondert, auf welche ich dennoch die Aussicht hätte, und die mir zu weitern Spatziergängen offen stühnde. So contrastirte die freye Gegend, als bloße Natur, mit der durch die Kunst bearbeiteten, und jene gäbe mir eben die wohlthätigen, herzerhebenden Empfindungen, und eben die Folge derselben, die uns Hirschfeld mit einer so hin-

---

*) — tel qu'un sage, avec des goûts simples, voudrait l'orner, le cultiver lui-même; tel que l'aimable poëte, qui le décrit, eut aimé à l'embellir.
Les Jardins, Notes du Chant I.

**) Tous ceux qui voudraient un jardin pour en jouir, et non pour le montrer, n'en demanderaient pas d'autre. Ibid.

reißenden Beredtsamkeit anrühmt; nur noch wahrer und stärker.

Auch würde, was die Benutzung betrifft, mein Garten von den gewöhnlichen englischen sich unterscheiden. Sein vornehmster Schmuck sollten, außer den Beeten, auf welchen mir jede Jahrszeit ihre Blumen brächte, die unter der Last ihrer Früchte sich biegenden Aeste seyn, die Reben mit schwellenden Trauben, die Erdbeeren, die aus den Blättern hervor mich anlachten, und — was ich nur Ihnen mir zu sagen getraute, wenn ich nicht Addison zum Vorgänger hätte — meine in der Fülle stehenden Felder mit Kohl und Küchekräutern*). Dagegen behalten die englischen Gärten mehrentheils kaum den Schein des Nutzens, so daß es mancher Hausfrau dabey ergehen kann, wie jener in Mösers patriotischen Phantasien, die vom Lande an ihre Großmutter schreibt, um sie einzuladen, mit der Bitte, sie möchte Kohl aus der Stadt mitbrin-

---

*) Addison, in seinem von Hirschfeld angeführten und gepriesenen Garten, (Theorie der Gartenkunst B. I. S. 126.) ist der Meinung, daß ein Küchengarten angenehmer aussehe, als die feinste Orangerie.

gen, weil ihr Mann Dünen*) angelegt, und für dergleichen keinen Platz übrig gelassen hätte.

Den, mit einem Garten, wie der meinige, verbundenen Genuß, wenn man des Gesäeten und Gepflanzten selber wartet und pflegt, der kommenden Frucht hoffend entgegen sieht, und mit theilnehmender Besorgniß dem schwachen Bäumchen aufhilft — diesen Genuß, wer kann ihn besser kennen, inniger fühlen, als Sie? Und das ist und bleibt doch im eigentlichen Verstande Gartenliebhaberey!

Wegen Belebung meines Parks dürfte ich, mitten in dem geschäftigen Dörfchen, unbekümmert seyn, und brauchte nicht, wie ein gewisser Schriftsteller vorgeschlagen hat, zu Windmühlen meine Zuflucht nehmen, damit wenigstens die Bewegung des Leblosen mich an Leben erinnerte. — Kurz, ich hätte mehr Freude, als derjenige, der in seinem meilenlangen Garten bloß herum geht oder fährt.

Die Freude wäre um so größer, da ich für das, was chinesische Häuser, eine alte zerfallene Burg, der in eine Wüsteney verwandelte gute

---

*) Bekanntlich werden so die Sandhügel am Meer genannt.

Boden, mit den vielen Gartengesellen und Taglöhnern, mir kosten würden, jährlich ein Paar wackere Mädchen ausstatten, dem Greise, der sich ehrlich durchs Leben geplagt, seine letzten Tage leichter machen, den Schullehrer anständig besolden, wirthschaftliche Preise austheilen, und aus meinem kleinern fruchtbaren Garten manchen Kranken laben könnte.

In jeder Rücksicht wäre mein Vergnügen reiner, stiller, dauerhafter. Ist es doch Genügsamkeit allein, welche demjenigen, was wir besitzen, einen bleibenden Werth giebt! Der Garten des Alcinous, wie einfach, wie gegen die unsrigen so dürftig! und dessen ungeachtet setzet Homer, mit dem Sinne für Einfalt, der ihn nie verläßt, hinzu: „Siehe, so reichlich schmückten Alkinoos Wohnung die Götter!" Der corycische Greis, bey dem Virgil, dünkte unter seinen Bäumen, Blumen und Kräutern, sich Königen gleich*). Horaz hatte sich gewünscht: „ein mäßiges Feld mit einem Garten daran, einen steten Quell nahe bey dem Hause, und ein wenig Waldung dazu." Als die Götter ihm mehr gaben, stiegen darum seine Wünsche nicht; er be

*) Regum aequabat opes animis.

gehrte nichts weiter*). In den englischen Parks ist alles darauf berechnet, nur die Begierde nach Vergnügen zu stillen, nicht wahres Bedürfniß zu befriedigen. Und wie vieler Boden wird verschwendet; wie viele Mühe und Arbeit, welch ein Kostenaufwand, um sich das zu verschaffen! — Von den Fürsten rede ich nicht. Sie haben für das öffentliche Vergnügen zu sorgen; ihre Anlagen müßen ins Große gehen, fürstlich seyn. Auch kann der Fürst nicht so, wie der Privatmann, seinen Garten genießen. Dieser hingegen, als Besitzer eines solchen Parks, wie vieles gewöhnt er sich zu seinem Vergnügen zu gebrauchen! Unter sein Vergnügen mischet sich gar zu leicht die Sucht zu glänzen. Man will immer erweitern, verschönern, macht Anspruch auf Bewunderung, läßt sich von Andern sagen, daß man unter allen den Herrlichkeiten glücklich sey, und ist es nicht mehr durch sein eigenes Gefühl.

Aber, mein Freund! was schreibe ich Ihnen da für eine altväterische Moral, in unsern Tagen, wo man alles neu verlangt, so neu, daß unser einer nicht weiß, wie er es mit dem Alten in einige Verbindung bringen soll? — Also nur

*) Horat. Od. II. 6.

Eins noch! daß ich mein Dorf am liebsten in der hiesigen Gegend erbauen würde, wo es ohnehin Versündigung an der Natur, wirklicher Frevel wäre, eine künstliche Landschaft anzulegen, weil die natürliche schon ein Garten ist, dem es weder an Bergen und Waldungen, noch an Bächen, die sich durch Wiesen schlängeln, noch an Kapellen auf schattigen Hügeln, noch selbst an Ruinen gebricht, und wo man Leben und Fröhlichkeit überall um sich her sieht.

Muster zu Gedichten, welche, vorn und hinten gereimt, noch künstlicher sind, als die Sonnette oder Klinggedichte, und daher einigen unsrer jüngern Poeten empfohlen werden.

1806 *).

Hört mich, ihr gefälligsten der Musen!
Lehrt mich, ohne Feuer in dem Busen,
Schöne Worte durch den Reim vermählen!
Töne gebt mir, wo Gedanken fehlen!
Neue Dinge weiß ich nicht zu sagen;
Freye Sprünge will mit euch ich wagen;
Daß ich gleich sey andern kühnen Geistern,
Laß ich von der Sprache mich nicht meistern;
Singt es, ohne Regel, sich doch besser;
Klingt es nur — genug dem Sylbenmesser!

*) Zum Andenken an die damalige Zeit.

An die Freyfrau von ***

während der Anwesenheit des Hrn. Dr. Gall.

Dich nennt der Schädellehrer schlau!
Ein wenig sind es alle Damen;
Verdienst du aber diesen Namen,
So weißt du auch, und weißt genau,
Wie Andre, die das Holde kennen,
Dich leis' in ihrem Herzen nennen.

An **

Allzu zärtliche Gefühle
Dienen oft der feinern Welt zum Spiele,
Bringen bittern Schmerz;
Ach! wo sind, die liebend ihrer schonen?
Nur das Zarte kann dem Zarten lohnen:
Auf, und stähle dein Herz!

An meinen Arzt, den Hrn. Professor Ecker.

Am 24. Februar 1807.

Es will nicht tagen, Freund! noch immer grauet
Der Himmel nur, mit Wolken überdeckt;
Von schneebeladnen Dächern thauet
Es nieder, und im Nebel halb versteckt
Ist jener Thurm, den längst ein Heer von Spatzen, Dohlen
Und Raben sich zur Burg erkor;
Jetzt wagen kaum aus ihm die kühnern sich hervor,
Ihr Morgenfutter einzuholen.
Du aber gehst, so wie durch Mayenduft,
Durch Nebel hin, wo dir des Leidens Stimme ruft,
Mit heitrer Stirn und leichtem Schritte,
Bald in des Reichen Haus, bald in die finstre Hütte.
Dort siehst du, zwischen Pracht und Jammer in der Mitte,
Den Stolz, der, nach gewohnter Sitte,

Um Ehre noch und Beyfall wirbt,
Auf seinem Polster liegt und standesmäßig stirbt;
Und hier die arme Redlichkeit;
Sie muß, erprobt durch unverdientes Leid,
Obwohl sie Weib und Kind genährt mit treuen
Händen,
Auf hartem Stroh ihr Tagewerk vollenden.
Woher der frohe Sinn, o Freund!
Verliehn als Erbgut, wie es scheint,
Dir und den auserles'nen deiner Brüder?
Der Sinn, der Andre nur zu Tanz und Klang
der Lieder,
Euch durch des Lebens Trauerscenen
Geleitet von des Kindes ersten Thränen
Bis zu den letzten, die der Erdgeborne weint?
Woher? denn freyen Muth und Laune
Und muntern Witz gewähren nicht
Die Schätze, die Galen verspricht —
Die machen selten froh — auch nicht des Ruhms
Posaune,
Die oft dem Prahler tönt, und die der Neid,
Wenn es Verdienste gilt, am lautsten überschreyt.
Das aber hebt den Geist, das sichert vor dem Neide
Des Arztes Glück, und stärket ihn zur Freude,
Daß er sich Wege bahnt durch Dornen, um die Spur
Der Wahrheit zu erspähn. Ihn winket die Natur

Hinweg vom leeren Schall der Ehre;
Zeigt am entfernten Ziel ihm Menschenwohl, nicht
Ruhm,
Und öffnet dann ihr Heiligthum
Den Forscherblicken. Welche Sphäre!
Wie liegt, was er, gehüllt in Dünste, schimmern
sah,
In vollem Glanze nun vor seinem Auge da!
Sie, die Allgütige, bleibt dem Geweihten nah.
Du zweifelst nicht, daß sie nach höheren Gesetzen
Erschafft und mütterlich erhält, was sie belebt;
Mag oft ein leiser Druck ihr schönstes Werk ver-
letzen!
Du weißt, warum so zart es die Natur gewebt.
Und, o ein wonnereiches Loos,
Den Arm des Würgers abzuwehren,
Zu stillen tausend blut'ge Zähren,
Zu sehn das Kind, das aus der Liebe Schooß
Entgegen seinem Retter lacht!
Wirkt solch ein Wunder wohl des Fürsten Macht,
Wenn er die Herrscherhand dem Günstling reichet,
Dem ein verborgnes Gift durch Mark und Adern
schleichet?
Geliebter Freund! schon oft erhöhte
Dein Muth den meinen: Freue dich!
Wenn dir ein mühevoller Tag entwich,

Wenn, ach! zu selten nur, die Abendröthe
Für dich gewünschte Ruhe bringt,
Und neben seinem Spiel dein holdes Knäblein singt,
Dann muß, indeß herab die Sterne friedlich lachen,
Des Greises Segen und des Jünglings Dank,
Für jeden Trost, für jeden Heilungstrank,
Auf deiner Tafel dir den Wein zum Nektar machen.

Lied an die Gräfin von **

Am 9. März 1807.

Wenn der Wintersturm gewichen,
Und der Lenz die Flügel regt,
Wenn, umschwebt von Wohlgerüchen,
Zephyr ihm sein Füllhorn trägt,
Welche Wonne! wie so leicht
Wird es dann, empor zu schauen,
Und der Liebe zu vertrauen,
Die den Freudenbecher reicht!

Aber ach! durch Blüthengänge
Wandeln Sorg' und Kummer auch,
Mischen Klagen in Gesänge,
Seufzer in den Frühlingshauch;
Fragen, wenn ihr Blick sich trübt,
Ob in jenen lichten Höhen,
Er, dem sich die Sonnen drehen,
Uns hienieden kennt und liebt?

Ach! vielleicht in diesen Lüften
Weht uns nicht sein Athem an,
Und wir gehn, umringt von Grüften,
Gleich Verwais'ten, unsre Bahn;
Wie der Lerche Morgenton,
Wie der Espe Säuseln schwindet,
So des Menschen Flehn; es findet
Nicht des Unsichtbaren Thron.

Schweiget denn, ihr kleinen Sänger,
Deren Lied den Schöpfer pries!
O, es täusche mich nicht länger,
Was mir einen Gott verhieß!
Bäche, werdet stumm! — Doch nein!
Von der Welten Vater zeuget
Nicht der Fruchtast, der sich beuget,
Nicht das Aehrenfeld allein.

Nicht allein die Berge tönen
Laut sein Lob in unser Ohr,
Besser zeugt von ihm der schönen
Seelen auserwähltes Chor,
Wenn des Edeln Brust sich hebt,
Wenn ein Herz, das nichts verschuldet,
Wie das Deine, gläubig duldet,
Und der Geist zum Himmel strebt.

Wer getrost die Hände faltet
In der leidenvollen Welt,
Fühlt den Gott in sich; es waltet
Ueber ihm, was stärkt und hält,
Was durch hohen Ruf ihm lohnt;
Denn geweiht hat ihn sein Glaube,
Zu verherrlichen im Staube
Den, der über Sternen wohnt.

An die Gräfin Caroline von **, als sie mir eine Hortensia schickte *).

Am 7. July 1807.

Dir ein Lied, Hortensia,
Die, zu neuer Huldigung, aus ihrer Zone
Weggeführt sich im Triumphe sah!
Dir ein Lied, Hortensia!
Aus der Schönheit Händen mir zum Lohne
Wurdest du, weil ich die Blumenpracht
Eines Hirtenkranzes lieber, als der Krone
Schimmer, und statt eines Herrscherwinks die
Macht
Schöner Blicke sang. — Hortensia!

---

*) Man weiß, daß diese, vor Kurzem erst nach Europa gebrachte Blume, sonst auch die japanische Rose genannt, gleichen Namen mit der Tochter der französischen Kaiserin trägt.

Unter Lilien und Rosen stehst du da,
Und die Lilien, die Rosen neiden
Um dein Festgewand dich nicht;
Denn du fliehst der Sonne volles Licht,
Feyerst nur ihr Kommen und ihr Scheiden,
Wählst den Schatten dir, wo du dich krönst
Im Verborgnen, und den Neid versöhnst.

Wie Natur dich schuf, vergnügt mit deinem
Loose,
Reich geschmückt, an Wohlgerüchen leer,
Gönnest du der Lilie, der Rose
Ihren Wonnekelch, daß er
Balsamdüfte send' in ferne Gründe,
Und die Hochgepriesenen verkünde.

Weile gern bey mir, Hortensia,
Du, im rosenfarbnen Schmuck, so nah
Jener Blumenkönigin verwandt!
Laß dich lieben, pflegen in der Stille,
Laß mich ahnden in der Fülle
Deiner Armuth sie, die dich gesandt;
Ahnden sie, wenn ich mich dein erfreue,
Wenn zum Morgenlied ich mir den Muth erneue
Neben dir, und wenn die Sonne sinkt,
Und sich Blatt und Blüthe sanft vergolden.

Dann im letzten Glanze winkt
Mir ein jungfräuliches Bild mit holden,
Reinen Blicken, Demuth in der Miene;
Und — verzeihen wirds die Kaisertochter mir —
Leise geb' ich einen Namen dir,
Süßer meinem Ohr — den Namen Caroline.

Prolog, gesprochen bey Eröffnung der Bühne zu Freyburg im Breisgau am 22. October 1807.

Des Herbstes Füllhorn ist geleert;
Der Winzer hat sein Lied gesungen;
Die Rebe, die des Traubenschmucks entbehrt,
Hält ihre Stütze nun nicht lange mehr umschlungen;
Bald legt der Baum, der süße Früchte gab,
Sein Laubgewand, um auszuruhen, ab;
Dann, mit der trauernden Capelle,
Steht unbesucht Loretto's Hügel da;
Vergebens winkt Ottilia
Zu ihrer kühlen Wunderquelle *);
An ödes Ufer schlägt der Dreysam kleine Welle,
Und Nebel hüllt die Fluren ein,
Wo nur ein Hirt noch einsam weidet. —
O möchten wir, wenn alles scheidet,
Ihr Gönner, Euch willkommen seyn!

*) Ein Lustort, eine Stunde von Freyburg, mit einer der H. Ottilia gewidmeten Capelle.

Zwar lacht Euch hier nur ein gemalter Hain,
Wo, statt der Sonne, Lampen leuchten,
Und, unsre Felder zu befeuchten,
Ahmt einen silberfarbnen Bach
Die Kunst durch ihre Täuschung nach;
Wenn aber die beschränkte Bühne
Nicht so, wie die Natur, den frohen Blick ins Grüne
Gewährt, so stellt sie doch, lebendig, wahr,
Was uns am nächsten ist — den Menschen dar.

Wem zeigt der ganze Mensch sich im Gewühle
Volkreicher Städte? wem, in jenem bunten Spiele
Der Welt, wo Armuth oft, wo Ueppigkeit und Pracht
Noch öfter ihn unkenntlich macht?
Nicht selten wohnt bey roher Sitte
Der Edelmuth; in nackter Kinder Mitte
Hält Dürftigkeit die Tugend wach;
Wie manche große That verbirgt ein niedres Dach!
Der Thorheit beut indeß das Glück den vollen
Becher,
Und Gold und Seide deckt die Sitze der Verbrecher.

Die Schauspielmuse zieht die Thaten kühn
hervor,
Die, lang umdunkelt, sich des hellen Mittags
freuen,

Und die, weil böser Trug die Finsterniß erkor,
Mehr als die längste Nacht, des Tages Anbruch scheuen;
Die Muse forscht und wägt, sie stürzt und hebt empor;
Sie fürchtet nicht, wenn alles schweigt, zu reden;
Gern bringt ans Licht sie die geheimen Fäden,
Die eigensücht'ger Stolz, zum Weh der Völker, spann,
Der Schmeichler Loblied wird durch bittern Spott vernichtet,
Und das, was Uebermacht begann,
Was keinen Richter hat, gerichtet.

Die Schauspielmuse läßt in Widerwärtigkeit,
Den, der verzagen will, sich fühlen und sich kennen.
Mag sinken, was Unsterblichkeit
Geträumt, und, was im ew'gen Bunde war, sich trennen!
Den Menschen lehrt hier die Vergangenheit,
Wie, mächtiger als seine Zeit,
Er siegreich das Geschick zu seinen Füßen stellt,
Wenn an sich selbst den Glauben er behält;
Wenn fester ihn der Bürgertreue Band
An seinen Fürsten knüpft und an sein Vaterland.

Ihr hohen Gönner! Ihr getreuen,
Friedfert'gen Bürger! muthig weihen
Wir Euch Thaliens Kunst, weil Ihr die Wahr-
heit ehrt,
Sie furchtlos sagt, und freudig hört!
Weil Euer Herz, ununterjocht,
Für Vaterland und Menschenrechte pocht;
Weil Euerm Ohr, an deutschen Schall gewöhnt,
Noch wonnevoll der deutsche Name tönt.
Auch dürfen wir bey unsern Schwächen,
Bey unserm unvollkommnen Spiel,
Uns trösten: Euer Kunstgefühl
Wird ein gelindes Urtheil sprechen.

An Malvina.

Die Frühlingssonne lockt hervor der Wiese Grün,
Läßt tausend junge Wipfel blühn,
Und strahlt zum frohen Hirtentanze;
Jedoch die matt gewordne Pflanze,
Die sterben will, erquickt sich auch an ihr: –
Darum, Malvina, lächle mir!

An den Freyherrn Carl von Baden, als er Landvogt wurde.

Dem neuen Landvogt gilt es heut!
Ihm bringen wir ein Ständchen;
Wer stimmt nicht ein? Denn keiner freut
Sich unser ganzes Ländchen.
Zwar hat's an Vögten nie gefehlt;
Doch waren sie, wie man erzählt,
Vom kleinsten bis zum größten,
Nicht jederzeit die besten.

Schon unter König Pharao
Lies't man von bösen Vögten,
Die ad regalia das Stroh
Der Ziegelbrenner legten *).
Bald aber war die Qual vorbey;
Es lag die sämmtliche Vogtey —
Das wissen alle Knaben —
Im rothen Meer begraben.

*) 2. B. Mose C. V. p. 10. 11.

Wohl könnte jedem Vogt und Herrn
Dieß zum Exempel dienen;
Allein das rothe Meer ist fern;
Wie mancher sieht von ihnen
Noch unter uns den Ackersmann
Für einen Schachtbretbauer an,
Gemacht, um, nach Belieben,
Ihn rechts und links zu schieben!

Dagegen denkt, wer selber nicht
Den Willen hat zu fröhnen,
Wer frey erwacht zum Morgenlicht,
Daß auch des Landmanns Söhnen
Die Sonne da zur Freude steht,
Und liebend auf und nieder geht;
Daß, wo der Pflüger weinet,
Sie nur zur Frohne scheinet.

Er denkt an manchen schwülen Tag
Auf schattenlosem Acker,
An Regen, Dürre, Hagelschlag;
Und wie, wer frisch und wacker
Das Brod dem Boden abgewinnt,
Nicht darben soll mit Weib und Kind,
Nicht für den andern Morgen,
Nach harter Arbeit, sorgen.

Der neue Landvogt denkt es auch.
Mit Stolz von seiner Höhe
Herab zu sehn, war nie sein Brauch;
Er will, daß Recht geschehe;
Daß jedem reife seine Frucht;
Daß alte Treue, Fleiß und Zucht,
Und Scham und Mädchenehre
Zurück in Hütten kehre.

Ihm danken wird's die volle Flur,
Der Bach wird heller fließen,
Und nicht ihn mit dem Hute nur
Der frohe Bauer grüßen;
Von weitem lacht den biedern Mann
Des Dorfes Kirchthurm freundlich an;
Das Glöckchen tönet Segen
Andächtig ihm entgegen.

Auch segnet ihn der große Vogt,
Der hoch im Himmel schaltet,
Und, wenn's hienieden stürmt und wogt,
Getreulich sorgt und waltet;
Der seine Untervögte kennt,
Und sie von ihrem Regiment,
Von ihrem Thun und Streben
Läßt Red' und Antwort geben.

Meine Wohnung.

Freyburg im August 1808.

Im vorigen Herbste schon, liebe Schwestern, kam ich auf den Einfall, Euch und dem engeren Zirkel unserer Freunde meine damals bezogene neue Wohnung zu beschreiben; nachher aber schien es mir rathsamer zu warten, bis ich alle Jahrszeiten darin erlebt hatte. Nun hat sie vom 2. Oktober bis heute die Probe gehalten; und ich bin versichert, daß sie mir immer gefallen wird. Könnten unsre Dichter nur halb so lange mit dem Lob auf ihre Mädchen zögern, so hörte man keine Klage mehr über die Menge der Liebeslieder. Eigentlich loben will ich zwar meine Wohnung nicht, sondern nur Euch sagen, warum mir in derselben wohl ist; denn Allen, das begreife ich, würd' es nicht eben so seyn. Wer nicht meine Ansichten, mein Gefühl und meine Laune mitbringt, und sich nicht gewöhnte, das, was er hat, über, und, was er nicht hat, unter

dem wirklichen Werth anzuschlagen, der wird sich ungern mit Weib und Kind und einem Dienstboten auf vier mäßige Zimmer einschränken. Ich hingegen, da ich allein Herr von einem ganzen Stockwerke bin, finde mich nach meinem Wunsche geründet, und denke oft, daß die Fürsten, denen das Arrondiren so viel zu schaffen macht, sich selbst manche Sorge und Mühe, und Andern manchen Jammer ersparen könnten, wenn sie mit einem kleinern Bezirke sich begnügten, welcher auch gewiß hinlänglich groß für sie wäre, wenn sie ihn so benutzen wollten, wie ich meine vier Zimmer. Zum Diplomatiker hätte ich deßwegen nicht getaugt.

Ohne Zweifel kennt auch Ihr verschiedne, die außer dem Hause nichts zu thun haben, und doch selten daheim sind, denen ihre Wohnung nicht viel mehr als ein Absteigequartier ist. Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit der meinigen. Die jetzige ist, seitdem ich in dieser Stadt mich aufhalte, die fünfte, und keine der vorigen verließ ich freywillig; keine ohne wahres Leidwesen. In jeder waren gewisse Stellen mir heilig; in jeder las ich an den Wänden vergangne Freude und überstandne Trauer. In der einen sah ich zum erstenmale Naiden, und lebte mit

ihr ein schönes Idyllenleben; in der andern ward Naide meine Gattin, und ich Vater. Da schlug mein neugebornes Knäblein die Augen gegen mich auf, und mein Herz sagte mir: Der ist dein, wie nichts auf der ganzen Erde dein ist! Eine dritte Wohnung empfing ebenfalls ihre Weihe von Familienbegebenheiten; von gefeyerten Festen, und vergossenen Thränen. Kurz, mit dem Hause, worin ich mit den Meinigen mich einmiethe, gerathe ich nach und nach in eine besondere Vertraulichkeit, und wir lernen einander je länger je besser verstehen. Immer entdecke ich mehr Annehmlichkeiten in demselben; das Widrige suche ich aber daraus wegzupoesiren, wenn ich es nicht wegphilosophiren kann, welches letztere mir überhaupt selten gelingt. Ihr wißt also, Ihr Lieben, wie Ihr meine Beschreibung zu nehmen habt, die vielleicht mehr von meiner Art zu wohnen, als von der Wohnung selbst enthalten wird.

In Absicht der Lage meines Hauses bedarf es keiner Poesie; denn wirklich befindet es sich in einer der freundlichsten Gegenden unsrer durchaus lustigen Stadt, und der durch alle hiesige Straßen geleitete Bach fließt in der meinigen vorzüglich rasch und hell. Nicht weit von mir habe

ich einen, wegen des nahen Stadtthors, immer belebten Platz „Oberlinden genannt, von einer schönen hohen Linde, welche seit mehr als sechzig Jahren daselbst grünt, und einen neben ihr rauschenden Brunnen in Schutz nimmt. Sie wurde einer abgelebten ehrwürdigen Linde zur Nachfolgerin gegeben, die bereits im sechszehnten Jahrhundert, als Vereinigungspunkt für die um sie her wohnenden Bürger, Zeuge von ihren frohen Unterhaltungen, ihren ernsten Berathschlagungen und öffentlichen Spielen gewesen war. Eins dieser Spiele, das vor nicht gar langer Zeit erst aufgehört hat, bestand in einer Art von Frühlingsfeyer. Am ersten May nämlich versammelten sich diejenigen, die daran Theil nehmen wollten, bey der frischbelaubten Linde, wohin man einen mit rothen Bändern geschmückten Hammel brachte. Oben am Baum wurde ein brennendes Licht mit einem Bindfaden befestigt. Dann stellten sie sich Paarweise; das erste Paar tanzte um den Baum herum; eben so das zweyte, und die übrigen, immer eins nach dem andern. Indeß brannte das Licht fort, bis es den Faden erreichte, und herabfiel. Diejenigen, die gerade bey dem Herabfallen im Tanze begriffen waren, erhielten den Hammel zum Preise.

Jetzt noch hat man in Pfalzburg, und vielleicht in mehrern Städten des dortigen Landes, eine ähnliche Belustigung; nur daß man um eine bloße Stange tanzt, worauf ein Hahn gesetzt wird, und diesen, statt des Hammels, gewinnt. Die hiesigen Einwohner hätten ihr weit artigeres Lindenfest nicht sollen eingehen lassen; denn jedes anständige Volksvergnügen, zumal wenn es ein altes Herkommen ist, erhält den Patriotismus, weil es an Heimath und väterliche Gebräuche bindet; zugleich versöhnt es manchen geheimen Groll, endigt manchen kleinen Zwist, und bewahrt den Bürger, dem es seinen Stand, sein Gewerbe und seine einfachen Sitten lieb macht, vor einer übelverstandenen Verfeinerung, und vor dem Unglücke, daß er höher hinauf, daß er mehr als Bürger seyn will. So viel ist gewiß, daß die erwähnte Linde wohlthätig gewirkt hat, und noch wirkt, indem die Oberlindner bis auf den heutigen Tag durch Eintracht und Gemeingeist sich auszeichnen.

Das Haus, das ich bewohne, gehört zu dieser Bürgerschaft, obwohl meine Gasse, wegen des in ihr befindlichen Münsterpfarrhofes, die Pfaffengasse heißt; ein Name, welchen sie zu der Zeit erhielt, als Pfaffe noch ein Ehren=

titel, und die Wörter pfäffisch und Pfafferey, wo nicht unbekannt, doch wenigstens solche waren, die man sich nur ins Ohr sagte.

Die Nähe des Pfarrhofes möchte ich um vieles nicht missen, weil mit ihr die Nähe unsers Münsters, das Ihr in einem meiner frühern Taschenbücher kennen lerntet, verbunden ist *). Täglich habe ich die Freude, den obern Theil des herrlichen Thurms mit seiner schönen achteckigen Pyramide vor mir zu sehen. Die Pyramide ist ganz durchbrochen, welches dem Thurm, ohne seinem majestätischen Ansehen zu schaden, das Traurige, Schwerfällige der gothischen Bauart benimmt, und ihn leichter und fröhlicher in die Höhe steigen läßt. So gestattet er allen Winden freyen Durchzug, und beobachtet, zu seiner größern Sicherheit, die strengste Neutralität, woran selbst der mächtige Boreas ihn nicht hindert. Ich wünschte, liebe Schwestern, Ihr könntet Euch mit mir an dem sonderbaren Anblick ergötzen, wenn Abends, in den bessern Monaten, alle die Vögel heimkehren, denen dieser Thurm ein Nachtlager gewährt. In ihm hausen unzählige Raben, Krähen, Dohlen, wilde Tau-

*) Taschenbuch für 1799.

ben, Spatzen und andere gefiederte Geschöpfe. Kaum beginnt es dunkel zu werden, so eilen sie scharenweise herbey, fliegen anfänglich in weitern und engern Kreisen um die Pyramide herum, setzen sich dann zum Theil in die Oeffnungen, zum Theil auf die von oben bis unten hervorstehenden Zacken derselben; fliegen von neuem, wie auf Kundschaft, und einige sogar sondern sich ab, um in kleinern Truppen die noch fehlenden einzuholen. Spät erst, wenn es beynahe finster ist, begeben sie sich zur Ruhe. Oft in der Nacht erhebt es mich, wenn ich den Thurm anschaue, wie er, still und ernst, emporstrebt zu dem gestirnten Himmel, und der große Wagen, dessen Räder Welten sind, über der freylich unter ihm verschwindenden Ehrensäule dasteht, die, wohlmeinend, menschliche Andacht demjenigen gesetzt hat, der den Wagen in seinem Geleise hält.

Was aber eben jetzt unser gothisches Gebäude mir besonders theuer macht, ist, daß solch ein Riesenwerk Zeugniß giebt, von deutschem Geist und deutscher Kraft. Sollte je, durch ein unseliges Verhängniß, uns alles geraubt werden, was Deutsch ist, so wird dieses Denkmaal doch bleiben. Aus der Sturmwolke, der es trotzet,

wird es warnen, und strafen die Abtrünnigen, die vergessen können, wer ihre Väter waren, und im Frühglanze, wenn es aus dem Nebel hervortritt, wird es in männliche Seelen Hoffnung strahlen und neuen Muth.

Näher noch als das stolze Münster, ist mir das Capuzinerkloster mit seinem niedern Thurm und demüthigen Glöckchen, mit der frommen Einfalt, welche die Größe Gottes eben so gut, nur auf eine andere Art bekennt, als die Höhe und Pracht jenes ihm erbauten Tempels. Gleich neben den Capuzinern steht das ehemals Allen Heiligen geweihte Gotteshaus, jetzt in eine evangelische Kirche verwandelt. Da tönen oft die katholischen und protestantischen Glocken miteinander, zum Lobe der wahren christlichen Einigkeit, bey der man es sollte bewenden lassen, ohne auf eine Religionsvereinigung zu dringen, die ohne Zwang unmöglich, durch Zwang erhalten nur scheinbar ist, und verderblicher als alle Spaltungen wäre. Statt der Vereinigung, erzwänge man den bittersten Religionshaß.

Meine nächsten Nachbarinnen sind Klosterfrauen, die nach der Zerstörung von Altbreysach hieher flüchteten. Sie selbst bleiben unsichtbar; dennoch wird die Straße durch sie belebt und verschönert,

indem die aufblühenden Töchter unsrer Stadt ihre Schule besuchen.

Nicht weniger zufrieden bin ich mit meiner übrigen Nachbarschaft, weil sie mehrentheils aus Kaufleuten, Krämern und Handwerkern besteht. Einem gar zu vornehmen Hause wohne ich nicht gerne gegenüber; denn es mangelt ihm, wenigstens von außen, an Leben und Munterkeit. Eine Kammerjungfer, die oben langweilig am Fenster steht; ein an der Hausthür gähnender Bedienter, bey welchem ein geputzter Herr sich meldet, dem man die Aufwartung auf der Stirne liest; vielleicht eine haltende Kutsche mit dem Kutscher, der auf seinem Bocke vor sich hinstarrt — dafür seh' ich lieber meine geschäftigen Bürger, die Kunden, die bey ihnen ein- und ausgehen, ihre Weiber, die nicht bloß den Namen der Gehülfinnen führen, und das Häufchen Kinder, deren einige schon mit Hand anlegen, andre am Bächlein spielen oder sich darin baden. Wenn ich dann Abends die Gasse hinauf und hinunterblicke, so sitzen sie, nach vollbrachtem Tagewerk, alle vergnügt vor ihren Häusern, und ich habe wirkliches Menschenleben vor mir: Arbeit und Ruhe.

Viele rühmen es als einen besondern Vorzug

groſser Städte, daß man ſich um ſeine Nachbarn nicht bekümmert, und nicht einmal ſeine eigenen Hausgenoſſen kennt. Mir leuchtet dieſer Vorzug nicht ein; vielmehr bin ich kleinſtädtiſch genug, um, wenn ich ein neues Quartier beziehe, mich nach allen, die um mich herwohnen, zu erkundigen, und wahrlich nicht aus Neugier, deren ich eher zu wenig als zu viel habe, ſondern weil ich nicht anders kann, als an denen Theil nehmen, die mir ſo nahe ſind. Auch wünſche ich gewiſſermaßen mit ihnen zu leben. Ich freue mich, wenn vor einem Kaufmannsgewölbe der Bauer ſeinen Eſel mit Waaren bepackt, oder auf dem leeren Bäckerladen dort, ſtatt der verkauften Brote, das Kätzchen in der Sonne liegt. Kommt ein Gewitter daher, das mit Hagel droht, ſo ſieht mich der Nachbar bedenklich an, und deutet nach der ſcharzen Wolke, bis es etwa in einen milden Regen ſich auslöst, da wir denn lachend einander zuwinken. Solch ein traulicher Verkehr mit den Menſchen thut mir ungemein wohl, und das iſt eine von den hundert Urſachen, warum mir eine groſße Stadt nicht ſo wie eine kleine behagt.

Ihr denkt wohl, liebe Schweſtern! daß ich Euch lange bey den Umgebungen meiner Wohnung

verweile; aber hauptsächlich um ihretwillen habe ich die Wohnung gewählt; denn da ich wenig ausgehe, und doch meine Arbeiten öfter unterbrechen und mich zerstreuen muß, so ist mein Fenster mir so nöthig, wie dem geschäftlosesten Müßiggänger. Oft auch hole ich mir neue Begeisterung an demselben. Uebrigens sind jene Umgebungen allerdings interessanter, als meine vier einfachen Zimmer, an denen sich nicht viel beschreiben läßt.

Das Haus, im Ganzen genommen, möchte zwar wegen der verschiedenen, mit einander contrastirenden Bestimmungen, die es von seiner Erbauung an bis jetzt gehabt hat, einige Aufmerksamkeit verdienen. Im Jahre 1566, welche Jahrzahl über dem Hofthor und über zwey Thüren des gothischen Hintergebäudes steht, war es die Stadtmünze. Kein Mangel also an Gold und Silber, und beym Klang der Thaler nichts, was an Armuth und Elend erinnerte! Die letzten darin geschlagnen Münzen sind von 1739. Bald nachher ward es Aufenthalt des Jammers, ein Straf- und Verwahrungsort für eine tief gesunkene Menschenklasse, freylich großen Theils dadurch gesunken, daß so Wenige der Versuchung des geprägten Silbers widerstehen können. Man änderte

die Behausung erst in ein bloßes Spinnhaus um, dann in ein Zuchthaus, in welchem einige auch zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt waren. Da, wo man Thaler hatte klingen hören, rasselten nun die Ketten. Mein jetziges Wohnzimmer war die Kanzley des Zuchthausverwalters. So gingen Jahre vorbey. Endlich sollte der Ort des Trauerns wieder umgeschaffen werden und zur Fröhlichkeit einladen. Die Unglücklichen, die man hier bewacht hatte, wurden weggeführt, die Riegel abgeschlagen, die Thür geöffnet, damit sie, vom Morgen bis Abend, jeden Kommenden empfinge; die eisernen Stangen vor den Fenstern verschwanden; alles nach und nach gewann ein freyes, heiteres Ansehen; und ein stattlicher Kranz am Hause, mit einem goldenen Becher, verkündete die neue Weinschenke! Jetzt verlor auch die betrübte Kanzley die letzte Spur von dem, was sie gewesen war, und bequemte sich zur Aufnahme der freundlichen Musen. Meine Vorgänger derselben waren ein Schauspieler und seine Gattin. Vor dem Spiegel wurden Rollen declamirt, und Hamlet und Emilia Galotti nahmen die Stelle ein, wo vormals ein Wust von aufgethürmten Acten lag.

Welch ein Wechsel menschlicher Dinge! Im-

merwährende Verwandlungen! Wie merkwürdig könnte, wenn man sie aufgezeichnet hätte, die Geschichte manches Hauses seyn! — In diesem sind die Wehklagen der Gefesselten längst verhallt. Dafür tönen laute Trinklieder; keine leider von Gleim und Hagedorn, und meistens so unharmonisch, daß sie mehr Geschrey als Gesang sind. Indessen hält die Wirthsstube die artigsten Damen nicht ab, mich zu besuchen; und nicht selten ist, während eines lärmenden Bachanals unter mir, ein kleiner Kreis um mich versammelt, der es versteht, wenn von den Mysterien der Grazien geredet wird.

Mein Wohnzimmer, welches zugleich Studier- und Visitenzimmer seyn muß, hat seine Richtung gegen Abend, geht auf die Straße, ist hoch und hell, und würde Euch nicht mißfallen. Ich habe es mit Gemälden und Kupferstichen ausgeschmückt, nur mit solchen, die mein Herz und meine Phantasie nach ihrem jedesmaligen Bedürfnisse zu beschäftigen im Stande sind. Da ist Heiliges und Profanes, Ernsthaftes und Launiges, jedoch immer eins vom andern durch die verschiedenen Wände abgesondert. So hängt an der Hauptwand über dem Euch bekannten Testamente des armen Kriegers, der seinem Freunde sterbend

sein Weib und seine Tochter vermacht, das grössere Testament als Vermächtniß für die ganze Menschheit, das Abendmahl des Leonardo da Vinci. Nebem diesem locken zwey ländliche Stücke, links eine Korn- und rechts eine Heuerndte mich ins Freye. Im Winter weissagen sie mir, die Saat werde wieder aufkeimen, und die Wiese sich begrasen. Will ich eine frohe Familienscene, so darf ich nur an einer andern Wand die niederländische Mahlzeit ansehen, bey welcher ein Greis, ein altes Mütterchen und eine junge Frau, die ein Kind auf dem Schoosse hat, zum Dudelsack eines erwachsenen Sohnes ein Lied singen, und das Kind, nebst einem kleinen Knaben, den Gesang mit einer Pfeiffe und einem Trompetchen begleiten *). An den Fensterwänden halten sich auch noch, aber nur halb gesehen, ein Paar Liebesgötter auf, denen Anakreon bis ins Alter huldigte, und dessen ungeachtet — vielleicht eben deßwegen, den Namen des Weisen erhielt. Bey mir müssen sie sich ein gewisses Incognito gefallen lassen; denn wir sind keine Griechen.

*) Ein meisterhafter Kupferstich nach J. Jordaens, mit der holländischen Ueberschrift: Soo d'oude songen, soo pepen de jongen.

Meine Frau hat kein eigenes Zimmer, sondern führt ein Nomadenleben, wandert mit ihrer Arbeit herum, und weiß, daß sie überall herzlich willkommen ist. Da sie den Homer gelesen hat, so macht sie es zuweilen wie Andromache, Penelope und andere griechische Königinnen und Fürstinnen, denen es nicht unter ihrer Würde schien, mit ihren Mägden in ebendemselben Gemache sich zu beschäftigen. Noch dazu wohnt die unsrige am lustigsten von uns allen, weil ihre Kammer die Aussicht auf den mit Reben bepflanzten Schloßberg, und auf andere mit Wäldern bedeckte Berge gewährt.

Diese reitzende Aussicht hat zum Theil auch das gegen Morgen gelegene Wohn- und Schlafzimmer meines Sohns, welches uns des Mittags zum Speisezimmer dient. Hier ist beständiger Gesang; denn sieben Vögel, fast alle verschiedener Art, lassen sichs in ihren Käfigen wohl seyn. Unter ihnen ist ein Hänfling, der, wie Galls gepriesener Vogel, den Tonsinn im höchsten Grade besitzt, und seine Cameraden insgesammt, insonderheit aber einen neben ihm hangenden Canarienbastard so vollkommen nachahmt, daß dieser oft, weil er ihn nicht überschreyen kann, mit den Flügeln schlägt, und durch sein

Gitter brechen will, um ihn anzugreifen. In einem kleinen niedern Bauer sitzt ein seit langer Zeit gelähmter Stiglitz, der nicht einmal auf sein unterstes Stäbchen hüpfen kann, aber nicht weniger munter ist, als sein Nachbar, der Buchfink, und sogar dann und wann in das Lied der übrigen Vögel hineinzwitschert; ein wahrer Scarron, an den ich mich gern erinnern lasse, um mich, da mir das Hüpfen jetzt ebenfalls sauer wird, in der guten Laune zu bestärken, die einem so leicht über alles weg hilft. Wenn unsere sieben Sänger bey dem Mittagessen, wie es geschieht, ein Tutti anstimmen, so ist es, als speiseten wir im Walde. So wenig als ihrer, können wir bey Tische unsers treuen Libu entbehren, der uns wegen seiner persönlichen Verdienste und Talente, und als Nachlaß des gutmüthigen Commandeur von B**, noch immer besonders lieb ist. Sein unzeitiges Bellen hat er sich, seit dem Besuche von Euch, noch nicht abgewöhnt, obwohl mein Sohn ihm öfters eine Predigt darüber hält, daß er seiner vornehmen Herkunft eingedenk und artig seyn sollte. Libu könnte dagegen einwenden, daß viele, gerade aus dieser Ursache, sich die Erlaubniß nehmen, nicht artig zu seyn.

Als ich meinem lieben Einzigen sein Zimmer überließ, vergönnte ich ihm, es nach Gefallen einzurichten und auszuzieren, und das hat er zu meiner gänzlichen Befriedigung gethan. Ich kann es wie eine Hauscapelle betrachten, in welcher mich, statt der Hausgötter, die Bildnisse berühmter Männer aus verschiedenen Zeitaltern, und viele meiner verstorbenen und noch lebenden Freunde umringen. Jeder der letztern macht ein besonderes Capitel in meiner Lebensgeschichte aus, und in meinen Feyerstunden wird bald dieses, bald jenes Capitel durchgegangen. Unter den erstern zeichnen sich aus die Bildnisse der drey größten Maler der neuern Zeit; des, die Farben der Natur so lebendig und warm auffassenden Titian; des Correggio, mit dem feinen, zarten Sinne für holde Jungfräulichkeit, Kinderunschuld und Anmuth; und Raphaels, der alle, die vor ihm und nach ihm gewesen sind, übertrifft. Dieses Bild ist ein farbiger Kupferstich nach einem Portrait, das Raphael selbst mit fünfzehn Jahren, also in dem Alter meines Sohns, gemalt hat. Er sitzt da in einer ruhigen Stellung, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, mit dem reinen, unbefangenen Auge, still nachdenkend, und sein forschender Blick dringt

in die geheimsten Winkel der menschlichen Seele. Nach der Wahrheit wird er gestalten, was er auf Erden der Darstellung würdig achtet; dann sich aufschwingen, das Uebermenschliche suchen, und auf Thabor seinen Christus verklären. In dem jetzigen Augenblicke scheint er gerade zu ahnden, was groß und erhaben in der Kunst ist; aber noch nicht seine eigene künftige Größe; noch nicht, daß Künstler, Kenner und Laien, daß die Edelsten und Weisesten der Nachwelt sich vor seine Werke hinstellen werden in stummer Anbetung, und jedes Bild von seiner Hand den Ort heiligen wird, der es aufbewahrt.

Ueber den Kopfkissen des Bettes hängt der sterbende Lavater. Möge, wenn er auch nicht immer seinen Platz behaupten sollte, wenigstens keine schlafende Venus ihn verdrängen!

Oft nach der Mittagsmahlzeit, wenn mein Sohn seine Mutter auf einem Spaziergange begleitet, überlasse ich mich in diesem einsamen Zimmer ganz meiner Liebe zu ihm. Wie mir alles da, was ihm zugehört, so werth ist! Sein Bett, das ihm die Morgensonne vergoldet, wo seine Vögel ihn wach singen; seine Arbeiten, die er mit so gewissenhaftem Fleiße verrichtet, seine Zeichnungen — Alles, Alles! — Aber der Ge-

danke, daß ich vielleicht bald von ihm scheiden, ihn den Mühseligkeiten und Gefahren des Lebens, vor denen die treueste Mutterhand allein nicht schützen kann, dahin geben muß; dieser Gedanke — doch, ich liebte die Menschen — sollten sie nicht dem, der meinen letzten Segen empfing, die Liebe seines Vaters vergelten?

Laßt mich schliessen, liebe Schwestern! Was kann ich nach dem, was ich jetzt Euch gesagt habe, noch sagen?

Die welkende Hortensia.

Im Herbste 1807.

Du, die mein Fenster schmückte,
Die, fern und nah,
Den Blumenfreund beglückte,
Hortensia!
Wie haben, dich zu schauen
In deiner Pracht,
Die artigsten der Frauen
Mich angelacht!

Die Mädchen alle blickten
Herauf nach dir;
Um deinetwillen nickten
Sie freundlich mir.
Es war, wenn sie dich priesen,
Im Blumenreich,
In Gärten und auf Wiesen,
Dir keine gleich.

Drey Monden sind verflossen,
Und stets hatt' ich
Als treuen Hausgenossen
Zur Seite dich.
Du hast an frohen Morgen
Mir nie gefehlt;
Auch wurden kleine Sorgen
Dir oft erzählt.

Doch Laub und Gras wird gelber:
Kein milder Hauch
Belebt sie mehr; du selber
Verblühest auch.
Matt ist dein Glanz, vorüber
Dein Rosenroth —
O welke nicht, stirb lieber
Den schönern Tod!

Laß uns für künft'ge Stunden
Von dir ein Bild,
Das noch, wenn du verschwunden,
Mit Wonn' erfüllt!
Zwar früher scheiden müssen
Vom Mutterschooß
Wirst du; allein versüßen
Will ich dein Loos.

Dir, holde Blume, winke
Kein finstres Grab!
Von mir betrauert, sinke
Du still hinab!
Sieh' nur! dort unten fließet
Ein Bächlein, hell
Und rein, wie sich ergießet
Der Felsenquell.

Am kühlenden Gewässer
Erquicket ja
Sich Japans Ros', und besser
Entblüht sie da.
Wohlan denn, sey vermählet
Dem trauten Bach!
Er trage dich — gefehlet,
Gefehlet, ach!

Vom Bächlein unbespület,
Liegt sie am Rand!
Oft allzu sorgsam zielet
Der Liebe Hand.
Da liegt sie, einst mit Freude
Gepflegt, gestützt,
Getränkt, vor jedem Leide
Vor mir geschützt!

Was hilft es der Verschmähten,
Jetzt im Gewühl
Des Volks vielleicht zertreten,
Des Knaben Spiel,
Der sie zerreißt, zerstreuet
Mit wildem Ruf?
Und schont sie der, so dräuet
Des Rosses Huf.

O möchtest du, du Kleine,
Die Blume sehn!
Gepflückt hast du wohl keine,
So groß, so schön.
Noch bist du, sie zu schänden,
Zu gut, zu fromm:
Sie sterb' in deinen Händen!
Komm, Mädchen, komm!

Es naht mit leichtem Schritte,
Hält an die Brust
Den Strauß, nach Mädchensitte;
Dann soll mit Lust
Auf dem, was sie erbeutet,
Ihr Auge ruhn;
Das Glöcklein aber läutet
Zur Schule nun.

Die Kleine steht, bedenket
Ihr kurzes Glück,
Horcht auf die Glocke, senket
Betrübt den Blick.
Als ob sie mich erriethe,
Wirft in den Bach
Sie schnell die Halbverblühte,
Und sieht ihr nach.

Schwimm hin! der Tag wird heiter;
Das Bächlein führt
Dich, leise murmelnd, weiter,
Bis sichs verliert.
Nichts kann auf Erden bleiben;
Wo Bach und Fluß
Verschlungen wird, zerstäuben
Die Rose muß.

Laß der Natur uns geben,
Was sie begehrt!
Oft raubt ein längres Leben
Des Lebens Werth!
Das Lob, das wir erworben,
Wird uns versagt;
Drum lieber früh gestorben,
Als unbeklagt!

An meine Gatin, nach meiner Genesung.

Des Erdenlenzes Morgenlicht,
Mit seinem reinsten Strahl, erhellt das Angesicht
Der Liebe, die an wolkenleeren Tagen,
Wenn alle Büsche noch der Hoffnung Blüthe tragen,
In unsre Jugendlieder singt,
Zu jedem Fest uns ihre Myrthe bringt,
Und Ewigkeit verspricht den kurzen Lebensfreuden.

Wenn aber da, wo, bey der Thränenweiden
Geflüster, nur die Stimme banger Leiden
Durch nebelvolle Wüsten hallt,
Nicht minder treu, mit uns die Liebe wallt —
O dann verklärt sie sich zur himmlischen Gestalt!

An ein kleines Mädchen.

Dein muntrer Zeisig ist gestorben,
Dein bester Nelkenstock verdorben;
Gern hör' ich deine Klagen an:
Zu glücklich, wer noch Alles lieben,
Noch um ein Vögelchen von Herzen sich betrüben,
Um eine Blume trauern kann.

An eine Dame, die mir im Herbste eine weiße Rose brachte.

Den Schmuck der vollen Wiese mähte
Zum zweyten Mal des Fleißes rasche Hand;
Verarmt ist schon der Bäche Rand,
Wo sonst ein buntes Volk von Glockenblümchen stand;
Und freundlich bringst du nun die Rose mir, die späte,
Die nicht des Zephyrs Kuß im Wonnemond empfand,
Auch nicht in purpurnes Gewand
Sich kleidet; die hervor aus weißer Knospe geht,
Und einsam, herbstlich angeweht,
Da, wo kein farbenreiches Beet,
Umwallt von Düften, uns entzückt,
Den leeren Garten grüßt, und tröstend um sich blickt.
So giebt, wenn jeden Reiz hinweg das Alter rückt,
Wenn öder wird die Welt, und Lieb' und Hoffnung weichen,
Prunklose Freundschaft noch der Freude letztes Zeichen.

Das goldene Zeitalter.

(An Eudora).

Daß kummervolle Zeiten sind:
Die Klage hört' ich schon als Kind,
Und höre sie noch immer!
Drum sangen Dichter gern das Glück
Des goldnen Alters uns zurück
In stetem Rosenschimmer.

Was aber wäre jene Zeit,
Mit aller ihrer Seligkeit,
Für uns, in unsern Tagen?
Ein Kindervölkchen waren sie,
Die, frey von Sorg' und Lebensmüh',
Im grünen Schatten lagen.

Auf weichem Moos, beym Vogelsang,
Ward ihnen keine Stunde lang;
Sie blickten zu den Bäumen
Empor, und sahn, was jeder trug,
Sahn, ohne Karst und ohne Pflug,
Das Ungesäte keimen.

Dagegen hallte nicht im Thal
Der Ruf von Schnittern, die zum Mahl
Nach saurer Arbeit zogen.
Fern blieb die Wetterwolk'; allein
Auch überglänzte nie den Hain
Der siebenfarbne Bogen.

Das Lamm, das an der Mutter hing,
Bedurfte keiner Hut; es ging
Mit Wölfen auf der Weide.
Erst dem beglücktern Enkel gab
Arkadien den Hirtenstab
Und Hirtenrohr und Freude.

Wohl dünkt es jeden wunderbar,
Daß unbedornt die Rose war,
Am Dornbusch Trauben reiften:
Daß Milch aus harten Felsen floß,
In Bächen Nektar sich ergoß,
Und Eichen Honig träuften.

Wie aber lacht die Traub' und glüht,
Wo sie des Pflanzers Hand erzieht!
Wie sanft an Wasserquellen
Sich's ruht, indeß vom Blüthenast
Ein Bienenheer die süße Last
Heim trägt in seine Zellen!

Und ist es unsers Neides werth,
Daß, ohne Haus und ohne Herd,
Ein Laubdach sie bedeckte;
Kein Säulentempel sich erhob,
Nicht Eines schönen Werkes Lob
Den Geist der Künstler weckte?

Nur darum golden hieß die Zeit,
Weil Unschuld und Gerechtigkeit
Durch sichre Felder irrten;
Weil Sterblichen die Wonne ward,
Am Abend oft, nach Pilgerart,
Die Götter zu bewirthen.

Ein glänzend Loos, ein heil'ges Recht
Für jenes kindliche Geschlecht!
Doch von den ersten Jahren
Der Welt erlosch nicht jede Spur:
O möchten unser Erbtheil nur
Getreulich wir bewahren.

Noch lohnt der Unschuld reiner Kuß
Den Edeln; selbst die Bosheit muß
Der Tugend Larve nehmen;
Und Seelen, die dem Himmel nah
Sich fühlen, stehn vor Thronen da,
Tyrannen zu beschämen.

Dieß Lied, Eudora, dank ich dir;
Bewährt hast du den Glauben mir;
Nicht Alles sey verschwunden.
Dir dank' ich manchen theuren Rest
Der goldnen Tage, manches Fest
Umtanzt von Götterstunden.

An den Herrn Magistratsrath Xaver Schnetzler, welcher sich vor Kurzem vermählt hatte; am Tage des H. Xaverius.

Nicht jeder kann von heil'gem Eifer glühn:
Drum keinen Nimbus zwar, doch Freude den
Xaveren,
Die, statt in alle Welt zu ziehn,
Um Heidenvölker zu bekehren,
Am eignen Herd die Zahl der kleinen Heiden mehren,
Und da, mit liebendem Bemühn,
Sie Menschenpflicht und Christentugend lehren!

Das Freyburger Wochenblatt an seine Leser.

Am 1. Januar 1809.

Wer sollte wohl nicht der ganzen Welt,
Vom Nigerstrome bis zum Belt,
Vom Hekla bis nach Trankebar,
Viel Gutes wünschen ins neue Jahr?
Heil allen denn, in allen Reichen,
Die Menschen sind, und Menschen gleichen;
Sogar den Horden am Caucasus,
Und, fern am Orinocofluß,
Auf ihren ungebauten Gefilden,
Den rohen, erdefressenden Wilden!*)

*) Von den Otomaken, einem indianischen Volk, erzählt Humboldt in seinen Ansichten der Natur, daß sie weder säen noch pflanzen, sondern mit Fischen, Schildkröten, und besonders, wenn diese ihnen mangeln, mit einer in Kugeln geformten Töpfererde sich nähren.

In hundert Ländern weiß man zwar
Noch nichts vom ersten Januar,
Weils an Kalendermachern fehlt,
Und jeder die Tage nach Knoten zählt*).
Allein genug, wenn sie der neuen
Gezognen Knoten sich erfreuen!

Indeß verargt es sicherlich
Der Klügern keiner mir, daß ich
Mit denen, die mich kennen und lesen,
Vertrauter, als mit Irokesen
Und Kaffern, mich besprechen kann;
Daß näher mir der deutsche Mann
Am Herzen liegt, als selbst der Britte
Und Gallier, troß ihrer Kunst und Sitte.
Wer anders denket — immerhin
Behalt' er seinen Weltbürgersinn,
Und gleiche, wenn es ihn gelüstet,
Dem Vogel, der aller Orten nistet,
Wo Baum oder Busch eine Wohnung beut;
Der, ohne sicheres Geleit,

---

*) Mehrere Völker bedienen sich der Schnüre oder Stricke, um an denselben durch Knoten die Tage zu bezeichnen, und überhaupt zu zählen und zu rechnen.

So lange vom Wipfel zu Wipfel irrt,
Bis er des Zufalls Beute wird.
Dagegen loben wir und preisen
Den Storch, der von den weitesten Reisen
Zurück zur gewohnten Stätte kehrt,
Den Jubelruf der Knaben hört,
Und auch willkommen ist den Alten.
Schon oft, das theure Nest zu erhalten,
Hat er von ihm den beginnenden Brand
Mit rasch benetzter Schwinge gewandt,
Und so der Nachbarn Giebel gerettet *).

Wen Liebe nicht ans Vaterland kettet,
Wem jeder fremde Boden gefällt,
Der kann, als Bürger einer Welt,
In ihr, mit innigem Verlangen,
Fest in der Treue, nichts umfangen.
Sie aber, die, so arm und klein
Es ist, sich ihrem Städtchen weihn;
Es mit dem Wenigen, was es hat,
Nicht tauschten um eine Königsstadt;
Die für Gewinn es achten, ihr Leben

---

*) Man hat mehrere Beyspiele, daß ein Storch, indem er auf den Flügeln Wasser zugetragen das Feuer auf seinem Dache gelöscht hat.

Der süßen Heimath, als Opfer, zu geben —
Nur sie, wenn des Schicksals Unbestand
Vom eignen Herde die Liebenden bannt,
Sind nirgend fremd, wo Menschen wohnen —
Sind Bürger unter allen Zonen.

Drum meinen besten Segensgruß
Dem Deutschen, der mit stolzem Fuß
Auch jetzt auf deutschem Boden kühn
Daher geht; dem die Wangen glühn
Beym heiligen Namen: Vaterland!
Noch hofft er: Was so mächtig stand,
Das werde ferner stehen; erzieht,
Beym väterlichen Becher und Lied,
Uns keine Zwitterart von Söhnen,
Die sich an knechtisches Joch gewöhnen,
Daß, wenn Germania je dem Drang
Der Zeit erliegt, und deutscher Gesang
Verstummt, ihr Genius fort und fort
Noch rede zum Enkel ein männliches Wort,
Und, wer sie erblickt in ihrem Falle,
Mit Ehrfurcht um die Trümmer walle.

In das Stammbuch einer Schauspielerin.

Was auch, wo Menschen sind auf Erden,
Des Redenden Gedanke wirkt und schafft,
So liegt die höchste Wunderkraft
Der Rede doch in Tönen und Geberden.

L y d a.

Ein heil'ger Kuß! den mit Erröthen,
Auf jenen frisch bethauten Beeten,
Der Blume, die nicht wieder liebt,
Nicht wieder küßt, die junge Lyda giebt.
Ein heil'ger Kuß, gegeben nur
Dem Schönen! — Holder Lenz erneue,
Wo Lydà weilt, noch herrlicher die Flur!
Seyd stolz, ihr Blumen, und in deinen Feldern
freue
Dich deiner Tochter, du getreue,
Dem Schönen lächelnde Natur!

Die Eiche in der Wüste.

Einen Wandrer führte sein Weg durch eine öde Gegend, deren Boden nur mit Heidekraut bedeckt war, und weder den Schatten eines Baums, noch den grünen Rasen einer Quelle zum Ausruhen darbot. Ihn ergriff ein quälendes Verlangen nach seiner Heimath, und die Todesstille umher beklemmte seine Brust. Endlich kam er zu einer hohen Eiche, die schon von weitem sich ihm gezeigt hatte. Unter ihr war ein Maßliebchen hervorgesprossen; auf einem ihrer Aeste saß ein Fink neben seinem Weibchen und sang. Der Wandrer lagerte sich. Nach und nach ward das Herz ihm leichter, und er fühlte sich gestärkt zu neuer Hoffnung. Die arme Blume! so sprach er: Wozu blühte sie in dieser Wildniß? Verloren steht sie da, um unbekannt zu verwelken. Und der einsame Sänger! für wen sein Gesang? Wird den armen Vogel doch niemand vermissen, wenn sein letztes Lied gesungen ist!

Da bewegte sich die Eiche, und leis' ertönte aus ihr die Stimme der sie bewohnenden Dryas:

„Du, den, gedrückt von Sehnsucht und von Gram,
Ich willig auf in meinen Schatten nahm!
Du hörtest ja des Vogels Lied,
Das deinen Kummer dir versüßte;
Du lächeltest der Blume, die dich grüßte:
Drum hat sie nicht umsonst geblüht,
Er nicht umsonst gesungen in der Wüste."

An meinen Arzt und Freund, den Herrn Hofrath Ecker, welcher, nachdem er sein einziges Kind verloren, mir von einer langwierigen Krankheit aufgeholfen hatte.

(An seinem Namenstage den 26. Februar 1809.)

O Freund! auch heute sammelt sich
Ein Chor von Liebenden um dich,
Und ruft dir Freude zu; allein
Wo blieb des Tages Rosenschein,
Der dein Erwachen einst umstrahlte?
Wo jene Bilder, die so hold
Der Hoffnung Zauberhand ins Gold
Der frühen Morgensonne malte?
Ihn sucht dein Auge, der das Licht
Des Himmels, der das Leben theuer
Dir machte — sucht, und findet nicht!
Was hilfts, daß über diese Feyer
Die Freundschaft ihren Segen spricht?

Dein Ohr, an süßern Laut gewöhnet,
Horcht, ob ihm noch die Stimme tönet
Des Einzigen — sie tönet nicht!
Und würde gleich dein Fest gekrönet
Mit allem dem, was Kunst und Fleiß
Dem Hornung zu entlocken weiß;
Ein ganzes Füllhorn könnte blühn;
Dir schwebte vor das Wintergrün,
Das einst, im Jubel, des getreuen,
Geliebten Knäbleins fromme Hand
Um seines Vaters Namen wand.
Die kleine Pyramide schwand,
Und nie wird sich ihr Grün erneuen —
Der Ort ist heilig, wo sie stand!

Und heilig sind des Vaters Thränen,
Sein stummer Blick, sein banges Sehnen
Dem Vater. — Sorge nicht, o Freund!
Wer an des Sohnes Hügel weint,
Dem sing' ich keine Wonnelieder.
Zwar gabst du mich der Freude wieder;
Doch leise Klage sey mein Dank,
Und Trost der Leyer Festgesang!

Ja, Freund, dich trösten will die Leyer,
Die bey so mancher Frühlingsfeyer,

Wenn sich mein Geist voll Andacht hob,
Ich zu des Weltenvaters Lob
Mit neuen Saiten kühn bespannte,
Und weg der Kleinmuth Zweifel bannte.
Von purpurnem Gewölk herab
Sah ich, und tief in fernen Klüften
Verlor sich unter mir das Grab;
Still angehaucht von reinern Lüften,
Grüßt' ich, Unsterblichen verwandt,
Der künft'gen Heimath schönes Land.

Blick' auf, ermanne dich, und glaube:
Nicht untergehen kann im Staube,
Was von dem Staube los sich ringt,
Sich auf ins Reich der Geister schwingt,
Mit hoher Weihe wiederkehrt,
Und an der nachtumhüllten Pforte
Des Todes noch Verheißungsworte,
Den Zuruf der Verklärten hört.

Wenn nun die Erde sich verjüngt,
In neuer schöner Maytagshelle
Den Bergen dort es wieder tagt,
Das Saatfeld keimt, sich an der Quelle,
Hervor das zarte Blümchen wagt,
Und mit den Müttern unverzagt

Auf frischem Grün die Lämmer gehen;
Was dann, beym grossen Auferstehen,
Dir jede Blüthenknospe sagt,
Dir Bäche rauschen, Winde wehen,
Sey: Liebe, Leben, Wiedersehen!

An den Herrn Präsidenten Anton v. B.

(An seinem Namensfeste den 13. Juny 1809.)

Oft rief zu seligem Genuß
Mich dieser Tag, und gern, zu Ehren
Des heiligen Antonius,
Half ich den Becher singend leeren;
Obwohl der Heil'ge seinen Pfad
Durch Dornen wählte, nie sich freute;
Anstatt zu küssen, sich kasteyte,
Und, statt zu trinken, Wunder that.
Genug, daß, längst empor gehoben
Zur jammerlosen Welt dort oben,
Er nun die Freude, die er kennt,
Uns andern auch hienieden gönnt!
Drum sang' ich dir, bey deinem Wein,
Auch heut' ein frohes Lied; allein
Es winket mir der Lorberhain
Nicht mehr; der Jugend Rosen dorrten,

Der Liebe Myrthen sind verblüht;
Woher denn ein gefällig Lied?
Ein rauhes hört man aller Orten.

Doch, was mit treu gemeinten Worten
Ein Greis aus aller Seele spricht,
Verfehlt die bessern Herzen nicht,
Und, kräftiger als ein Gedicht,
Vermag es, ohne Klang der Saiten,
Den Segen himmelab zu leiten.

Ueber Pfeffel.

(An meinen Bruder F. H. Jacobi.)

An wen sollte ich in meiner Trauer um Pfeffel mich eher wenden, als an dich, mein Lieber, mit dem ich, seit den Kinderjahren, so manchen gemeinschaftlichen Verlust beweinte, und der in meinen eigenen Leiden mir oft so tröstend die Hand bot? Du sahest ihn nie, den brüderlichen Freund unsers verewigten Schlosser und den meinigen; aber du liebtest ihn, wie er dich; redetest von ihm mit eben der Empfindung, mit welcher er über jeden kleinen, dich betreffenden, Umstand mich befragte; und selbst seine ehrenvolle Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, deren Vorsteher du bist, war ihm als Erfüllung eines, zuerst von dir öffentlich ausgesprochenen Wunsches, doppelt theuer. Wer also weiß besser als du, was ich verlor? Ach! und seitdem Schlosser diese Gegend verließ, war er

von meinen älteren Freunden der einzige, der in meiner Nähe lebte! In wenigen Stunden konnten wir am diesseitigen Rheinufer zusammentreffen, wo wir einander wechselweise nach Freyburg oder nach Colmar abholten. Welch ein Augenblick dann, wenn vor dem Gasthofe der Wagen des früher angekommenen Freundes schon da stand, und die Deichsel, zu der meinigen hingekehrt, mich die ganze Seligkeit eines solchen freundlichen Begegnens auf dem Wege durchs Leben fühlen ließ! Und nun, wenn ich seinen Brudergruß hörte, in seinen Armen war! Nicht minder beglückten mich die folgenden Tage unsers Beysammenseyns; die Morgenstunden, in denen Pfeffel, mit einer Bescheidenheit, welche zwar gern mit großen Talenten sich vereinbart, aber doch, in dem Grade, selten ist, mir seine neuesten Gedichte mittheilte, meine Bemerkungen darüber, und Vorschläge zu Verbesserungen forderte; die heiteren Mittagsmahle, stets ergiebig an ernsten und launigen Erzählungen; und die Abende, welchen ein vertrautes Gespräch zwischen uns beyden eine Art von Weihe gab, oder die, in einem auserlesenen Zirkel, unter dem gewinnreichsten Ideentausche nur zu schnell vorüber eilten. Jede Minute wurde benutzt, bis auf die

letzte, da wir bey dem Lebewohl zugleich einen künftigen Besuch verabredeten. So schieden wir voll Hoffnung von einander, und es blieb uns ein herrlicher Nachgenuß. —

Alles das ist nun für mich dahin! Jedoch nicht auf lange; denn in meinem Alter hat man ja von dem Grabe des entschlafenen Freundes zum eigenen Grabe nicht weit. Darum waren die Thränen, die ich um meinen Pfeffel vergoß, Thränen der stillen Wehmuth, nicht des bittern Schmerzens; und darum schreibe ich auch dir, lieber Bruder, keinen Klagebrief, sondern nur Erinnerungen an den Trefflichen, der, weil ihm, wie dem blinden homerischen Sänger, Gutes und Böses verliehn ward, das Gute freudig genoß, und gelassen das Böse duldete. In diesen Erinnerungen finde ist Trost, weil sie mir bezeugen, daß der von großen und mannigfaltigen Leiden gedrückte Mann eben so große und mannigfaltige Vergütungen hatte, und daß sein Leben, so bedauernswerth es auch, aus der Ferne betrachtet, erschien, mit vielen seligen Stunden und Tagen durchwebt war.

Eh' ich Pfeffel näher kam, dachte ich niemals an ihn, ohne die innigste Betrübniß. Ich versetzte mich in die Lage des Unglücklichen, der,

im jugendlichen Alter schon des Lichtes beraubt, nie wieder, auch nur den schwächsten Schimmer eines Sonnenstrahls hoffen durfte; der im Finstern einschlief und im Finstern erwachte; kein menschliches Antlitz mehr sah, kein Lächeln, keine Thräne mehr; für den, wenn der Frühling ihm seinen Blüthendüft zuwehte, über den Blüthen selbst ein nächtlicher Schleyer lag, und dem jeder frohe Laut der Natur Entbehrungen ankündigte. Auf der mütterlichen Erde, welcher er nicht trauen konnte, ging er, auf seinen Stab und seinen Führer gestützt, umher, ihren tausend und tausend Schönheiten so nah, und dennoch ausgeschlossen aus den Paradiesen der Schöpfung. Wenn es dem Blinden genug ist, Mensch zu seyn, um ein heiliges Recht an das allgemeine Mitleid zu haben, wie viel härter muß ein solches Schicksal uns dünken, wenn es den Mann von feinern Sinnen trifft, weil diesem die sichtbare Welt überall Quellen einer höhern Lust öffnet, die dem großen Haufen verborgen sind!

Mit schwerem Herzen also machte ich dem guten Pfeffel meinen ersten Besuch, und bey dem ersten Drucke seiner Hand hätte ich weinen mögen. Aber die heitere Stirn über den erloschenen Augen, wo kein Wölkchen von Kummer sich

zeigte, der muntere Ton, mit dem er mich willkommen hieß, und nicht bloße Zufriedenheit, sondern Fröhlichkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, beruhigten mich bald. Nach einem kurzen Gespräche mit ihm bestätigte sich, was Andre vorausgesagt hatten; ich vergaß allmählig seinen Zustand, wie er selbst ihn zu vergessen schien. Kein Wunder, mein Lieber! Denn er drückte sich über sichtbare Gegenstände aus, wie ein Sehender, nahm ebendenselben Antheil an ihnen, wußte sie mit eben der Genauigkeit und Lebhaftigkeit darzustellen. Je länger ich mit ihm umging, desto mehr überzeugte ich mich, daß er nicht allein, als Dichter, die in seiner Jugend aufgefaßten Farben und Gestalten in seine Phantasie zurückzauberte, sondern daß ihm dieselben immer gegenwärtig waren. Das einst Gesehene hatte sich so unvertilgbar in sein Gedächtniß geprägt, daß dem Greise noch manche von ihm, als Jüngling, durchreisste Landschaft mit allen ihren Theilen vorschwebte. Sonderbar überraschte mich's, als ich mit ihm durch eine solche Gegend fuhr, und er unweit einer Brücke — denn er pflegte sich dann und wann durch Fragen zu orientieren — mich auf ein vorzüglich schönes Thal aufmerksam machte.

„Was die Bergkette da für ein Amphitheater bildet!" sagte er: „Und siehst du dort" — indem er mit dem Finger hinwies — „ganz in der Ferne den Berg, der über die andern hervorragt, mit dem alten Castell? u. s. w."

So trug Pfeffel überall eine Welt, reich an Wundern, mit sich, an welchen sein inneres Auge sich weidete. Auch gab es in dieser Welt der neuen Erscheinungen genug, weil er, um mit den Sehenden fortzuleben, sich jeden, auf irgend eine Art interessanten Gegenstand, dessen man gegen ihn erwähnte, beschreiben ließ. Da wurd' es dann einer Einbildungskraft, wie der seinigen, nicht schwer, das oft nur Angedeutete sich auszumalen, und wieder Andern, die es nicht kannten, durch die Beschreibung desselben Freude zu machen. Ich hörte ihn, mit der Kunst, die er besaß, Alles zu versinnlichen und zu vergegenwärtigen, von den neuen Anlagen um Colmar, von neuen Münzen, Gemälden, Prachtausgaben, von Uniformen der Regimenter, sogar von ausgezeichneten Frauenzimmermoden sprechen, und zwar von den letztern mit einem ganz eigenen Wohlgefallen an Farbenharmonie.

Du begreifst, lieber Bruder! wie dieses schon unserm guten Pfeffel zu einiger Entschädigung

gereichte. Hierzu kam seine Fertigkeit, Stimmen zu unterscheiden und im Gedächtnisse zu behalten, so daß er nach Jahren noch Personen, mit denen er ein Paar Mal geredet hatte, gleich an der Stimme wieder erkannte. Das Organ der Sprechenden war für ihn, was für uns Physiognomie ist, in so fern nämlich diese oder jene Gesichtsbildung uns auf den ersten Blick anzieht oder zurück stößt. Eine wohlklingende Stimme lenkte sein Herz zu sich hin; so wie die kreischende ihm in einem hohen Grade weh that, und es ihm Ueberwindung kostete, sich in ein Gespräch mit ihr einzulassen. Er erzählte mir, daß einst, bey dem Eintritt in eine große Abendgesellschaft, eine Dame im Vorbeygehen ihn angeredet, und nichts weiter gesagt hätte, als: Bon soir, Mr. Pfeffel, comment vous portez-vous? Im Tone der Grüßenden aber wär' eine so liebliche Melodie gewesen, eine so zärtliche Theilnahme, daß es ihn bis zu Thränen gerührt, und er, leider umsonst, alles angewendet hätte, um die süßeste Stimme, die er jemals gehört, wieder aufzufinden. Indessen bliebe sie ihm unvergeßlich.

Da es eine bekannte Streitfrage ist: Ob Blindheit oder Taubheit ein größeres Uebel sey,

und man fast durchgängig den Blinden für den Unglücklichern hält, so war mir Pfeffels Meinung hierüber von Wichtigkeit. Diese Saite aber mußte auf das Zarteste berührt, und die Veranlassung eines günstigen Augenblicks dazu erwartet werden. Lange hielt ich meine Frage zurück, als endlich, an einem traulichen Morgen, eine Unterredung mit meinem Freunde über sein Schicksal sie ganz natürlich herbeyführte. „Was du mich fragst", gab er zur Antwort, „ist mir ehemals öfter eingefallen, und die Entscheidung war immer ebendieselbe. Jetzt brauche ich mich keine Minute mehr zu besinnen; ich weiß es: Viel lieber ohne Gesicht, als ohne Gehör! Der Taube ist ja wie verbannt aus der menschlichen Gesellschaft, da ich hingegen mit allen Menschen in Verbindung bleibe, von den Bessern so manches köstliche Wort vernehme, und jedes gesellige Vergnügen genießen kann. Was hilft dem Tauben die Ansicht der Natur bey der Todesstille, die ihn umgiebt? Wie viele heitere Stunden verdanke ich der Musik, wie viele dem Schauspiele! Ich entbehre weit weniger, als Du glaubst, und bin wirklich an den Mangel des Gesichts dermaßen gewöhnt, daß wenn ich die Wahl hätte, sehend zu werden, oder meinen

Rheumatismus zu verlieren, ich das Letztere vorziehen würde."

Allerdings waren für den armen Pfeffel seine rheumatischen Zufälle, die Krämpfe im Kopf und in den benachbarten Theilen, die er, wenn sie heftig wurden, gleich einem fest aufgedrückten glühenden Eisen empfand, eine schreckliche Qual. Dennoch unterbrach ihm auch dieses Leiden seinen Frohsinn nur selten auf längere Zeit. Wie es mich jammerte, wenn er oft unter solchen Schmerzen an seine Frohnarbeit gehen, und, als Secrétaire-interprète, französische Verordnungen, Conscriptionslisten, Verfügungen wegen feyerlicher Aufzüge u. dgl. m. verdeutschen mußte. Er schätzte, nachdem die Revolution sein Erziehungsinstitut zu Grunde gerichtet und die Assignaten sein Vermögen verringert hatten, jene Anstellung für eine Wohlthat; denn das sauerste Geschäft wurde ihm leicht, das gemeinste veredelte sich, wenn er es als Opfer ansah, seiner Familie gebracht.

Pfeffels Biograph wird Dir, mein Lieber, die vielfachen harten Prüfungen erzählen, denen die Geduld des trefflichen Mannes ausgesetzt war, die blutigen Thränen, um so manchen seiner Lieblinge geweint, die bangen Erwartungen

in der Schreckensperiode; nach ihr das sorgenvolle Ringen und Streben, mit den Ueberbleibseln seines kleinen Glückes sich wieder aufzuhelfen; alle die mühseligen Tage, die schlaflosen Nächte; und auf dem letzten Krankenlager die unaussprechlichen Schmerzen, unter denen er sein Leben endete. Wenn Du es liesest, so wirst Du gestehen, daß Pfeffel Recht hatte, die Beraubung des Augenlichts nicht für sein größtes Unglück zu achten. Du wirst voller Verwunderung vor dem Bilde desjenigen verweilen, der nicht allein im Gedränge so vieler Widerwärtigkeiten sich aufrecht hielt, sondern unter Gesang und Scherz auf dem bedornten Wege fortging, und die frohe Laune der Jugend mit in sein Alter hinüber nahm. Der Kummer hatte nicht seine Stirn gefurcht, nicht seinen Nacken gebeugt, und der oft wiederkehrende Schmerz nur den Wangen einige leichte Spuren eingedrückt.

Freylich war jener Frohsinn, wie er selber es rühmt, ihm von der unsichtbaren Hand,

„die Sonnen,
Wie Goldstaub in den Raum gesät“,

zur Erleichterung seines trauriges Looses, in die Wiege gelegt worden. Auch gab ihm eben diese Hand, zu Gefährten auf seiner Wall-

fahrt durchs Leben, einen zärtlich für ihn sorgenden Bruder, eine treue Gattin, Kinder, deren liebkosender Laut ihm erfreulich tönte in seiner immerwährenden Nacht, und Freunde, an deren Arm er mit geschlossenen Augen ruhig und sicher wandelte. Wie Vieles, das den müden Pilger stärken, die rauheste Bahn ihm ebnen konnte! Noch ward ihm, als mächtige Trösterin, eine der gefälligsten Musen zugesellt, die mit hohem Ernste sokratischen Witz vereinigte, ihm die Erde lieber machte, und, wenn er hienieden sich fremd fühlte, seinen Geist hinschauen ließ in ein besseres Land. Der verzagt nicht, der die Muse zur Begleiterin hat. Lieder zertheilen die Nebel, die unsere Tage trüben wollen, und vor dem Witze floh schon manches drohende Gespenst. Aber alle diese Geschenke des Himmels, diese verschwenderischen Gaben der Natur hätten meinem Freunde nicht die Ruhe, die Heiterkeit, den bleibenden Muth zu erwerben vermocht, ohne das Herz, das in ihm wohnte, geübt im Ausharren und Verläugnen, der Wahrheit getreu, die ihm theurer war, als das Leben; ohne das Wohlwollen gegen alles, was neben ihm athmete, und den unverrückten Glauben an einen Vater der menschlichen Schicksale, an eine künf-

tige Heimath jenseits des Grabes. Mit einem solchen Herzen durfte ihm nicht grauen auf dem Boden, über den Gottes Lüfte wehen. Mit solch einer Liebe, solch einem Frieden im Innern, vertraut man den Menschen und der ganzen Schöpfung. Seines Genius konnt' er sich freuen, weil er durch keinen Gesang ihn entehrt hatte, weil seine Begeisterung nur höheres, heiliges Gefühl des Guten und Schönen war. So wie er in der Gesellschaft mit dem Tone des edeln Mannes und des feurigen Patrioten gegen Tyranney, Sclavensinn, Lug und Trug eiferte, ohne Gallsucht und Schadenfreude, und wie sein Scherz immer das Zeichen der Gutmüthigkeit an sich trug; eben so in seinen Strafgedichten, und in denen, wo er über die Thorheiten seiner Zeitgenossen spottete. Bey jeder Fabel und jedem Epigramm scheint er den Spruch des J. Paul in Gedanken gehabt zu haben: „Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie recht herzlich liebt."

Du, mein Bester! kennst die Würde des Berufs, ein Lehrer der Menschheit zu seyn! kennst die Seligkeit dessen, der auf seine Werke mit dem Bewußtseyn hinblickt, daß kein Ankläger gegen sie auftreten wird. Du stimmst mir bey, daß Pfeffel ein glücklicher Mann war.

Und er war es bis an sein Ende. „Hätten Sie meinen Vater noch den Tag vor seinem Abschiede gesehen!" schrieb seine jüngste Tochter an einen ihrer hiesigen Freunde. „Ich las ihm: Aussichten in die Zukunft, vor. Wie er die zitternden Hände faltete und in die Höhe hob! Sein ehrwürdiges Haupt umstrahlte himmlische Freude. Ich sah einen Heiligen in ihm; er gehörte schon dem Himmel an."

Laß mich, lieber Bruder, zu diesem Brief eins der schönsten Lieder des Verstorbenen legen, voll jener frommen Sehnsucht, die oft in traurig süßen Stunden ihn ergriff, und ihn weihte zu dem entscheidenden großen Augenblick.

„Psyche.*)

Warum trauerst du, müde Pilgerin,
An des Scheidestroms bedorntem Strande?
Psyche, fasse dich, blicke jenseits hin
Nach dem heiligen, verheißnen Lande.

Bald wirst du nicht mehr, gleich dem Findelkind,
Deine Herkunft und dein Loos nur ahnen,
Bald wird dir ein Freund aus dem Labyrinth
Deiner Zweifel einen Ausweg bahnen.

Sieh, der Glänzende lös't die Fähre schon,
Um dich abzuholen aus der Wüste.
Horch! ein Schwesterchor ruft mit Harfenton
Dich zurück auf die smaragdne Küste.

Psyche! fühlst du nicht, wie sich dein Gewand
Mählig trennt, des langen Dienstes müde?
Heil dir! Bald zerreißt auch das letzte Band,
Und vollendet ist die Seraphide."

---

*) Poetische Versuche Th. IX. S. 194.

An meine Wanduhr.

Noch hat das Glück mit jedem Jahr
Was Neues mir beschert,
Und jede seiner Gaben war
Mir eines Liedes werth;

Denn meine kleine Wirthschaft lacht
Mich gar vertraulich an;
Da sing' ich, was mir Freude macht,
So gut ich singen kann.

Schon haben Tisch und Becher längst
Ihr Lied, weil sie mir nah
Und theuer sind; du aber hängst
Noch unbesungen da.

Zwar schmucklos, ohne Silberklang,
Gehst du voll Einfalt nur,
Gleich meinem Leben, deinen Gang,
Du treue Wälderuhr!

Doch köstlich wird, obwohl verschmäht
Von Stolz und Ueppigkeit,
Mir auch das ärmste Hausgeräth,
Wenn es die Liebe weiht.

Aus ihrer Heimath brachte dich,
Als festliches Geschenk,
Mein Weibchen, mir; und deß bin ich
Und bleib ich eingedenk.

Allein, hätt' auch des Bildners Hand
Verherrlicht sich in dir;
Was hülf' an ungeschmückter Wand
Ein solcher Zierath mir?

Dem Kämmerlein des Dichters fremd
Ist aller eitle Prunk;
Er stört die Ruhe nur, und hemmt
Des Geistes leichten Schwung.

Wozu der Schimmer dir? Genug,
Daß du ein kommend Leid
Mir stets verkündet, ohne Trug,
So wie die beßre Zeit!

Dein Räderwerk lief ohne Rast,
Dein Laut verstummte nicht;
Du riefst mich weg von mancher Last,
Mich hin zu mancher Pflicht.

Wenn alles schwieg, der Lagerstatt
Kein Schlummer ward verliehn,
Dann sah' ich, wie die Lampe matt
Auf deine Ziffern schien.

Dann wohl mir, weil dein leis'rer Schlag
Sich tröstend hören ließ,
Und Morgendämmerung, und Tag,
Und frischen Muth verhieß!

Oft auch, von süßem Schlaf erquickt,
Geweckt vom Sonnenglanz,
Hab' ich dich freudig angeblickt
In deinem Strahlenkranz.

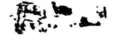
O mög' ich noch zu dir hinauf
Mit stiller Freude schaun,
Noch segnen deinen Stundenlauf,
Noch hoffen und vertraun,

Wenn mir die Glocke dumpfer schallt,
Und nun dein Zahlenbild,
Vom Todesnebel schon umwallt,
Sich mehr und mehr verhüllt.

Ist dann die letzte Stund' entflohn,
So töne fort! Dein Klang
Sey meiner Gattin, meinem Sohn
Ein liebender Gesang!

Gnome.

Ein Geist, der auf zur Gottheit strebt,
Muß zwar vom Staube sich erheben;
Doch kann, wer nicht der Erde lebt,
Auch nicht dem Himmel leben.



An den Herrn Staatsrath Peter Frank, bey der Zurückgabe seiner Biographie.

Freyburg, im May 1810.*)

Kränze für die Schönheit winden
Soll, wer ihren Kranz verdient;
Heldentugenden verkünden,
Wem ein schöner Lorber grünt;
Und allein der Weise darf den Weisen
Zum Gesang der Muse preisen.

*) Seit dem November 1809 wohnte der russisch-kaiserliche Staatsrath und erste Leibarzt Johann Peter Frank in Freyburg, wo er den Rest seines thatenvollen Lebens zubringen wollte. Um dem großen Manne, dessen ganzes Leben dem Dienste der Menschheit gewidmet war, der allein mehr als 7000 Aerzte gebildet, mehrere öffentliche Schulen organisirt, und 35 zum Theil sehr große

Welchem Sänger wirds geziemen,
Zu verherrlichen den Mann,
Der sich seines Lebens rühmen
Laut vor allen Edeln kann;
Dessen Geist im Knaben schon sich stählte,
Daß für Spiel er Arbeit wählte;

Der, als Jüngling, von der Freuden
Süßer Lockung weggewandt,
Bey der Stimme fremder Leiden
Seinen hohen Ruf empfand,
Da, wo Tod und Leben qualvoll ringen,
Der Genesung Kelch zu bringen?

Wer ihn loben will, der habe
Leicht geachtet jede Last,
Hab', um wohl zu thun, dem Grabe
Trotz geboten, ohne Rast,

Spitäler geleitet hat, einen Beweis seiner hohen Verehrung zu geben, ernannte ihn der Stadtmagistrat bald nach seiner Ankunft zum hiesigen Ehrenbürger, und übersandte ihm durch eine eigene Deputation das Bürgerdiplom, welches er mit eben der Empfindung annahm, womit es ihm angeboten wurde. Zeitumstände nöthigten ihn dennoch, diese Stadt wieder zu verlassen.

So wie er, gerungen und gelitten,
Und den sauren Preis erstritten!

Von der Parce mir gegeben
Ward Gesang und Saitenspiel;
Thatenreich war nicht mein Leben;
Frohsinn führte mich ans Ziel;
Aber Recht und Wahrheit blieb mir theuer,
Nie entweiht' ich meine Leyer.

Darum sey der Unentweihten
Es vergönnt, zu mischen sich
In die Chöre der erfreuten
Bürger, zu begrüßen Dich,
Den, vereint, die lächelnden Camönen
Hier im Arm der Ruhe krönen!

Deiner werth sind meine Lieder;
Denn ich tröstete, wie Du,
Gern die ärmsten meiner Brüder,
Eilte den Verlaßnen zu;
Stand, als Mensch, vor Menschen auf dem Throne,
Heuchelnd keinem Erdensohne.

Doch die Lieder mögen schweigen!
Sollen sie Unsterblichkeit

Dir gewähren? Fehlts an Zeugen
Deinem Ruhm? Die späte Zeit
Wird in Dir Hygeens Priester ehren,
Deinen Genius noch hören;

Deinen Genius, der, waltend
Ueber Menschenheil, sich hob;
Schaffend, ordnend, umgestaltend,
Nie getäuscht durch eitles Lob,
Fest und kühn, den Neid zu Schanden machte,
Und sein Tagewerk vollbrachte.

An der Donau luft'gen Höhen,
An der fernen Wilia,
Wo der Neva Flaggen wehen,
Wo der Po Dich wandeln sah,
Rauschte Dir, in frohen Wellenschlägen,
Tausendstimmig Dank und Segen.

Höre jetzt die Dreysam leise
Murmeln! Sieh! der Jugend Blick,
Huldiget dem edeln Greise;
Denn sie fühlt des Mannes Glück,
Den sein Haar, so rühmlich grau geworden,
Höher stellt, als Band und Orden.

An Balbinen.

Wer, in der Grazien Geleit,
Der Schönheit Tempel nicht entweiht,
Darf nie den Blick der Göttin scheuen;
Darf einst auf ihren Festaltar,
Auch noch mit grau geword'nem Haar,
Den frommen Weihrauch streuen.

Es ist nicht gut, der Poet im Dorfe zu seyn.

So pflegte mein Freund Pfeffel zu sagen, wenn er mich über einem Gelegenheitsgedichte antraf, oder selbst um ein solches ersucht wurde, und oft habe ich in einem mißmuthigen Augenblick es ihm nachgesagt. Indeß gilt dieses Sprichwort, wie die meisten andern, nicht ohne Ausnahme.

Freylich geräth derjenige, der einmal im Rufe steht, daß er Verse macht, in manche Verlegenheit. Viele nämlich glauben im Ernst, was Malherbe, hoffentlich nur im Scherze, behauptet haben soll: Daß ein guter Dichter dem Staate nicht nöthiger sey, als ein vortrefflicher Kegelspieler: Darum fordern sie von demselben, daß er wenigstens, um doch etwas Brauchbares zu liefern, seinen Ort und die Gegend umher mit den nöthigen Hochzeit= und Trauergedichten, Glückwünschen an vornehme Gönner u. s. w. versorge. Diese Forderung finden sie um so billiger, weil, ihrer Meinung nach, ein Poet, als Sänger von

Profession, immer ein Lied anstimmen kann, wenn er nur will; und da ihnen von der Möglichkeit, die Poesie herabzuwürdigen, nichts ahndet, so machen sie unter den Veranlassungen keinen Unterschied. Dem Dichter soll es gleichgültig seyn, was der zu Besingende für ein Mann ist. Genug, daß er ein Menschengesicht und einen christlichen Namen hat! Zuweilen scheint ihnen gar ein unbedeutendes Zusammentreffen der Umstände, das höchstens im gesellschaftlichen Gespräche interessirt, den reichsten Stoff zur Begeisterung darzubieten. Da tritt einer mit zuversichtlicher Miene in mein Zimmer: „Denken Sie nur! meine Schwester und meine Schwägerin sind heute, ungefähr zu gleicher Zeit, niedergekommen; jede hat einen Sohn, beyde Kinder werden mit einander getauft, und man giebt ihnen einerley Namen. Das ist doch eine herrliche Gelegenheit für einen Dichter! Man darf nur .... Warum lachen sie"? Weil sich dergleichen wohl in Reime bringen läßt, aber kein Gedicht daraus wird. — Der gute Mann erstaunt, bezweifelt mein poetisches Talent, und geht mißvergnügt weg.

Ein Andrer, der mich in voller Arbeit antrifft, beginnt mit einer Menge von Entschuldigungen.

Er ist weit entfernt, mir einen Theil meiner kostbaren Zeit rauben zu wollen, und bittet deßwegen nur um wenige Verse. Auch dieser begreift es nicht, wenn ich ihm sage, daß in den wenigen Versen, wo nicht ein neuer Gedanke, doch eine neue Wendung seyn muß, die man, bey alltäglichen Gegenständen, bey Gratulationen, Condolenzen u. dergl., oft lange vergebens sucht, und daß ein Paar Zeilen mir schon eben so viele Mühe gekostet haben, als ein ganzes Lied. Meine Antwort beleidigt ihn. Eine so kleine Gefälligkeit, denkt er, sollte man niemanden abschlagen.

Einige wollen mir es noch bequemer machen. Sie begehren nicht nur etwas Kurzes; sondern es braucht auch, wie sie sich ausdrücken, nichts Besonderes zu seyn. Was bleibt mir da übrig, als sie an den ersten besten Reimer zu verweisen, mit der Versicherung, daß ich mir niemals erlaubt habe, wissentlich etwas Schlechtes zu Papier zu bringen.

Manche hingegen sind so bescheiden nicht; sondern verlangen die Ausführung ihrer eigenen seltsamen Ideen, und muthen einem zu, was sich nur ein bezahlter Gelegenheitsdichter, oder ein Schildmaler gefallen läßt, welcher Letztere aller-

dings malen muß, was jeder ihm vorschreibt; dem Schuster einen gekrönten Löwen, der stehend mit den Vorderklauen einen Stiefel hält; und dem Perückenmacher eine aus den Wolken hervorgehende Hand mit einem Frisirkamm, und darunter eine modische Damenperücke. Mit dergleichen Kunden verliere ich nicht viele Worte; auch gehen sie gemeiniglich für immer von mir ab.

Unter den vielen Bitten um ein kleines Musengeschenk sind einige so freundlich, so dringend, daß mir wiederum die Weigerung in der Seele wehe thut; selbst dann, wenn Leute von gutherziger Einfalt mich um etwas ansprechen, das sonst eben nicht von mir gefordert wird.

Das Schlimmste ist, daß, wenn man zuweilen dem Wunsche derer, die eines Gedichtes bedürfen, Gehör giebt, und allen Fleiß anwendet, sie zu befriedigen, man dennoch selten ihren Erwartungen Genüge thut. Mehrentheils dünkt sie das, was man ihnen liefert, zu einfach. So ersuchte mich einst eine Dame, im Namen ihrer Familie, um eine Grabschrift auf ihre verstorbene Mutter, die vorzüglich wegen der ungemeinen Anhänglichkeit ihrer vielen Kinder und Enkel an sie bekannt war. Dieser Umstand zeichnete sie vor allen ihren Mitbürgerinnen aus. Ich schlug

deßwegen die wenigen Worte vor: Sie entschlief, wie sie gelebt hatte, in den Armen ihrer Kinder. Meine Freunde wünschten mir zu dem Gedanken Glück; nicht so die Anverwandten der Verstorbnen. Ihnen war, für eine so reiche, angesehene Frau, die Inschrift zu ärmlich; daher wandten sie sich an einen Andern, welcher die Wohlthätigkeit der Seligen, nebst ihren übrigen Tugenden, in allgemeinen Ausdrücken, ohne irgend etwas Individuelles, lobpreisen mußte.

So groß aber diese Unannehmlichkeiten sind, so läßt sich doch, nach Art der alten Akademiker, auf der andern Seite wieder mit eben so triftigen Gründen darthun, daß es sein Gutes hat, wenn man der Poet im Dorfe ist.

Wie Manchen kann man durch ein Paar Verse glücklich machen; wie Viele, die der Poesie abgeneigt waren, gewinnen, indem man, vermittelst derselben, ihnen bey dieser oder jener Gelegenheit Vergnügen verschafft! Nicht selten erwirbt einem die Gabe, Lieder zu dichten, den Eintritt in den Zirkel schätzbarer Menschen, um an ihren häuslichen Festen Theil zu nehmen, diese vielleicht zu veredeln, und Empfindungen zu wecken, durch welche das Familienband von neuem

geheiligt und enger geknüpft wird. Immer noch denke ich mit Rührung an die Feyer einer silbernen Hochzeit, bey der ich zugegen war. Blühende Söhne und Töchter, zwölf an der Zahl, saßen zur rechten und linken Hand ihrer Eltern, mit anderen Befreundeten, geschmückt um die glänzende Tafel herum. Wo man hinblickte, war Reichthum und Pracht. Auf einmal ertönten im Nebenzimmer musikalische Instrumente, die ein, nach einer Kirchenmelodie von mir verfertigtes, von den Tischgenossen zu singendes Lied ankündigten. Der Gesang begann mit den Worten:

„Du, dessen Arm uns beugen,
Und uns erhöhen kann,
Wir rufen dich zum Zeugen
Von unsern Freuden an;
Wo Menschen dir lobsingen,
Ist Tempel und Altar:
Nimm unsern Dank! wir bringen
Ihn dir mit Thränen dar."

Schon am Schlusse dieser ersten Strophe waren Alle tief bewegt; Andacht herrschte im ganzen Saal. Die zweyte sangen sie mit zitternder Stimme; in der dritten, bey den Versen:

„Daß unser Gut und Habe
Kein Fluch, kein Winseln drückt,"

war kein Auge mehr trocken; die meisten Stimmen schwiegen, und am Ende stürzten die Kinder weinend in die Arme der weinenden Eltern. Muß mir nicht, bis auf den heutigen Tag, die Stunde gesegnet seyn, die mich zu jenem Liede begeisterte?

Was ich, selbst mitten im Gedränge der Geschäfte nie verweigere, ist eine Grabschrift, wenn sie anders nicht zum Prunke dienen, sondern ein bleibendes Denkmaal zärtlicher Verehrung seyn soll. Die Pflicht, die mich zu einem so frommen Werke antreibt, ist mir noch unverletzlicher geworden, seitdem eine, über den Verlust ihres Kindes trauernde, Mutter mich, aus einer Entfernung von hundert Meilen, um wenige Worte bitten ließ, das geliebte Grab damit zu bezeichnen, und hinzusetzte, daß dieses der einzige Trost wäre, den sie noch auf Erden hoffte.

Ich verachte die Muse, die, nachdem sie gescherzt, und Freudenlieder gesungen hat, nicht trösten will. Noch dazu ist das, was man auf einen Grabstein schreibt, für Mehrere geschrieben, die des Trostes bedürftig und seiner werth sind. Wie oft kommt eine gute Seele dahin, der es wohl thut, daß an dem ernsten Orte, wo Tod

und Verwesung sie umgiebt, ein freundlicher Genius in der Inschrift mit ihr redet!

Wenn Horaz den Beruf des Dichters in das gehörige Licht stellen will, so rechnet er unter die Verdienste desselben, daß die bey den Römern üblichen Chöre der Knaben und Mädchen aus seiner Hand die Gebete und Lieder empfingen, mit denen sie an öffentlichen Festen die Götter versöhnten *). In der That kenne ich keinen rühmlichern Gebrauch der Dichtkunst, als ihre Anwendung bey irgend einem Volksfeste. Wie mancherley Anlaß giebt nicht eine solche Feyerlichkeit, Bürgertugend, Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Regenten ohne Sclavengeist, Gefühl für Nationalehre, und Gefallen am Guten und Schönen rege zu machen! An Freudentagen werden die Gemüther am leichtesten gestimmt. Gern war ich deßwegen an solchen Tagen meinen biedern Mitbürgern bey der Ausschmückung ihrer Ehrenpforten, Pyramiden u. s. w. behülflich, und wenn die Stadt ein Fest beging, so feyerten es fast immer meine Gesänge mit.

Die Erinnerung an diese bleibt mir theuer, weil sie mit dem Bewußtseyn verbunden ist, daß,

*) Horat. Epist. I. v. 132. sqq.

obwohl ich dergleichen Werke für ephemerisch ansah, ich dennoch, um mein den Musen gethanes Gelübde nicht zu brechen, eben so vielen Fleiß darauf wendete, als wenn sie mich überleben sollten. Insonderheit beruhigt es mich, daß ich, bey keiner politischen Veränderung, in keinem Lobgedicht auf den Fürsten des Landes, im eigentlichen Verstande gedichtet, sondern selbst auf die Gefahr hin, weniger patriotisch zu scheinen, die Wahrheit über Alles heilig gehalten habe; weßwegen ich, in dieser Hinsicht, aus den erwähnten Gesängen keine Zeile wegwünschen darf.

Außer dem höheren Genuße, welcher mir durch meine Bereitwilligkeit, bey Gelegenheiten zu singen, zu Theil wurde, gab es oft belustigende Auftritte für mich, wenn Leute aus verschiedenen Classen ihre verschiedenen Anliegen, jeder nach seiner Art, vorbrachten.

Der Vater eines jungen Menschen, der einem Prälaten als Koch diente, glaubte, sein Sohn könnte sich dem gnädigen Herrn durch nichts besser empfehlen, als durch einige Verse auf dessen Namensfest, und diese würde niemand kräftiger machen, als ich. Mir fielen gleich die cœnæ pontificum des Horaz und die bekannte Stelle des Boileau ein:

„La déesse, en entrant, qui voit la nappe mise,
Admire un si bel ordre, et reconnait l'église". *)

Wirklich wär' ich in der Laune gewesen, mich in die Devotion eines Klosterkochs zu versetzen; aber ich hatte den Prälaten nie gesehen, und wußte nicht, wie er den Spaß aufnehmen würde.

Nicht so gemüthlich war es mir, einem Pastetenbecker zu willfahren, der einen Reim brauchte, um eine Namenstagpastete damit auszustaffiren. Hingegen that es mir leid, ein Paar hübsche Bürgerstöchter unbefriedigt von mir zu lassen, die mit etwas schwerem Herzen und verschämtem Blicke sich mir näherten, obgleich eben dieser Blick mit einer gewissen Schlauheit zu verstehen gab, daß man einem Mädchen nicht leicht eine Bitte abschlüge. Sie wollten, nach hiesiger Gewohnheit, eine Brautkutsche mit einem rosenfarbnen Bande aufhalten, und dazu hatten sie einen Spruch in Versen nöthig. Aber die Zeit war zu kurz, und die aufzuhaltende Braut mir völlig fremd. Ich konnte daher nicht urtheilen, in wie fern sie mit dem rosenfarbnen Bande sich in Verbindung bringen ließe.

Naiver noch als diese, brachte mir ein anderes

---

*) Im Lutrin.

Frauenzimmer, das, gleich ihnen, dabey auf seine schönen Augen rechnete, einen Gruß von seinen Aeltern, bestellte bey mir ein Gedicht, als wenn sie von einer Putzmacherin ein Kopfzeug verlangte, und bestimmte den Tag, wenn es fertig seyn müßte. Ich versprach es, und hielt Wort.

Viele, die nichts von meiner Arbeit begehrten, fragten mich wenigstens wegen der ihrigen um Rath. Eines Tages, als ein talentvolles Fräulein mit einem selbstverfertigten Räthsel zu mir gekommen war, und wir beysammen saßen, um eine Kleinigkeit darin zu ändern, wurde angeklopft. Es war ein Maurermeister. So wie er die Thür öffnete, fielen seine Augen auf das ihm unbekannte Fräulein. Er lachte gar drollig sie an, und sagte: „Ich merke schon, warum sie da sind! Ich habe auch so etwas zusammengestoppelt, das ich dem Herrn zeigen möchte, damit er, was nicht recht ist, verbesserte." — Das Zusammengestoppelte war eine Rede, welche bey der Gelegenheit gesprochen werden sollte, da die Maurer in eine neue Herberge zogen, und ihre Zunftfahne dahin trugen. Ich las sie. Es wurden, wie gewöhnlich, die berühmtesten Gebäude, vom Thurm zu Babel bis auf Salomons Tempel, und von ihm bis auf unsre Zeiten, angeführt.

Ich fragte, was er für Zuhörer hätte? Lauter Maurer, gab er zur Antwort. Nun, so ist an der Rede nichts auszusetzen, sagte ich; sie ist jedem verständlich, und gereicht der Profession zur Ehre. Mein Redner dankte, und verließ mich, äußerst vergnügt über meinen Beyfall.

Auch bey diesen Auftritten wußte ich das Vertrauen meiner guten Mitbürger zu schätzen. Möge nur mein zunehmendes Alter mir vergönnen, meiner Muse noch dann und wann einen Gesang abzulocken, der ihnen Freude macht!



Gnome.

So viel man auch von Neuheit spricht,
Hält man die alte Treue
Doch noch, in Prosa und Gedicht,
Für besser, als die neue.

An meinen Arzt, den Herrn Hofrath Ecker. *)

Ist keine Rettung denn zu finden?
Auf Erden und im Himmel nicht?
Soll, wo das kleinste Dämmerlicht
Dem irrenden, verlaßnen Blinden
Auf rauher, fremder Bahn gebricht,
Ihm, nah und fern, kein Laut verkünden,
Daß hoch auf Bergen, tief in Gründen
Mitleidig manches Herz noch schlägt?
Umsonst! durch finstre Wüsteneyen
Fortwankend unter Dornen, trägt
Der Greis auf mattem Arm den treuen
Gefährten, in der öden Welt
Sein Alles! Eine Schlange hält

*) Dem ich durch meinen Sohn einen Kupferstich übersandte, auf welchem Belisarius seinen sterbenden Führer, einen Knaben, trägt, um dessen Fuß eine Schlange sich gewickelt hat.

Des Lieblings theuern Fuß umwunden.
O wehe, weh! Der Knabe neigt
Das fromme Haupt; die Stimme schweigt,
Die süßen Trost in bangen Stunden
Und neuen Muth dem Dulder gab.
Nun wird mit seinem Pilgerstab
Allein er wandern. — Ach! die Hülle
Des Freundes fordert noch ein Grab
Von ihm, in dieser Todesstille,
In dieser Nacht. — Laß weilen hier
Mich, o du Armer! um mit dir,
Wo Klüfte schauernd dich umringen,
Zu klagen, Thränen dir zu bringen.
Dann aber laß den Klaggesang
Verstummen, und mit lautem Dank
Den Blick zum Himmel mich erheben!
Des Sohnes Wange seh' ich blühn;
Noch drück' ich an den Busen ihn,
Den Einzigen, an dessen Leben
Mein Leben hängt. — Es öffnet zwar
Dieß Auge sich dem Morgenschimmer!
Auf meinem Wege boten immer
Sich lustige Gefilde dar,
Und unter Seelen, treu und wahr,
Ist grau geworden dieses Haar.
Doch, von dem Einzigen geschieden,

Was wäre Sonnenstrahl hienieden
Für mich? Da rauschte mir kein Bach;
Es tönten, Flur und Hain zu wecken,
Nicht mehr der Lerche Lieder. — Ach!
Wie schien, mit allen seinen Schrecken,
Mir einst der Augenblick so nah!
Hinwelken sah ich ihn; ich sah
Mit Todesblässe sich bedecken
Die liebe, freundliche Gestalt,
Mir lächelnd noch — voll Jubel wallt
Dieß Herz dem Retter nun entgegen.
O, bey des Pulses letzten Schlägen
Sey mein Gebet des Freundes Lohn!
Es theile weinend dann mein Sohn
Mit ihm den väterlichen Segen!

An Ebendenselben, nach einem Gespräch über den Tod.

Ja, Freund, der dürre Knochenmann,
Der, eh' ihn Lessing exilirte,
Das Leichen-Carmen stattlich zierte,
Ward längst zum Engel mir; ich kann
Ihm scharf und fest ins Auge sehen,
Die Hand ihm bieten, mit ihm gehen,
Wohin der Edeln mir voran
So mancher ging. Wie sollt' ich zagen
Als Greis, den letzten Schritt zu wagen,
Den oft mit unerschrocknem Muth,
In seiner Jugend schönsten Tagen,
Ein zartes, holdes Mädchen thut?
Was der Natur im Schooße ruht,
Was sie am mütterlichsten hegt,
Das Schwächste, wenn sein Stündchen schlägt,
Muß los sich von dem Leben ringen.
Der Vogel, der mit Hüpfen, Singen,

Sein täglich Brod so leicht erwirbt,
Auch er verstummt; in seine Schwingen
Hüllt er sich ein, und wankt und stirbt!

Des Sterbens kurzer Augenblick
Stört mir, o Freund! das heut'ge Glück
Nicht mehr, als jenem kleinen Sänger;
Indessen ist und bleibt es wahr:
Hat man sein zehntes Stufenjahr
Gezählt, so bleibt man gern noch länger,
Um fortzuzählen. Zwar entweicht
Der Muth, wenn erst die Wange bleicht;
Allein Gewohnheit knüpfet enger
Das Band, das uns hienieden hält;
Dem Alten macht sie diese Welt
Zur süßen Heimath; hier gefällt,
Und wär' es noch so schlecht gezimmert,
Sein Häuschen ihm; die Wohnung dort,
So freundlich sie das Grab umschimmert,
Ist fremdes Land; den Alten kümmert,
Was Trennung heißt; kein Abschiedswort
Läßt je sein dunkelnd Auge trocknen;
Umsonst, daß jede Blüth' ihm dorrt,
Daß alle Freudenquellen stocken!
Dem Herzen, dem so wenig blieb,
Wird das Gebliebne doppelt lieb.

Auch mir, obschon am nahen Grabe
Die wartenden Cypressen wehn,
Ist noch das Plätzchen Erde schön,
Wo mich, bey meiner armen Habe,
Was jeder Tag, was jede Zeit,
Und selbst der rauhe Winter beut,
Durch kindlichen Genuß erfreut.
Denn nie hab' ich beym Lebensmahle
Geschwelgt, des Geistes Mark verzehrt;
Auch ward der reinern Wollust Schale
Nicht bis zur Sättigung geleert:
Drum schmerzt es mich, von hier zu scheiden!

Wohl schwing' ich oft mich zu den Freuden
Der unsichtbaren Welt empor;
Schon winken mir, im sel'gen Chor,
Die Lieben, einst mit tausend Zähren
Von mir beweint; in lichtern Sphären
Umarmt von Schlosser, neben Gleim
Und Pfeffel, fühl' ich mich daheim;
Und doch vermag der hohe Traum,
Voll Paradieseswonne, kaum
Den stillen Seufzer abzuwehren:
„Mein erstes Vaterland, der Stern
Dort unten, wie so klein, so fern!
O könnt' ich zur entschwundnen Flur

Zurück, auf Augenblicke nur,
In Stunden zarter Sehnsucht kehren,
Begrüßen dann mein niedres Dach,
Die Gattin wieder sehn, und, ach!
Des Sohns geliebte Stimme hören!"

Du lächelst, Freund, und nennst mich schwach?
Ich fürchte nicht, dir zu gestehen,
Was menschlich ist. Nur feiges Flehen
Entehrt den Mann; ich harre still
Dem Tode jeden Tag entgegen;
Da, wo sie mich zur Ruhe legen,
Kommt auch herab im Mayenregen,
Im Windeswehn, der Gottheit Segen;
Kann aber Dein getreues Pflegen
Dem Lämpchen, das erlöschen will,
Die matte Flamme noch erhalten,
So nimm den Dank des frohen Alten!
Ich weiß, wenn ferner mir der Hain
Nicht flüstert zum Gesang der Leyer,
Wenn, schweigend, ew'ge Nacht den Schleyer
Verbreitet über mein Gebein,
Dann wird im Angedenken theuer
Noch dieser Händedruck Dir seyn.

An das Freyburger Wochenblatt.

Am 1. Januar 1810.

Soll ich den jährlichen Tribut
Dir auch im Alter noch entrichten?
Mit weißem Haar und kälterm Blut
Läßt sich's — Du weißt es allzu gut —
Zwar Verse machen, doch nicht dichten.
Das Schlimmste ist, daß Du für Stadt
Und Land, für Laien und für Kenner,
Ein neues Lied am ersten Jenner
Begehrst, weil sonst ein Wochenblatt,
Jahr aus Jahr ein, nichts Neues hat.
Da wird versteigert, liquidirt,
Verordnet und republizirt,
Ein Vagabund signalisirt,
Und, wer entläuft, des Lands verwiesen;
Vielleicht ein Zahnarzt angepriesen;

Das Wetter pünktlich revidirt,
Ob es getrübt war oder heiter;
Man tauft, begräbt und kopulirt,
Und hinten nach zu hoher Gunst
Empfehlen sich, mit ihrer Kunst,
Seiltänzer, Sänger, Springer, Reiter,
Putzmacherinnen und so weiter.
So stellest Du, getreu und wahr,
Uns diese Welt im Kleinen dar,
Wo Jeglicher sein Wesen treibt,
Und alles doch beym Alten bleibt.
Wer aber liest, will Neues lesen,
Und Neues schreiben muß, wer schreibt;
Da träumt man sich, was nie gewesen,
Noch seyn kann, was den Geist bethört,
Was nie ein sterblich Ohr gehört,
Und wir, im Nebel nur gesehen,
Vor lauter Neuheit nicht verstehen.

Deßwegen lob' ich mir die Zeit,
Als, gern in der Vergangenheit
Noch lebend, voll Genügsamkeit,
Man sich des Langbesessnen freute,
Nicht ohne Noth das Haus erneute,
Das manche Wonne, manches Leid
Und mancher Segensspruch geweiht;

Wo, an des Vaters letzte Lehren
Still mahnend, noch in steten Ehren
Sein Lehnstuhl an geliebter Wand,
Gekrönt mit seinem Bilde, stand. —
Die Glücklichen! Sie hatten länger
An jeder Freude, knüpften enger
Der Liebe schönes, heil'ges Band,
Und horchten, der Natur verwandt,
Auf süße Töne. Wohl dem Sänger,
Wenn er den Weg zum Herzen fand;
Denn unverändert blieb die Weise;
Was einst im jugendlichen Kreise
Der Knabe lernte, sang der Mann;
Noch stimmten es dem frohen Greise,
Auf sein Gebot, die Enkel an.

Allein dieß Lob vergangner Zeiten
Wozu? Soll, an des Liedes Statt,
Du weit umher geles'nes Blatt,
Es Dich ins neue Jahr begleiten?
Altväterisch heißt ein Gedicht,
Das nicht mit fremden Zungen spricht,
Das ein gemeiner Menschensinn
Zu deuten sich erkühnt, worin
Der Geist mit Fledermäuseschwingen
Nicht auf zur Burg der Eule fliegt,

Aus dunkeln Fernen uns zu bringen,
Was, ungesucht, vor Augen liegt.

Doch, hast Du Muth, in unsern Tagen
Mit meinen Reimen, wie sie sind,
Hinaus Dich in die Welt zu wagen:
So lächle Mann und Weib und Kind
Treuherzig an in großen Häusern;
Im weiten duftenden Gemach,
Und wo das Stübchen unterm Dach
Ein Bund von aufgeles'nen Reisern
Erwärmt. Vor allen nahe dich
Den Trauernden. Es tönet heute
So vielen, ach! das Festgeläute,
Wie Sterbeglocken, schauerlich:
O klage leis' an ihrer Seite!

Dann bitt' in Einfalt das erneute,
Vom Winter noch bestürmte Jahr
Um seinen Segen, wenn im Haar
Der Lenz die erste Blüthe trägt;
Daß, von des Friedens Hand gepflegt,
Sein Haupt der Obstbaum mild erhebe,
Und ihre süße Frucht die Rebe
Dem Reichen und dem Armen gebe.

Und endlich sage zum Beschluß
Den Bessern, welche sich nicht schämen,
Vom Himmel etwas anzunehmen,
Ein altes deutsches: Gott zum Gruß!

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey.

Mag immerhin der Freudenlose,
Der gern im einsamen Winkel sitzt,
Und, bitter lachend, die Feder spitzt,
Mag er, in Versen oder Prose,
Weil nichts vor seiner Laune schützt,
Weil er nicht achtet des Zarten und Schönen,
Das Weib, und den Bund der Liebe verhöhnen!
Nicht minder ist und bleibt es wahr,
Daß, ehe man noch zu Epigrammen
Die Reime fand im ersten Jahr
Der Welt, die Vögel schon beysammen
Im Laube saßen, Paar und Paar.
Es paarten sich, im Thal, auf der Höhe,
Die weidenden Schafe, die hüpfenden Rehe!
Die Bäum' und Blumen hielten sogar
Ihr Hochzeitfest, als sie, zu zweyen
— Denn Einzelnes konnte nicht gedeihen —
Der Erde Mutterschooß gebar.

Deßwegen sah der erste Mann,
Allein im Paradiese noch hausend,
Mit schwerem Herzen jene tausend
Und tausend glückliche Pärchen an!
Die wogende Palme, die spiegelnden Quellen
Vermochten ihm nicht den Blick zu erhellen;
Auch hatt' er an rauschenden Wasserfällen,
Wie an der Nachtigallen Klage,
Sich müde gehört; er ging, und sann
Bis er, an einem der heitersten Tage,
Vor langer Weile zu schlafen begann.

Von Düften der Balsamstaud' umflossen,
Vom kühlenden Cederwipfel umwallt,
Lag er; kaum waren die Augen geschlossen,
Als ihm die lieblichste Gestalt
Der Träume schönster entgegen brachte,
Die jetzt, indem er seufzend erwachte,
Lebendig ihm zur Seite saß.
Voll süßen Staunens, im Uebermaß
Der Wonne, mangelt ihm Wort und Ton!
Indeß bedarf es nicht der Frage:
Wer bist du? Beyde kennen sich schon
Am gleichen, vollen Herzensschlage.

Zum Unglück währte, wie leider es noch
Geschicht, die Flitterwoche nicht lange;

Der Apfelbaum, die geschwätzige Schlange,
Das unerfahrne Weibchen — jedoch,
Aus seiner lustigen Heimath getrieben
Ins Dornenfeld zu saurer Müh',
Ertrug der Mann es, am Arm seiner Lieben,
Und wäre wahrlich ohne sie
Kein Stündchen länger in Eden geblieben.
Wie sollt' er auch? Den Waller im Hain
Beseligen nicht die Blüthen allein.
Weit eher, als ohne Liebesverein
Gebietender Herr der Schöpfung seyn,
Will ich ein trautes Geschöpf umfassen,
Und mich ein wenig meistern lassen.

Zwar küssen in steter Einigkeit
Sich nur die Turteltauben im Neste;
Ist unsre Wirthschaft gleich die beste,
Sind nie die liebenden Herzen enzweyt,
So fordern stolze Männlichkeit
Und Weibersinn, durch Blick und Rede,
Sich dann und wann zur häuslichen Fehde;
Willkommen aber sey der Streit,
Der frische Reitz dem Leben leiht!
Eintönig, zum alltäglichen Liede,
So sehr man ihn preist, wird ewiger Friede.
Nur der Versöhnung Kuß erneut

Die sterbenden Freuden — Wie leicht verzeiht,
Wer gern am Busen der Einzigen ruht,
Dem treuen Geschlechte, dem holden und
schwachen!
Es weiß, den kleinsten Fehler gut
Durch tausend gefällige Dienste zu machen.

Drum glücklich, wenn der Morgen uns lacht,
Und glücklich, in sternenleerer Nacht,
Auf ödem Weg, in lockenden Gründen,
Wenn Jugend unsern Muth erhöht,
Von allen Hügeln Begeisterung weht,
Und wenn dem Greise die Kräfte schwinden,
Im Dorfe glücklich und in der Stadt,
Wer ein geliebtes Weibchen hat!

Als le Franc de Pompignan die Klaglieder des Jeremias übersetzt hatte.

Nach dem Französischen des Voltaire.

Es drückte Manchen schon des Lebens harte Bürde;
Wie Jeremias hat doch Keiner noch geweint;
Er prophezeyte, wie es scheint,
Daß Pompignan ihn übersetzen würde.

Der Namenstag.

An den Herrn Geheimenrath von Ittner, bevollmächtigten Minister in der Schweiz.

Freyburg, den 26. April 1810.

Warum, mein Verehrungswürdiger, mußten Sie am 23. d. uns fehlen? Nicht nur meine Familie, sondern der ganze Zirkel meiner hiesigen Freunde und Freundinnen feyerte, wie gewöhnlich, meinen Namenstag, und gern hätten wir Sie, mit Ihrer frohen Laune, in unsrer Mitte gehabt. Auch wäre dann zu den übrigen Gaben, die ich empfing, noch ein lateinisches oder griechisches Distichon hinzugekommen. Es war für mich und die Meinigen wieder ein schöner Tag, und von neuem freute mich's, daß ich seit meinem Aufenthalt in Freyburg im Besitz eines Namenstages bin, da ich zuvor, wie es in vielen Ländern üblich ist, nur einen Geburtstag hatte. Freylich ist dieser wichtiger, als jener, weil man

seinen Namen nicht eher erhält, bis man geboren ist, und nur die Philosophen dann und wann einem Ding eine Benennung geben, das sich weder im Himmel noch auf Erden findet, auch wohl niemals finden wird. Indessen bleibt die Namensfeyer eine löbliche Sitte, selbst für diejenigen, die, gleich mir, keinem Heiligen als Namenspatron sich anbefehlen können, oder denen ihr Patron so wenig seyn kann, als mir mein Namensverwandter, der muthige Ritter St. Georg; denn, ob ich gleich in meiner Jugend den besten Willen gehabt hätte, so wie er, ein hübsches Mädchen zu befreyen, so weiß ich doch nicht, wie der Kampf mit dem Lindwurm ausgefallen wäre. Unmöglich kann uns der Name gleichgültig seyn, bey welchem wir, in den frühesten Jahren, von Eltern, Geschwistern und Gespielen genannt wurden; dieser Laut, den wir, mit den Worten Vater und Mutter, zuerst von andern unterscheiden lernten. Noch in spätern Jahren tönet in ihm etwas von der Liebe und Freude, des Mitleids und der Warnung, womit die treuen Gefährten unsrer Kindheit ihn aussprachen; und nicht selten weckt er dieses oder jenes süße Andenken auf, das im Dunkel der Vergangenheit schlummert. Wenn Einige deßwe-

gen lieber die Geburts- als Namenstage gefeyert wissen wollen, weil erstere den Wenigsten außer der Familie bekannt sind, folglich auf den häuslichen Kreis sich einschränken; an den letztern aber Viele Theil nehmen, mit denen man in keiner genauen Verbindung steht; so bin ich nicht dieser Meinung. Ich betrachte die Besuche bey dergleichen Gelegenheiten, sobald sie nicht steifes Hofceremoniel sind, wie die Terminalien der alten Römer, da die Grenznachbarn zusammen kamen, und man, nebst den größern Streitigkeiten, die geringern Zwiste beylegte, zuweilen auch geheimen Groll besänftigte. Giebt es doch im menschlichen Leben der kleinen Mißverständnisse, der unwillkührlichen Beleidigungen, der Anläße zu falschem Argwohn so viel; und wie Manches schon ist, an Freuden- und Ehrentagen, durch eine wohlwollende Miene, durch eine dargereichte Hand, in ein milderes Licht gestellt, ausgesöhnt, in Vergessenheit gebracht worden. Oft sogar scheint eine bloße Glückwünschungskarte, mit rothen Herzen bezeichnet, einem freundlich zuzulächeln, und zu sagen: Laß uns wieder Freunde seyn! — Aber ist es nicht, als wollte ich durch ein Programm über Namenstage Ihnen den meinigen, der vorüber ist, hinten noch ankündi-

gen? Genug also, der Tag wurde gefeyert, so herrlich gefeyert, daß er mir oft in der Erinnerung von neuem aufgehen, und, wenn eine trübe Stunde naht, sie durch einen Wiederschein erhellen wird.

Gleich beym Erwachen ahndeten mir die Freuden, die mir bevorstuhnden. Als ich in das Wohnzimmer trat, fand ich die ersten Geschenke, zu denen meine Frau einige Töpfe mit Aurikeln gestellt hatte, weil diese, wegen ihrer anspruchlosen Schönheit, mir vor andern lieb sind. Zugleich zeigte sie mir etwas zum Morgenanzuge für mich, und rühmte selbst die uneigennützige Sorgfalt, mit der sie darauf bedacht wäre, daß, wenn junge Damen in der Früh mich besuchten, ich auf die gefälligste Art vor ihnen erscheinen könnte. Wirklich war eine Dame zugegen, die mir eine köstliche Urne von Krystall anbot, voll der seltensten Blumen, so malerisch geordnet, als hätte sie dabey die, wegen ihrer Kränze so berühmte, Athenienserin, Glycere, zur Rathgeberin gehabt.

Mein Sohn zog mich durch sein Geschenk aus einer sonderbaren Verlegenheit. Mein grünes Käppchen, das mich so oft zu Ihnen nach Heitersheim begleitete, als noch die, jetzt niedergerissenen,

Acacien vor Ihrer Thür mich bewillkommten, noch die prächtige Pappel stand, und zum Frühstück uns rauschte; dieses Käppchen fing an, vor Alter schwarz zu werden; und dennoch mocht' ich es, weil es so lange mir gedient, so vieles mit mir erlebt, verschiedene Reisen mit mir gemacht, nicht verabschieden. Mein Sohn bat mich, ein neues von ihm anzunehmen, welches von der Liebe seine Weihe bekam, und in dem ersten Augenblicke, da es aus seiner Hand in die meinige überging, mir theuer war.

Nun folgte ein Geschenk dem andern. Zum blühenden Rosenstocke gesellte sich der goldne Lack, und der Blumensträuße wurden so viele gebracht, daß es das Ansehen hatte, als wären die Gärten um Freyburg leer gepflückt worden, damit sich mein Zimmer in einen Garten verwandelte.

Selbst die Armuth spendete einige Blumen zur Gabe, welche, wie Sie leicht errathen, nicht weniger in Ehren gehalten wurden, und neben den kostbarsten ihren Platz erhielten.

Verschiedene dieser Geschenke hatten schriftliche Beylagen, die ihren Werth verdoppelten. So der Auerhahn, mit dem mich mein Freund Schnetzler überraschte, die krystallene Theebüchse

meines guten, treuen Arztes, und andere. Die Gedichte der beyden erstern — denn Eckers Prosa ist mehr Gedicht, als viele unsrer neuesten Poesien — übersende ich Ihnen, nebst einer Ode von Neveu.

Mögen Sie nur meine Antworten nicht zu lang finden! Es wäre traurig, wenn das Alter den Dichter, auch als Dichter, geschwätzig machte.

Leben Sie wohl!

Beylagen.

I.

Blumen sendet dir heut durch Grazienhände
der Frühling;
Ich, ein Freund Epicurs, sende den Auer-
hahn dir,
Auf dem rauhen Gebirg des mächtigen Dängele-
geistes
Hat ihn Diana erlegt, und dir zum Opfer
geweiht. *)

X. Schnetzler.

---

*) Man s. das Gedicht von Hebel: Geisterbesuch auf dem Feldberg, in der Iris für 1810.

Antwort.

Mit seltenem Erstaunen sahn,
Gewöhnt an Einfalt, unerfahren,
Des kleinen Herdes kleine Laren
Das Wunderthier, den Auerhahn,
In seiner Riesengröße nahn.
Wohl hörten sie den Haushahn krähen;
Und kommt ein Feyertag, so drehen
Am Spieße Taub' und Ente sich;
Allein noch nie besuchte mich,
Herab von unsers Feldbergs Höhen
Der stolze Vogel, dort gehegt,
Den man, um Feste zu begehen,
Auf der Magnaten Tafel trägt.
So pflegt, mit treu besorgten Händen,
Die Freundschaft öfter mir zu spenden,
Was mir das Glück nicht zugedacht;
Was ich, genügsam, gern den Reichen
Gegönnt, was aber doch, als Zeichen
Der Liebe, frohe Stunden macht.

II.

Bontekoe*) hielt vor hundert vierzig Jahren dem chinesischen Theestrauch eine ärztliche Lobrede; ihm war der Blätter lieblich duftender Aufguß, den auch Du liebst, eine Panacee. Eine Panacee, tränke man auch nach Bontekoe zwey hundert Tassen in einem Tage, ist der Thee wahrlich nicht; und doch wünschte ich so sehnlich, eine Panacee für Dich zu finden. Darum sey diese krystallene Büchse, mit Thee gefüllt, ein Symbol der zärtlichsten Sorgfalt, mit der ich jedes Uebel, das einst Pandorens Büchse entstürzte, von Dir scheuchen möchte; leer sey sie ein Symbol jener, in der die Hoffnung zurückblieb, die Hoffnung, Dich heiter und froh an diesem Tage nach einem Jahrzehend wieder zu umarmen.

Ecker.

---

*) Ein berühmter Arzt, von Geburt ein Holländer.

Antwort.

Dient gleich der balsamreiche Thee
Den Kranken nicht zur Panacee;
So lindert er doch manches Weh,
Hat manchen Kummer schon gestillt,
Und mit den Busen oft erfüllt
Mit seligen Begeisterungen.
Oft sang ich nach, was Kienlong *) gesungen;
Es rührte mich des Liedes Lieblichkeit,
Das Baggesen der Staude China's weiht **).
Darum, o Freund! ist mir dein Feyer=
Geschenk auch ohne Sinnbild theuer;
Als Sinnbild aber wirds zum heil'gen Pfande mir;
Denn eingegeben hat es treue Liebe Dir.
Was kümmert mich der ganze Troß

*) Der letztverstorbene chinesische Kaiser, welcher ein Lobgedicht auf den Thee verfertigte.

**) Man s. das schöne Theelied dieses Dichters.

Von tausendfachen Erdenplagen,
Den, in der Unschuld goldnen Tagen,
Pandorens Büchse noch verschloß?
Du wirst ihn weg von meinem Lager scheuchen,
Und, will die Hoffnung selber weichen,
Als Labsal, tröstend, mir den letzten Becher
reichen.

III.

An den 23. April 1810 *).

Sey mir in deinem Blüthenkleide
Wie ein ersehnter Freund gegrüßt,
Den in des Herzens stiller Freude
Der Freund umschließt!

Du bietest mir die schönste Gabe,
Die Sterblichen der Himmel beut,
Die mich geleiten soll zum Grabe,
Entzogenheit.

Zwar ist mein Jugendtraum geendet,
Und mancher Hoffnung Knospe fiel;
Doch, froh der Zukunft zugewendet,
Steh' ich am Ziel.

---

*) Der Dichter hatte gerade an diesem Tage seine Stelle als Regierungsrath niedergelegt, um künftig seine Zeit zwischen der Landwirthschaft und seinen Lieblingsstudien zu theilen.

Hat gleich das Ideal gelogen;
  Mir blieb ein besseres Gefühl.
Hat mich ein Gaukelspiel betrogen;
  Mir ward doch viel.

Mir ward aus deiner Schönheit Fülle,
  Natur, der reichlichste Gewinn;
Für Recht und Wahrheit reiner Wille,
  Und fester Sinn.

Mir ist ein Genius begegnet;
  Ein vom Geschick erflehter Freund;
Der Stunden beste sey gesegnet,
  Die uns vereint!

Es war mein Geist in Nacht versunken,
  Und meines Daseyns Hälfte schlief,
Bis er den heil'gen Götterfunken
  Ins Leben rief.

Das erstgeborne meiner Lieder,
  Das meiner Wünsche Streit entschied,
War ihm geweiht; einst tön' ihm wieder
  Mein letztes Lied.

v. Neveu.

Antwort.

Als Rath, mit einem Amtsgesicht,
Collegialiter am langen Tische sitzen,
Sich selbst mehr, als dem Staate nützen,
Und, wenns an eigner Kraft gebricht,
Gemächlich sich auf Andre stützen:
Wer das gelernt hat, weicht von seiner Stelle nicht.
Wen aber stündlich das Gewicht
Des Mitregierens drückt, weil lauter seine Pflicht,
Als tausend fremde Stimmen, spricht;
Wem, jedes heil'ge Recht zu schützen,
Sein Herz gebeut, der trauert oft, und schwebt
In Zweifeln, ob sein ernster Wille
Wohl je das hohe Ziel erstrebt.
Vielleicht auch denkt er in der Stille,
Mißmüthig, dem Beatus ille
Des Flaccus nach, und legt, o Freund! wie Du,
Die Acten weg, die Störer seiner Ruh.
Ein ländlich Dach soll ihm der Freuden Fülle
Gewähren; schon vergißt er im geprieſ'nen Thal
Den stattlichen Regierungssaal.

Wird seinen Tagen hier das Glück die Kränze
winden,
Die er gehofft? wird in umbüschten Gründen
Nicht, bey dem Quellgemurmel, bey dem Spiel
Des Morgenwinds, ein höheres Gefühl
Erwachen, Rechnung von ihm fodern,
Und auf von neuem so das Feuer lodern,
Das den, für Menschenwohl besorgten, edeln Geist
Unwiderstehlich fort zu Müh und Arbeit reißt?
Kann ihm sein Feld, sein Meierhof genügen?
Du weißt: Ein Leben, thatenlos,
Pflegt, in der Ruhe weichem Schooß,
Uns mit uns selber zu entzweyen;
Von Wunsch zu Wünschen irren wir — doch nein!
Du folgtest nicht dem Ruf in Flur und Hain,
Um ohne Zwang im Schatten da zu liegen,
Des Anblicks froh, wenn Deine Stiere pflügen,
Die Schafe weiden, und die Blüthen niederschneyn.
Du wirst, o Freund! im innigsten Verein
Mit der Natur, geschäftig seyn,
Was Kunst und Fleiß vermag, vom Boden zu er-
ringen;
Nicht aber seinen Ueberfluß,
Nicht den Gewinn, den Trift und Forst und Gar-
ten bringen,
Hingeben eitelm Prunk und üppigem Genuß.

Der Hungrige wird Deine Garben
Zu seinem Troste binden sehn,
Und Hoffnung denen, welche darben,
Von Deinen obstbeladnen Bäumen wehn.
Oft auch, wenn Du der Nachbarn Saat
Umwandelst, geht ein Sohn des Kummers Dir
entgegen;
Du hilfst ihm auch durch treuen Rath,
Und in dein Schlafgemach begleitet Dich sein
Segen.

Vor allem, Freund! ist zu erwägen,
Daß Dich in Amt und Pflicht die Muse nahm,
Die lächelnd schon zu Deiner Wiege kam.
Will sie mit ihrem Günstling sprechen,
So wählt sie Wies' und Wald, die Einsamkeit
an Bächen;
Den Lorber legt sie nie auf einen Actenstoß.
Sie winkt Dir; säume nicht! preiswürdig ist das
Loos
Des Sängers; seine Leyer kann
Beseligen den Biedermann,
Und Leidende mit dem Geschick versöhnen.
Das letzte Deiner Lieder wird,
Wenn Freundschaft längst um meinen Hügel irrt,
Noch meinem Schatten lieblich tönen.

Das Alter.

Es lobt der Sänger der Natur
Die herbstlich reich begabte Flur,
Gleich den beblümten Wiesen;
Warum denn wird der Frühlingszeit
Des Lebens nur ein Lied geweiht,
Das Alter nie gepriesen?

Wer; jugendlich, bey Spiel und Kuß,
Sein Herz für künftigen Genuß
Bewahrte; wer im Frieden,
Weil Reue nicht in ihm sich regt,
Sein graues Haar mit Ehren trägt,
Ist dem kein Glück beschieden?

Im Stillen wünschet er und hofft,
Da in des Jünglings Busen oft
Ein wildes Feuer lodert:
Ihm weht der West, ihm blüht der Strauch,
Ihm lächeln holde Mädchen auch,
Weil er nichts weiter fodert.

Zwar steht die Liebe weggewandt;
Allein es schmückt der Freundschaft Hand
Mit Epheu seine Scheitel.
Was ihm geliebeu, macht ihn froh;
Und wenn ihm Vieles gleich entfloh,
Nennt er nicht Alles eitel.

So blinket ihm der Freude Quell
Im Rebensaft nicht minder hell,
Als jungen, raschen Zechern;
Vergangner Stunden Wonne steigt,
Obwohl zum Rundgesang er schweigt,
Für ihn aus vollen Bechern.

Bedächtlich schreitet er, und weilt,
Wo Jugend nur vorüber eilt
Und flücht'ge Lust erneuet;
Wie, wenn's umher voll Rosen steht,
Das Wiesenblümchen man verschmäht,
Doch später sein sich freuet.

Wohl bringt das Alter Sorg' und Leid;
Nicht aber ohne Süßigkeit
Sind leiser Wehmuth Klagen;
Denn wer belauschet nicht von fern
Der Vögel Elegien gern,
An leicht umwölkten Tagen?

Sollt auch, als Greis, der weisre Mann
Im Glockenschlage dann und wann
Sein letztes Stündlein hören;
Er hört es ohne Weh und Ach!
Ein Hinblick auf sein Schlafgemach,
Kann der die Freude stören?

Schon ging er oft zur Ruhe da,
Und legte sanft sein Haupt, und sah
Die Sonne wieder lachen,
Sah wieder Gattin, Sohn und Freund;
Einst wird mit ihnen er vereint
Zum schönern Licht erwachen.

Der kleine Savoyard *).

Am letzten December 1810.

Dinte! Dinte! das Jahr ist vorbey!
Mit dem neuen wird Vieles neu;
Aber Dinte, Papier und Feder
Braucht, nach alter Gewohnheit, ein jeder.
Mehr geschrieben als gedacht,
Hat schon Manchen zu Ehren gebracht.
Kaufet! der erste Jenner ist nah.
Dinta, Dinta, Dintalata!

Kaufet, kaufet! Im alten Jahr
Bot' ich gute, frische Waar;
Schwarz ist meine Dinte geblieben,
Wurde gleich Vieles umsonst geschrieben.

*) Welcher öfters im Jahr unsre Stadt besucht, und seine Stimme in allen Gassen hören läßt.

Manches Recipe, manches Projekt,
Manche Grille ward ausgeheckt,
Und von Allem ist wenig mehr da.
Dinta, Dinta, Dintalata!

Dennoch ist des Schreibens kein End;
Eheverlöbniß und Testament,
Acten und Liebesbriefchen die Menge,
Predigten, Küchenzettel, Gesänge,
Kommen und gehn, und keins hat Bestand;
So mit den Schatten an der Wand
Spielt die laterna magica.
Dinta, Dinta, Dintalata!

Schattenspiel, Alles! Drum, wer kann,
Sehe mit leichtem Herzen es an!
Immer das Fäßchen auf dem Rücken,
Laß' ich keine Sorge mich drücken,
Und versinge die böse Zeit.
Wenn im Winter es stürmt und schneyt,
Habt ihr Ball und Opera;
Ich, mein Dinta, Dintalata!

Kaufet, kaufet, mein Fäßchen ist voll;
Jeglicher schreibe damit, wie er soll!
Ohne Wunder und ohne Finte

Wandeln oft in Wein ihre Dinte
Vogt und Verwalter, Richter und Rath,
Doktor und Autor und Advokat,
Wirth und Krämer et cætera.
Dinta, Dinta, Dintalata!

Freude noch in jedem Federkiel!
Mög' es der Trauerbriefe nicht viel,
Mehr der Gevatterbriefe geben!
Mögen in Kraft und vollem Leben
Eure Knäblein wachsen heran,
Und mit meiner Dinte dann
Fröhlich malen ihr erstes A!
Dinta, Dinta, Dintalata!

Tischlied.

Am 4. November 1810.

Holt Eichenlaub, zu schmücken hier
Den alten Festpokal!
Denn deutsche Männer laden wir
Zum frohen deutschen Mahl.

Der Wackre nur soll Zeuge seyn,
Wie uns die Wange glüht,
Soll kosten unsern deutschen Wein,
Mitsingen unser Lied.

Hinweg, wer schüchtern um sich schaut,
Nicht frey sein Angesicht
Erheben darf, sobald man laut
Vom Vaterlande spricht!

Und, wem der Höfe Schmeichelkunst
Mehr ist, als deutscher Sinn,
Wer den verkauft um Herrengunst,
Um schändlichen Gewinn,

Weil er, was Menschen kann erhöhn,
Nach Ehrenstellen mißt,
Und, selber oben an zu stehn,
Des Volkes Schmach vergißt!

Nicht so der deutsche Mann! Er tritt
Hervor mit Wort und That;
Ihm dünket jeder bange Schritt
Der Kleinmuth ein Verrath.

Sein Herz bleibt hohen Muthes voll,
Droht ihm der Mächt'ge gleich;
Er schweigt nicht, wenn er reden soll,
Nicht um ein Königreich.

Hinblickend auf sein Vaterland,
An dem er nie verzagt,
Harrt er, bis, himmelab gesandt,
Ein beßrer Morgen tagt.

Und tagen wirds: Drum schmücken wir
Den alten Festpokal,
Und laden deutsche Männer hier
Zum frohen deutschen Mahl.

Neujahrswünsche.

I.

An den Herausgeber eines Wochenblatts, dessen Gattin sich in gesegneten Umständen befand.

Es wolle für dein Wochenblatt,
Und was dich sonst zum Autor hat,
Schon sichtbar oder noch verborgen,
Der Himmel treulich sorgen!

II.

An den Herrn Kommenthur von ***, der sich, als Dilettant, mit der Malerey beschäftigt. *)

Mal' unserm lieben Ittner heut,
Als Symbolum der bösen Zeit,
Sein Lieblingsthier, und schreibe dann
Darunter: Wohl ist dem auf Erden,
Der das vom Glück erhalten kann,
Zu stoßen nicht, und nicht gestoßen zu werden!

---

*) Man s. des Herrn von Ittner Vertheidigung der Böcke, in dem Taschenbuch: Iris für 1807.

III.

An den Freyherrn von ***, welcher eine große Schäferey hat.

Wohin man blickt, ist Schererey,
Und Keinem ist behaglich dabey:
Drum lob' ich den, der, ruhig und frey,
Statt fremde Wolle zu begehren,
Als guter Nachbar wohnt auf seiner Meyerey,
Und sich begnügt, die eignen Schafe zu scheren.

Das Familienfest.

Im Juny 1811.

Noch rüsten sich zu Fuß und Roß
Vereinte Kriegesheere;
Noch führt man tödtendes Geschoß
Durch blutgefärbte Meere;
Die Küste bebt, es zagt die Stadt;
Doch ruft uns jedes Zeitungsblatt,
Aus Osten und aus Westen,
Zu neuen Freudenfesten.

Da steigt, von Lampen ohne Zahl
Erhellt, als Werk der Feen,
Vor uns empor ein Wundersaal,
Wo Balsamdüfte wehen;
Da winkt der Künste Zauberstab
Bekränzte Genien herab;
Lautjauchzend steht die Menge,
Und huldigt dem Gepränge.

Wenn aber Ueppigkeit und Pracht
Sich einen Tempel schaffen,
Der nur von Größe zeugt und Macht,
Um den noch Klang der Waffen
Ertönt, dann weicht die Freude bald,
Die, fern vom Sitze der Gewalt,
Im engern Kreise wohnet,
Und guten Herzen lohnet.

Sie herbergt unter unserm Dach;
Hier darf, mit Wappenschilden
Und Ehrensäulen kein Gemach
Sich diplomatisch bilden;
Die Freude heiligt unser Fest;
Nicht Cadiz und nicht Bucharest,
Nicht Kampf, noch Siegesbeute,
Stört uns den Frieden heute.

Für uns durchsegeln nicht den Belt
Hohnsprechende Fregatten;
Hier ladet unsre kleine Welt
Uns in der Bäume Schatten;
Die Kirsche reift, der Weinstock blüht;
Hell schlägt der Fink sein Morgenlied,
Den Kummer abzuwehren,
Zum Säuseln junger Aehren.

Die Wolke zwar, die sich der Saat,
Um freundlich sie zu decken,
In heißer Mittagsstunde naht,
Kann uns am Abend schrecken;
Verderben bricht aus ihr hervor;
Doch wieder singt des Waldes Chor,
Wenn Sturm und Donner schweigen,
Auf frisch getränkten Zweigen.

So tobt des Krieges Donner auch;
So wird sein Laut verhallen,
Und einst des Friedens linder Hauch
Um jede Flagge wallen.
Dann aber schmücken unser Haus
Nicht glänzende Trophäen aus;
Die Freude soll im Stillen
Uns nur den Becher füllen.

An meinen Vater, bey Ueberreichung einiger Flaschen alten Rheinweins *).

Gaben der Flora, Dir von Grazienhänden gespendet,
Priesest Du oft; aber nie sangst Du zur Leyer dem Gott,
Der die Priester Apolls, durch seine süßen Geschenke,
Mit Begeisterung füllt, Vater Lyäus, ein Lied:
Darum sendet durch mich er alten Rheinwein Dir heute,
Daß die Saiten Du auch lassest ertönen von ihm.

Fritz Jacobi.

*) Erster poetischer Versuch.

Antwort.

Wohl ist, wenn durch die Rebenlaube
Sie lachend blinkt, die Purpurtraube
Den Musen werth. Zum öftern hat
Lyäus, an des Phöbus Statt,
Den Jüngling angehaucht: Dann sieht,
Was nur Geweihte sehn, der Zecher,
Lernt Melodie vom Klang der Becher,
Wird kühn, und singt sein erstes Lied!

Mein erstes sang ich nicht zur Ehre
Des Gottes, der die lauten Chöre
Der tanzenden Mänaden führt;
Mich hat sein Thyrsus nicht berührt.
Von selbst, im zartsten Alter, keimte
Mir in der Brust ein süßer Hang
Zu Liedern; aber, was ich reimte,
Gab Einfalt nur und frommer Dank,

Den guten Vater zu erfreuen,
Mir unter Kinderspielen ein.
Auch später war es nicht der Wein,
Wenn in die Rund' er festlich schäumte,
Und Frohsinn hoch den Becher hob,
Der mich begeisterte. Sein Lob
Gefiel mir zwar von weisen Dichtern;
Allein die weisern schwiegen bald,
Verdrängt von einem Schwarm, der, nüchtern,
Des Mosterfinders Allgewalt
An Wasserquellen pries: Da flohn,
Anstatt die Sänger anzustaunen,
Vor ihres Liedes heiserm Ton
Bachant und Satyr, Nymphen, Faunen,
Und Trinker wendeten voll Hohn
Sich weg. Die wonneleeren Saiten
Der Alltagsharfen mußten ruhn;
Ein beßrer Päan tönte nun
Von neuen. Sollt' ich ihn begleiten?
Wer darf es, wenn die Jugend wich?
Die Muse selber warnte mich;
Denn schon geziemten meinem Haar
Nicht Epheukränze mehr, schon war
Die Zeit der Orgien vorüber;
Und jetzt? — Was forderst Du, mein Lieber?
Woher zum Dithyrambenschwung

Die glühende Begeisterung?
Wem, nach erloschnem Feuer, matt
Die letzten Dichterfunken glimmen,
Der schweige beym Pokal! Er hat
Kein Recht, sein Evan! anzustimmen.

Soll, minder rasch, mein Lied vielleicht
Sich auf des Scherzes Flügeln heben?
Die Freude muß es dann beleben,
Die lächelnd uns die Flasche reicht.
Sie sah der Greis Anakreon
Begeisternd um sein Barbiton
Und um die vollen Kelche schweben;
Nicht so, wem Hippokrat befahl,
Den Göttertrank, bey jedem Mahl
In kleinen Bechern abzumessen!
Gesanglust, seliges Vergessen
Kann ihm kein Rebensaft verleihn.

Drum laß mich Deinen alten Wein
Im Stillen kosten, fröhlich seyn,
Und, doppelt mir den Muth zu stärken,
Auf Deines Liedes Töne merken.
Wie war nicht meinem Vaterohr
Einst, aus der Wiege selbst hervor,
Dein lallender Gesang so theuer!

Als Jüngling singst Du nun zur Leyer,
Und es entflammte, so wie mir,
Den Dichtergeist nicht Bachus Dir.
Wie mich, in längst verlebten Tagen,
So hieß ein frömmeres Gefühl
Auf nie versuchtem Saitenspiel
Auch Dich die ersten Griffe wagen.
Im heil'gen Hain, am Festaltar,
Gab eine Muse Dir die Weihe,
Zu preisen laut, und immerdar,
Was schön und löblich ist und wahr,
Und spät noch auf die Leyer hin
Den Blick zu werfen ohne Reue.
Des Weisen Lob sey Dein Gewinn!
Nur das ersinge Dir, und freue
Dich, wenn der Sonne milder Schein
Die Traube färbt am deutschen Rhein!
Sieh, mit den Biedern im Verein,
Die Becher brüderlich sich füllen,
Und denke, daß um Deinetwillen
Mir jeder Weinstock Wonne bringt!
Wo blühend sich die Rebe schlingt,
Da sprech' ich über sie den Segen,
Weil auf des Lebens rauhen Wegen
Sie Dich erquicken soll. Für Dich
Heb' ich das Aug' empor, und flehe,

Daß, wenn vielleicht in Kurzem ich
Hinüber zu den Vätern gehe,
Der Rebe Laub Dir friedlich wehe,
Vor Dir der volle Becher stehe,
Und dann — mir werde dieser Lohn,
Weil ich den Menschen Freude singe —
Ein Lied, doch ohne Klageton,
Ein treues Wort von Dir, mein Sohn,
In meine Ruhestätte dringe!

Grabschrift, unter einem Aschenkrug, über welchem ein Schmetterling fliegt.

Auf seine Raupenhülle sieht,
Wenn ihn die Morgensonn' umglüht,
Der neue Schmetterling herab,
Wie ein Verklärter auf sein Grab.

Trauerlied, bey der nächtlichen Todtenfeyer des Großherzogs Carl Friedrich von Baden, gesungen im beleuchteten Münster zu Freyburg.

Zu euch, ihr heil'gen Hallen,
Zu euch flieht banger Schmerz;
Hier klagt er, Thränen fallen,
Und Trost erfüllt das Herz.

Hier, unter Weihrauchdüften,
Hebt Glaube sich empor,
Geht Leben aus den Grüften,
Aus Nächten Glanz hervor.

In reinen lichten Höhen
Läßt Tempel und Altar
Uns ihn verherrlicht sehen
Der unser Vater war.

Zu euch, ihr heil'gen Hallen,
Zu euch flieht banger Schmerz:
Wir klagen, Thränen fallen,
Und Trost erfüllt das Herz.

Carl Friedrich hört die Klagen,
Will selbst den Enkel weih'n,
Und Geisterstimmen sagen:
Auch Er wird Vater seyn!

Wie vor des Richters Throne,
Der Fürstenthaten wägt,
Die unbefleckte Krone
Carl Friedrich niederlegt:

So schwört den frommen Ahnen
Ihr Erbe, liebevoll,
Daß ihn die Krone mahnen
An Menschenrechte soll.

Carl Friedrich hört uns klagen,
Will selbst den Enkel weih'n,
Und Geisterstimmen sagen:
Auch Er wird Vater seyn!

Beylage zum Titelkupfer der Iris 1813, auf welchem der Gottesacker zu Freyburg abgebildet ist, mit der Unterschrift:

Hier, unter den Schlafenden Gottes,
ruht mein Sohn, mein einziger.

Freyburg, den 2. September 1812.

Ein Schriftsteller, der mehrere Jahre mit eben denselben Lesern sich unterhält, wird immer bekannter mit ihnen, und es knüpfet sich nach und nach zwischen ihm und denen, die ihn am besten verstehen, ein engeres Band. Insonderheit geschieht dieses, wenn er es wahrhaftig gut mit ihnen meint, und nicht nur für seine Werke ihren Beyfall zu gewinnen, sondern auch sich Freunde unter ihnen zu machen wünscht. Mir ist ein solches Glück geworden. Ich habe mit den Lesern meines Taschenbuches jederzeit frey aus dem Herzen herausgesprochen; mich ihnen gezeigt, wie ich war; selbst kein Bedenken ge-

tragen, dann und wann meinen Gesprächen mit ihnen kleine Scenen aus meinem häuslichen Leben einzumischen, weil ich unbefangen glaubte, daß wenigstens einige an meiner Freude, wie an meiner Trauer, Theil nehmen würden. Sie haben es gethan, haben manches meiner Familienfeste willig mitgefeyert, und die dabey angestimmten Lieder in ihren Zirkeln nachgesungen. So lächelten sie mein Knäblein an, das auf dem Arm seiner Mutter, zum Mond aufblickend, ihn haschen wollte, oder auf dem Schaukelpferde mit kindischem Jubel die Geißel schwang*). Ungerechtes Mißtrauen wär' es also, den gutmüthigen Lesern jetzt, da ich meinen Liebling in der vollen Blüthe seines Lebens verlor, meine Gefühle zu verschweigen. Und wie könnt' ich es, da meine Iris zum ersten Male, nur von liebreichen Gehülfen ausgestattet, ohne Gabe von mir selbst, erscheint, und ich dieserwegen mich rechtfertigen muß? Uebrigens hat er, um den ich traure, wohl einige ihm gewidmete Blätter in einem Werke verdient, zu dessen Fortsetzung ich so oft, wenn Alter und körperliche Leiden mich nieder-

*) Man s. Taschenb. von Jacobi rc. für 1775 und 1796.

drückten, durch ihn von Neuem begeistert und gestärkt wurde.

Man gönne mir den Trost, ihm öffentlich dieses Zeugniß zu geben; ihm, mit der Kinderseele im Jünglingsalter, die sich rein erhielt, bis an sein Ende, und mit der Wahrhaftigkeit in allem Reden und Thun, welche mich oft an den jungen Hirten des Mungo Park *) erinnerte, vor dem, als man ihn verwundet heim trug, seine trostlose Mutter herging, und einmal über das andere, die Hände zusammen schlagend, ausrief: Nie hat er gelogen; nein, nie!

Warum sollte ich läugnen, daß wenn in den unglücklichen Tagen, da mein Einziger noch an meiner Seite saß, ich, wie einst Lycon, der Vater des Autolycus, wäre gefragt worden: Worauf ich am mehrsten stolz wäre? ich, wie jener, geantwortet hätte: Auf meinen Sohn. Auch bin ich gewiß, dieser hätte dann, gleich dem Autolycus, sich erröthend zu mir hingeneigt, und den Anwesenden und mir selbst das Geständniß abgelockt: Ich sey der reichste unter den Sterblichen. **)

*) M. s. dessen Reisen im Innern von Afrika.

**) M. s Xenophons Gastmahl.

Da nur zu Viele mit mir einen ähnlichen Verlust bejammern, so muß ich für diejenigen, denen die alles besänftigende Zeit bis jetzt kein tröstliches Wort in die Seele flüsterte, das Bekenntniß hinzuthun, daß ich immer noch reicher, als tausend Andere bin, weil die Glückseligkeit, einen Sohn, wie der meinige war, gehabt zu haben, mit den bittersten Thränen nicht zu theuer erkauft wird.

Allerdings fühlte ich in dem schrecklichen Augenblick, als ich den letzten Kuß auf seine sterbende Wange und auf die Hand drückte, die, durch keine unedle That jemals entehrt, nur zu meiner Freude geschäftig gewesen war, allerdings fühlte ich in dem Augenblicke mein Daseyn wie vernichtet. Schwer lag die Gegenwart auf mir, und Vergangenheit und Zukunft boten keinen Trost. Aber noch hatte man den Entschlummerten nicht an den Ort der Ruhe gebracht, da fingen schon, in mancher einzelnen stillern Minute, wohlthätige Thränen an zu fließen.

Die ersten dieser Thränen verdankte sich keinem tröstenden Zuspruche, der für tief Leidende fast immer nur leerer Schall ist; sondern der innigen Liebe meiner Freunde, welche mich schweigend in ihre Arme schlossen, mit zarter Schonung

meine Wunde bluten ließen, und so lange mir sorgsam nachgingen, bis ich zu mir selbst sagen mußte: Ist gleich die Erde für dich zur Wüste geworden, so giebt es doch noch Herzen auf ihr, die dich suchen, und denen du nicht entfliehen darfst.

Zu diesem mächtigen Troste gesellte sich die allgemeine Trauer um den, seinem Geburtsorte so früh entzogenen, jungen Mitbürger. Nicht allein die Akademiker, unter denen er, liebend und geliebt, gewandelt hatte, gaben dem Entseelten die rührendsten Beweise von ungeheuchelter Achtung und treuer Anhänglichkeit; auch die übrigen Einwohner dieser guten Stadt nannten wehmüthig seinen Namen, weil sie mit dem Verewigten so viele der schönsten Hoffnungen dahin gewelkt sahen. Unsere Nachbarinnen wetteiferten mit einander, ihm Kränze zu flechten, die man klagend in seinen Sarg legte, mit denen man sein Leichentuch schmückte und sein Grab. Todesstille, als man ihn hinaus trug, in allen Straßen, durch welche der Zug ging, machte das Begräbniß zu einem der feyerlichsten, deren man sich erinnerte. O! der Seufzer und Thränen genug wurden ihm nachgesandt, und einstimmig wiederholten seine Lehrer das Lob, das, in den Hör-

fälen öffentlich ausgesprochen, seinen Eifer so oft entflammt hatte.

Mein Sohn war empfindlich gegen das Lob, wie jeder edle Jüngling, obwohl er bereits im kindlichen Alter auf das unverdiente mit Verachtung herab sah, auch wohl ernstlich darüber zürnte. Er wollte seyn, wofür er gehalten wurde, strebte nach Vortrefflichkeit, und war desto rastloser, je mehr es ihm einleuchtete, wie schwer es sey, zu dieser Vortrefflichkeit zu gelangen.

Nothwendig mußte, nachdem er oft bey seinem mühevollen Tagewerke mich gedauert hatte, mein Schmerz Erleichterung finden in dem schönen Lohn, der ihm, ungeachtet seiner unvollendeten Arbeiten, zu Theil ward. Ihm vergolten sah ich nun jede, seiner Wißbegier aufgeopferte, Feyerstunde, jede Jugendfreude, willig dahin gegeben für höheren Genuß; denn der Ruhm, dessen Kranz ihm noch nicht gebühren konnte, wand um sein kurzes Leben wenigstens einen, zur Nacheiferung winkenden, Lorberzweig.

So gestand der römische Senat dem, in der Blüthe seiner Jahre verstorbenen, Cottius eine Bildsäule zu, wenn gleich dessen frühe Jugend erst in der Folge Thaten, einer so großen Ehre würdig, von ihm hoffen ließ. Aber man wollte,

wie der jüngere Plinius sich ausdrückt, dem Vater für seine tiefe, schmerzende Wunde ein kräftiges Linderungsmittel bereiten *). Innigst bewegt, las ich einst mit meinem Sohne diese Stelle des Plinius, ohne zu ahnden, daß mir selbst künftig ein solcher Trost vonnöthen seyn würde!

Allmählig begann auch das, was im Anfang die Qualen der Sehnsucht mir vermehrt hatte, meinem Herzen wohl zu thun. Die Sehnsucht verwandelte sich in ein zärtliches Verlangen, und nun konnte ich die Augen auf den mir so theuern Andenken ruhen lassen, die mich noch wirklich umringen und meinen Liebling mir vergegenwärtigen. Jene Zeichnungen von seiner Hand, jene, durch ausdauernden Fleiß hervorgebrachten Oelgemälde, von den ersten Versuchen an bis zu denen, die sich den Beyfall der Kenner erwarben, und die Landschaft dort, noch öde, noch ohne Andeutung irgend eines lebenden Geschöpfes in ihr, weil er, bevor sie geendigt war, den Pinsel auf immer niederlegen mußte; mir aber eben darum ein desto heiligeres Denkmaal — und jenes von ihm selbst gepflanzte, zur hohen Staude

---

*) Lib. II. Epist. 7.

empor gewachsene Geranium, und das Feigenbäumchen, dessen Anblick ihn an seinem letzten Tage noch erquickte. — O wie vieles, das von dem Hingeschiedenen mir übrig blieb! Jedes seh' ich an der Stelle, wo ich es neben ihm sah; denn ich folgte meinem Herzen, und verwechselte die Wohnung, in der ich mein Liebstes verlor, mit keiner andern. Auch blieb in dieser Alles unverändert. Noch hängt in dem Schlafzimmer meines Sohnes, wo er jetzt seinen letzten Hauslehrer und vertrautesten Freund zum Nachfolger hat, über seinem Kopfkissen der sterbende Lavater; aber kein Vogelgesang wecket den Schlummernden mehr. Nicht mehr kann ich neben seinem Bette sitzen, und in Tagen der Krankheit seiner pflegen. Viele Thränen des Schmerzens wurden da geweint, und viele der Freude bey seiner Genesung. Indessen ging keine von solchen Stunden des Jammers und der Wonne für mich verloren. Oefter noch seh' ich sie, diese im rosenfarbenen Schleyer, jene im Trauergewande vorüber schweben, sämmtlich von der Liebe geführt, und sämmtlich mir willkommen.

Selbst dann, wenn in einer finstern Minute mich ein Schauder ergreifen will, wenn ich weg von dem weichen, ehemals so treulich gehüteten

Lager des Lieblings nach dem engen, dunkeln Kämmerlein blicke, wo er jetzt verlassen, den Vater= und Mutterarmen entrissen, da liegt, selbst dann gelingt es mir, durch Erhebung des Geistes, oder durch Aufschwung der Phantasie, welche sonst die Schrecknisse des Grabes leicht vergrößert, jenen Schauder zu überwältigen. Bald umtönet mich, wie von Engelstimmen begleitet, des frommen Sängers hohes Lied, dem Allgegenwärtigen geweiht *). Bald schaue ich mit deutschem Biedersinn umher, und sehe das unter dem Zeitendrang seufzende Vaterland; nähere mich dann wieder dem Hügel, der meinen Verewigten deckt, und sage: Wohl dir, daß sie dich so tief hinab senkten! Schlummere fort in kühler Erde, in der unverletzlichen Freystätte, die vor jeder Knechtschaft dich sichert, weil sie allein dem Machtspruche der Gewaltigen kein Gehör giebt! Auf diesem Boden, den die Sonne bestrahlt, hättest du ihn nicht gefunden, hättest oft, ein Fremdling unter deinen Genossen, einsam wandeln müssen, ohne dich anzuschmiegen an eine, für Recht und Freyheit glühende Brust, wie die deinige.

---

*) M. s. Klopstocks Oden.

Was mir nicht wenig hierbey zu Hülfe kommt, ist die anmuthige Lage des hiesigen Gottesackers, der, die Kreuze auf den Grabhügeln ausgenommen, nichts von seiner traurigen Bestimmung verräth. Unweit der Stadt und einer mit Pappeln besetzten Landstraße; von Gärten mit fruchttragenden Bäumen umringt, scheint er weniger, die Todten aufnehmen, als die Lebenden einladen zu wollen. In einer kleinen Entfernung zeigt sich der Schloßberg, den unsere unermüdeten Bürger immer mehr zum Weinberge umschaffen, und an dessen Fuß reiche Kornfelder und ergiebige Matten sich ausdehnen.

Auf dem Gottesacker selbst wohnt der Aufseher desselben in einem mit Reben umflochtenen Hause, und das Rauschen eines einfachen Brunnens vermehrt die Annehmlichkeit des Ganzen.

Hier nun ist die Ruhestätte meines Unvergeßlichen, wenige Schritte von einem seiner ehemaligen Gespielen, dem Sohne meines Arztes und Freundes, welchem sein Vater ein Grabmaal von schwarzem Marmor gesetzt hat, mit der Inschrift:

„Ihr, die ihr ein geliebtes Kind,
Ein einziges, beweint, kommt, unsern Schmerz zu lesen!

Ihr wißt allein, was wir gewesen,
Und was wir sind."

Diese Inschrift wurde von mir für meinen Freund gedichtet. Ach, wenn ich zu jener Zeit voraus gesehen hätte, neben welcher Gruft ich sie einst wieder lesen würde!

Eine der ersten Sorgen meiner Gattin, nach der Beerdigung unsers Entschlafenen, war, sein Grab auf das Freundlichste auszuschmücken. Das Kreuz auf demselben ist mit Rosenbüschchen umgeben. Zum Haupte steigt eine Sonnenblume von außerordentlicher Größe empor, weil sie zu den Lieblingsblumen meines Sohns gehörte. Zu den Füßen grünt eine Thränenweide, als Sinnbild unserer Trauer, so wie die benachbarte Cypresse, und die Mitte des Hügels ist mit blauen Glockenblumen bepflanzt. Die Sonnenblume sieht man häufig von Bienen besucht, die zugleich an dem Brunnentroge nicht weit davon sich erfrischen.

Bey dem Grünen und Blühen auf seiner Gruft denke ich gern an ein Tischgespräch mit meinem Sohne zurück, in welchem vom Einbalsamiren der Todten, vom Begraben und Verwesen die Rede war. „Balsamirt", sagte er, „möcht' ich nicht seyn; da würd' ich aus aller

Verbindung mit der lebenden Natur gesetzt. Lieber will ich mit ihr fortwirken, den Boden begrasen helfen, den Pflanzen und Blumen Nahrung geben, daß sie wachsen und gedeihen, und Wohlgeruch verbreiten, daß die Biene kommt und Honig aus ihnen sammelt. So darf ich nicht müßig bleiben, indeß alles um mich her in voller Regsamkeit ist." Diese heitere Ansicht, und die eben so heitere Miene, womit er sprach, machten einen tröstlichen Eindruck auf mich, und sind mir noch tröstlicher jetzt, da seine liebe Gestalt schon der Hügel deckt, unter welchem er zu Asche werden soll.

Das Traurige, was sonst ein Begräbnißort zu haben pflegt, wird von dem unsrigen insonderheit dadurch entfernt, daß ein Fußpfad über denselben nach einem in der Nähe gelegenen Dorfe, zu Gärten, Feldern und Reben führt. Da eilen früh Morgens Gärtner und Ackerleute zu ihrer Arbeit, und kehren Abends, ihre Geräthschaft auf der Schulter, heim. Viele ruhen hier, wo künftig ein längerer Feyerabend sie erwartet.

Diese Schilderung sey denjenigen Lesern geweiht, denen die Beschreibung meiner Wohnung kein unwillkommenes Geschenk war *).

*) In dem Taschenbuche Iris für 1809.

Zu ihnen habe ich oft mit Vertrauen mein nasses Auge hingewandt, als mein Köstlichstes mir genommen war, als ich die gegenwärtigen Gefühle mit den frühern, insonderheit mit dem Frohsinn verglich, der zu jener Beschreibung mich aufforderte. Ihnen gedachte ich auch meine Klaggesänge an der geliebten Gruft zu widmen; aber heut' — an eben dem Tage, an welchem ich vor zwey und siebenzig Jahren die Augen zum ersten Mal öffnete — sind es zwölf Monate, daß Er, der bis dahin auf dem sauern Wege durchs Alter mit kindlicher Treue mich begleitet hatte, sterbend die seinigen schloß; und noch gestattete mir der Schmerz kein Trauerlied. Wenn auch meine Einbildungskraft in den heftigsten Krämpfen mich aufrecht erhielt, so kehrte doch der von mir gewichene Dichtergeist nicht zurück.

Ach! im Gefolge so vieler thränenvollen Stunden, nur Eine noch von jenen, die vormals auf den Flügeln der Morgen- oder Abendröthe zu mir herab schwebten, da meine Gefühle von selbst zu Melodien wurden, und in die Ferne tönten, und manches Herz mir gewannen, dessen Mitgefühl mich beseligt hat zur guten und bösen Zeit! Tage des Trostes sind mir geworden. Selbst die Freude besuchte jüngst wieder das Haus,

das, von der Liebe neu geweiht, mich plötzlich neben jedem Nachtstücke des Scheidens ein lachendes Bild des Wiederfindens erblicken ließ. War es nicht, als verklärte sich die ganze Wohnung in dem Augenblicke, in welchem du, der erste Gespiele meiner Kindheit, der mir angeborne, unzertrennliche Gefährte meines Lebens, diese Schwelle betratest? Lange von mir ersehnt, kamst du zu dem gebeugten Greise, der keinen Sohn mehr an sein Herz zu drücken hat; und dein Bruderkuß und die treuen Umarmungen der Schwestern bekräftigen mich in dem Glauben an unsterbliche Liebe. — Ach! nur eine Stunde der Begeisterung noch, daß ich, voll jenes Glaubens, an dem Grabe meines Entschlafenen und Verherrlichten, ein letztes Lied singe, da, wo die Thränenweide sich trauernd zur Erde neigt, und die Sonnenblume zuversichtlich ihr Haupt erhebt, sich zu erquicken an dem erwärmenden Strahl, der sie einst aus dem Staube so glänzend hervorgehen ließ!

Inhalt des vierten Bandes.

Erste Abtheilung.

Zweyte Abtheilung.

Seite

52632236



